

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz),
Oskar Moser (Klagenfurt – Graz)

geleitet von

Klaus Beitzl
und
Franz Grieshofer

Neue Serie
Band XXXVII

Gesamtserie
Band 86

WIEN 1983

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien. Verantwortliche Schriftleiter: Dir. Dr. Klaus Beitzl und Dr. Franz Grieshofer, alle: A-1080 Wien, Laudongasse 15–19. Druck: Bohmann Druck und Verlag Gesellschaft m. b. H. & Co. KG., 1110 Wien, Leberstraße 122. – AU ISSN 0029-9669.

Abhandlungen und Mitteilungen

Richard Wolfram, Unheimliche Geschichten aus der Wagrainner Gegend . . .	1
P. Johannes Vogt, Schmarageln. Ein altes, fast vergessenes alpenländisches Wurfkegelspiel (mit 1 Abbildung)	13
Emil Schneeweis, Mundartkunde und volkstümliche Heraldik (mit 1 Ab- bildung)	25
Wolfgang Brückner, Erzählende Kurzprosa des geistlichen Barock	101
Emil Schneeweis, Volkskundliches im Alten Testament (mit 2 Ab- bildungen)	149
Katalin Horn, Märchenmotive und gezeichneter Witz: Einige Möglichkeiten der Adaptation	209
Otto Kahn, Die Rätselprinzessin. Kommentar zur Volkserzählung vom Gifträtsel ATH 851	238

Chronik der Volkskunde

Feierliche Übernahme der Möbelstube aus Harta/Ungarn (Wilhelm Schlag) . .	28
Bericht über das 6. Internationale Symposium Ethnographia Pannonica in Tata/Ungarn (Margot Schindler)	30
Bericht vom 15. Internationalen Hafner-Symposium in Obernzell bei Passau (Werner Endres)	33
Bericht über die 22. Niederösterreichische Volkskundetagung in Ottenstein (Margot Schindler)	34
Die Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung in Österreich (Oskar Moser) . .	36
Das Österreichische Sprachinselmuseum (Maria Hornung)	37
Museen und Sammlungen der Bezirke Baden und Mödling (G. Ilming)	38
Ausstellung „Kerstmis in NÖ.“ zu Weihnachten in Rotterdam (Werner Galler)	38
Adolf Mais † (Richard Pittioni)	40
Schriftenverzeichnis Dr. Adolf Mais (Klaus Gottschall)	42
Mathilde Hain † (Leopold Kretzenbacher)	51
Walter Hävernich † (Fischer-Appelt und Jensen)	53
Zum 70. Geburtstag von Nikolaus Grass (Louis Carlen)	54
Viktor Geramb – ein Gedenken (Maria Kundegraber)	56
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1982 – Jahres- und Kassabericht (Klaus Beitzl, Franz Grieshofer, Franz Maresch †)	155
Statuten des Vereines für Volkskunde 1982	155
Michael Haberlandt-Medaillen 1983 (Franz Grieshofer)	171

Ernst Hubers Volkskunstsammlung. Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde (Franz Grieshofer)	172
Die Zeitung als Quelle: Bericht vom 1. internationalen Symposium des Instituts für Gegenwartsvolkskunde in Mattersburg (Eva Käusel)	173
Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Bericht über die Österreichische Volkskundetagung 1983 (Helmut Eberhart)	175
Alois Closs ein Neunziger (Karl Haiding)	178
Professor Ing. Franz Maresch † (Klaus Beitzl) und Schriftenverzeichnis von Michael Martischnig	178
Walter Kuhn † (Karl Haiding)	186
Trachtenforscherin Getrud Pesendorfer gestorben (Peter Stürz)	187
Josef Walleitner (1904–1982) † (Michael Martischnig)	188
16. Internationales Hafner-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Höhr-Grenzhausen (28. 10. bis 1. 11. 1983) (Werner Endres) .	251
„Unter der Bedeckung eines Hutes – Hauben und Hüte in der Volkstracht.“ Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde (Margot Schindler)	252
„Zumachen – Aufmachen.“ Sonderausstellung aus der Schmucksammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde (Gudrun Hempel)	254
Salzburger Weihnachtskrippen. Sonderausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde vom 30. 11. 1983 bis 2. 2. 1984 (Franz Grieshofer)	255
Lily Weiser-Aall 85 Jahre (Reimund Kvideland)	256
Verzeichnis der wichtigsten Arbeiten von Lily Weiser-Aall (Reimund Kvideland)	257

Literatur der Volkskunde

Volkstümliches aus dem steirischen Ennsbereich. Festschrift für Karl Haiding zum 75. Geburtstag (Franz Grieshofer)	58
Etnološki Prilozi 1 (Oskar Moser)	60
Burgenländische Forschungen (Barbara Mersich)	61
Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich (Viktor H. Pöttler)	62
Ilse Luger, Lebende Tradition – Das bäuerliche Wohnhaus in Oberösterreich (Oskar Moser)	73
Adriano Alpago Novello u. v. a. (Oskar Moser)	74
acta scansenologica, Tom 2, hrsg. von Jerzy Czajkowski; Jerzy Czajkowski (Hrsg.), Open-Air Museums in Poland (Oskar Moser)	75
Leena Sammallahhti, Suomaleinen kansanomaisen jalaskehto (Béla Gunda)	78
Ulla Linström, Småbarns tillsyn och träning (Béla Gunda)	79
Franz Maier-Bruck, Vom Essen auf dem Lande (Edith Hörandner)	80
Keramische Bodenfunde aus Wien (Richard Pittioni)	81

Wendel Hambuch, Der Weinbau von Pusztavám (Béla Gunda)	83
Michael Unterlercher, In der Einschicht (Franz Grieshofer)	84
Bori, Karlsberg und andere deutschböhmische Siedlungen in der Bukowina (Barbara Mersich)	84
Die Frau in der Bauernkultur Pannoniens (Leopold Kretzenbacher)	84
Franz Grieshofer, Volkswandern in Österreich (Monika Habersohn)	86
Ilka Peter, Das Ranggeln im Pinzgau und verwandte Kampfformen in anderen Alpenländern (Franz Grieshofer)	86
Ilse Koschier, Alte Kärntner Weihnachtsskripen (Oskar Moser)	88
Volksschauspiel im Burgenland (Leopold Kretzenbacher)	88
Horia Barbu Oprişan, Teatru fără Scenă (Felix Karlinger)	90
Astrid van Nahl, Originale Riddarasögur als Teil altnordischer Sagaliteratur (Rudolf Simek)	92
Friedrich Reinhold Kreutzwald, Estnische Märchen (Felix Karlinger)	92
Ion Nijloveanu, Basme populare româneşti (Felix Karlinger)	93
Publikationen zur rumänischen Volkskunde in Ungarn (Felix Karlinger)	95
Zur Besprechung der Perchtenmonographie des Österreichischen Volks- kundeatlasses in der ÖZV (Richard Wolfram)	96
Laographia (Walter Puchner)	191
Néprajzi Értésítő (Günter Kohlprath)	192
Dieter Weiss – Helmut Eberhart, Handbuch der Museen und Samm- lungen in der Steiermark (Franz Grieshofer)	194
Rotraut Acker-Sutter, Heimatmuseen im Lande Salzburg (Franz Grieshofer)	195
Olaf Bockhorn – Hermann Steininger, Museen und Sammlungen in Niederösterreich I: Viertel unter dem Wienerwald (Franz Grieshofer)	196
Gertrud Huemer, Niederösterreichische Heimatmuseen (Franz Grieshofer)	197
Hedwig Lüdeke, Griechenlandreisen (Walter Puchner)	197
Gerhard Prell, Totes Gebirge (Franz Grieshofer)	199
Lois Ebner, Kartitsch in Osttirol (Olaf Bockhorn)	200
Ethnische Gruppen in der Bundeshauptstadt Wien (Barbara Mersich)	201
Edith Hörandner – Friedl Jary, Mitfeiern! Festland Österreich (Franz Grieshofer)	202
Helmut Huber, Totenbrauchtum in Niederösterreich. – Gebet- und Lied- gut um Tod und Begräbnis aus Niederösterreich (Franz Grieshofer)	203
Alfred Cammann – Alfred Karasek, Ungarndeutsche Volkserzählung (Olaf Bockhorn)	204
Katalin Horn, Der aktive und der passive Märchenheld (Felix Karlinger)	206
Stefania Colafranceschi, Tradizione e trasformazione (Felix Karlinger)	207
Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde. Hg. von Louis Carlen, Bd. IV (Herbert Schempf)	262

A. Paládi-Kovács, A barkóság és népe (Béla Gunda)	263
Stará dělnická Praha. Život a kultura pražských dělníků 1848–1939 (Altes Prag der Arbeiterschaft. Leben und Kultur der Prager Arbeiter 1848–1939) (Vera Mayer)	264
Bibliographia Ethnographica Carpatobalcanica, I. Teil: Volksarchitektur (Béla Gunda)	266
Holzkirchen in den Karpaten (Vera Mayer)	267
Ants Viires, Talurahva veovahendid (Bäuerliche Transportmittel) (Béla Gunda)	269
Le Poisson dans l'Art et les Traditions Populaires d'Alsace (Herbert Schempf)	271
Václav Frolec (Hg.), Výroční obyčeje (Jahresbräuche) (Vera Mayer) . . .	271
Zmaga Kumer, Ljudska glasbila in godci na Slovenskem (Volksmusik- instrumente bei den Slowenen) (Leopold Kretzenbacher)	274
Klaus Leidecker, Zauberklänge der Phantasie	276
Maja Bosković-Stulli, Šingala-mingala. Usmene propovijetke (Š.-m. Mündliche Erzählungen) (Leopold Kretzenbacher)	277
Jörg Glauser, Isländische Märchensagas (Rudolf Simek)	278
Erwiderungen und Ergänzungen zur Besprechung V. H. Pöttl's (Karl Ilg) .	279
Ilka Peter, Tanzbeschreibung – Tanzforschung (Franz Grieshofer)	282
Herbert Lager – Hilde Seidl, Kontratanz in Wien (Franz Grieshofer) . .	283
Brüder Grimm Gedenken Band 3, hg. von Ludwig Denecke (F. G.)	283

Unheimliche Geschichten aus der Wagrainner Gegend

Von Richard Wolfram

Die nachfolgenden Aufzeichnungen stammen aus einer Gegend, die bisher volkskundlich noch wenig dokumentiert ist. Wagrain liegt am Eingang eines südwärts in die Tauern streichenden Tales, gerade da, wo es senkrecht auf eine wichtige West-Ost-Verbindung auftrifft. Der in die Tauern führende Ast heißt Kleinarltal. Wie schon der Name sagt, kürzer als das parallel verlaufende Großarltal. Im Gegensatz zu diesem, das seinen Hauptort Großarl in der Talmitte hat, bleibt Mitterkleinarl eher unbedeutend, die größere Siedlung ist Wagrain am Beginn des Tales.

Umgeben ist Wagrain von mittleren Bergzügen, welche die Gipfel des entfernteren Hochgebirges verdecken. Seine Bedeutung erwuchs aus der Verkehrslage. Zwar hatte die Gegend einen in Ausläufern bis ins 19. Jahrhundert reichenden Bergbau. Wichtig ist aber vor allem, daß die alte Verkehrsverbindung zwischen Salzach und Enns über Wagrain läuft, damit auch ein Hauptstrang des tauernüberquerenden Nord-Süd-Verkehrs. Erst mit dem Eisenbahnbau durch das Fritztal vererbte hier der Strom des Güterverkehrs. Vorher sollen hier täglich 150–180 Schwerverzüge durchgezogen sein und die Raststätten blühten. Säumerzüge mit Lasttieren gingen aber auch durch das Kleinarltal direkt südwärts gegen Venedig und Triest zu. Umgeben war dieser Knotenpunkt aber auf weit hinauf gerodeten Hängen von Bauernhöfen, zum Teil sogar ziemlich großen mit zahlreichen Diensten. Hier konnte sich eine reiche Kultur entwickeln.

Diese erlitt einen schweren Schlag durch die Protestantenvertreibung. 1732 zählte Wagrain 2250 Einwohner, von denen aber nur ein Viertel zurückblieb. Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts

hat der Ort diese Einwohnerzahl nicht wieder erreicht. Die Neuzuwanderer kamen zu einem beträchtlichen Teil aus anderen Salzburger Gegenden und sichtlich nicht in größeren geschlossenen Gruppen. Man kann also damit rechnen, daß sich ein Grundbestand an Überlieferungen erhielt. Einzelne Verdünnungen mögen aber doch auf die große Umschichtung zurückzuführen sein, z. B. die in Wagrain im Vergleich zum übrigen Umland verhältnismäßig schwachen Perchtenüberlieferungen.

Im Zuge meiner Salzburger Brauchtumsaufnahme, welche ich mit Fragebogen und direkter Aufzeichnung zwischen 1945 und 1954 durchführte, arbeitete ich 1945, 1946 und 1948 auch in Wagrain, und zwar wochenlang, weil das Gebiet so ergiebig war. Meine Aufzeichnungen allein aus dieser Gegend umfassen rund 200 Schreibmaschinenseiten.

Damals war Wagrain noch ein Ort mit verhältnismäßig wenig gestörter Überlieferung. Wo man antippte, flossen die Quellen reichlich. Heute hat sich die Stille in einen hektischen Wintersportbetrieb verwandelt, Skilifte umgeben den Ort, auf der Hochfläche des Kirchbodens reiht sich eine Frühstückspension und ein Hotel an das andere. Vor 36 Jahren standen da außer der Kirche, dem Pfarrhaus und Schulhaus nur das Waggerl-Haus, vier Bauernhäuser und einige Kleinhäusler. Trotzdem leben bei der älteren Generation die alten Geschichten noch und werden auch immer wieder neu erlebt. Davon konnte ich mich soeben überzeugen. Als Proben wähle ich etliche unheimliche Geschichten aus, die mir in den vierziger Jahren erzählt wurden, und füge einige Aufzeichnungen aus dem Februar 1981 hinzu als bemerkenswerte Beispiele. Die Erzählungen gehören naturgemäß gewissen Typen an, enthalten aber fast durchwegs ungewöhnliche Motive.

's wild Gjoad

Von diesem sonst so reich vertretenen Sagentypus war im Hauptort Wagrain nur mehr wenig zu erfahren. Lebendig war nur mehr der Ausdruck selbst. Wenn es recht wild zugging, z. B. in einem Gasthaus, sagte man „a då schreit dás wild Gjoad“. Oder wenn es bei einem Bauern Streit gab: „Die hãbn 's gånze Jãhr 's wild Gjoad im Haus.“

Anders wird es schon, kommt man in die Umgebung des Ortes. Der Lechnbauer Andre Loitfellner, einer meiner wichtigen

Gewährsleute, geboren 1887, berichtete mir, daß ihm ein Bergbauer, der Untersteffner, erzählt hatte, er habe es selbst „a schon a so schreien g'hörscht“. Der Lechnbauer ergänzte dazu, „wänn 's wild Gjoad kimmt oder schreit, kimmt a Kriag oder a Seuch oder wås. Wann oa's daher kemma is, da sein die Menschn um d' Füaß umma ågschnittn worden. Wia a Kinderstimm håt ma 's schrei(n) g'hörscht“. Schutz konnte man finden, wenn man sich unter einem Holunder, einer Esche oder einem Vogelbeerbaum bergen konnte. Es half auch, wenn man sich mit dem Gesicht zur Erde niederlegte. Am besten war es, wenn eine Eisenegge in der Nähe war und man unter die umgedrehte Egge kriechen konnte. Die letzteren Angaben stammen von meinem besten Wagrainer Gewährsmann, Matthias Schönberger, geb. 1878. Die Egge als Schutz war nach Schönberger in Wagrain noch allgemeiner Glaube bis gegen 1900.

Die Klag

Einem Kindergeschrei ähnlich schreit auch die „Klåg“ oder „Kloug“. Ihre Rufe kündigen Unheil an. Meist schreit sie einige Tage vorher. „De und de Wochn håt die Klåg g'schrian“, hieß es, „werscht net eppa wer sterbn bei ins? G'sechn håt sie åba neamd.“ Man stellte sich die Klag weiblich vor. In Schwaighof ergänzte man: „Die Kloug hörscht ma gewöhnlich wia a kloa's Kind. Es schreit net im eignan Haus, sondern beim Náchbarn. Vom Kloug-Schrein håt ma oft g'hörscht, is a noch.“

Die Trud

„Die Trud håt 'n kloan Kindern druckt und d' Håår g'leckt. Auf a jedn Wiagn is deswegn a Trudnkreuz aufig'måcht wordn. Auf dås håbn die Ältn viel g'håltn“ (Rosa Eschbacher, geb. 1878, Rettenstein). Gegen die Trud waren eigene Messer, Stichelmesser mit Kreuzln und Viertelmonden drauf. „Bål a Kind in da Wiagn mit da Trud z'toan g'håbt håt, muaß ma dås Messer untern Strohsäck toan. Die Trud, wia is dö fürkemma? Dås håb i wås g'hörscht ba der Tür, und wia i hinschau, geht sie auf und wåłgt a Kuahwåmpn eihl und auf d' Brust aufi und druckt, und gach wår's dahin wieder. Es ist die Säge, daß dås verwunschne Menschen sein, die dås måchn müaßn“ (Lechnbauer). Seine Frau, die Lechnbåuerin, gab an, die Trud schaut aus „wia a schwårzer Wuzl“. Als Kind, noch ehe sie in die Schule ging, habe sie das

selbst erlebt. „Dänn sein sie mit'n Weichbrunn aussegna gånge. Die Ältn håbn g'sågt, då håbn's bei der Taf wås auslæssn, nåcha måg (kann) die Trut zuhi.“

Hexen

Auch über diese erzählte mir das Ehepaar Loitfellner in Schwaighof eine Menge: „9 Tåg håt si oanë net wåschn derfn, 9 Tåg nit kampln und bei der Wandlung d' Feign zoagn. A kloas Büachei und a Staberl håt sie a.“ Der Bauer gab an, er habe selbst gesehen, wie eine Bäuerin auf einem Hügel Eier herzauberte. „Då håt's a weng piffn und die Oar sein daherg'wålgnt.“

Die Hexen müssen die gerade Linie einhalten. „Wänn die Hex då zu an Stådl kemma is und es is a Vierklee dabei, måg (kann) sie nit weiter. Drum sein mittn im Heu, wo koa Henn drein kånn, oft Eier.“ Die Lehenbäuerin hat so etwas schon selbst gesehen. 16 Eier waren einmal in so einem Stadl. „Drum is der Vierklee so wertvoll. Von an solchn Oar muaß in an jedn a kloa's Haarl drein sein. Beim Schauern (Hageln) siacht ma oft oa's.

In St. Veit is a Bäurin g'wen mit an kloan Örschtei (Hof) und a päär Kuahdei. Und sie håt ållweil so viel Butter g'håbt. Wia ma sie g'frågt håt, håt sie g'sågt, dås is gånz oafåch. Selba muaß i rührn, sonst håb i koa Kråft. Wänn i auswåschn tua, såg i:

Z'såmm, z'såmm,
vo Wean bis auf Rom,
von a jeder Kuah wia a Bohn.“

So zauberte sie von jeder Kuh ein bohnen großes Stück Butter in ihr Faß. Der Sagentypus ist in mehreren Fassungen bekannt. Matthias Schönberger erzählte von einer Sennerin auf der Alm, die staunenswerte Buttererträge lieferte. Ein Jäger wollte dahinter kommen, schlich sich ein und sah und hörte, wie die Sennerin vor einem riesigen Butterfaß saß und dazu sagte:

„Her und her von Rom,
von jeder Kuah wia a Bohn.“

Vom Schadenzauber der Hexen erzählte die Lehenbäuerin noch: „Oamål håbn's fürchterlich viel zan Heugn g'håbt. Då is a Weibl kemma, der håbn's nix gebn wolln. Då håt sie g'sågt: ‚I werd's schon måchn, daß bald Schicht kriegts'.‘ ‚Jå wia?‘ ‚Jå wenn a Wetter kimmt.‘ ‚Du Sauweibl, wås werscht denn du

kinna?‘ Dâ is sie hintern Zaun und oana ist nächgânga und hât g’sechn, wås sie tuat. Dâ hât’s a Grüabei g’mâcht und a weng ummag’grüahrt und hât g’sâgt:

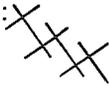
„Regna solls bâld,
regna solls gschwind,
regna solls augenblicklich!“

Und dâ is a gânz a schiachs Wetta kemma.“

Gegenmittel bei einem Hochwetter, das die Hexen verursacht haben, sind folgende: „Hinta d’ Haustür an Besn so zuhiloan (hinlehnen), daß d’ Hex net eihi kânn. Oder an Besnstumpn außisteckn und an Tisch außitrâgn, wo ’s Allerheiligste draufstândn is, wenn wer versegnt wordn is. Und dânn ânkendn (anzünden) Pâlm und Weichholz“ (von der Osterweihe).

Der Besen ist ein wichtiges und kennzeichnendes Arbeitsgerät der Frau. Wahrscheinlich wegen des mit dem Auskehren verbundenen Beseitigens von üblen Dingen auch im übertragenen Sinne wird dem Besen eine abwehrende Wirkung zugeschrieben. Die Hexenvorstellung ist aber auch mit dem Besen eine feste Verbindung eingegangen. Der Besen dient ihnen als Reitgerät, und die Hexenmasken der Winterbräuche führen unweigerlich einen Besen mit sich. Es ist eigenartig, daß im vorliegenden Bericht der Besen auch den Hexen gegenüber als Abwehrmittel gebraucht wird. Freilich, nach der älteren Vorstellung ritten die Hexen nicht auf Besen, sondern auf Zaunstöcken. Darauf deuten noch die althochdeutschen Namen „hagazussa“ (mit „Hag“ zusammenhängend) und „zûnrîte“, sowie altnordisch „tûnridha“. Die „Zaunreiterin“, dieser Name ist wahrscheinlich eine Zusammenziehung aus einer ursprünglichen „Zaunsteckenreiterin“. Dazu würde eine bemerkenswerte Aussage Schönbergers stimmen, die Hexen hätten „auf die Zaunsteckn umanândatânz“. Bei Schönberger konnte man in mythologischen Dingen nie ganz sicher sein, denn er war ein belesener Mann, der aus eigenem Antrieb Latein und Gotisch gelernt hatte, obwohl er nur die Volksschule besucht hatte. Er besaß ein echte wissenschaftlich-kombinierende Begabung, einer der Hochbegabten im Volke, die leider nie eine Anleitung bekamen und studieren konnten. Es ist bezeichnend, daß er mir auf meine Bitte, mir doch eine Schilderung des Ablaufes der bäuerlichen Arbeit im Verlauf des Jahres niederzuschreiben, antwortete: „Ja, âber dâs is a laare (leere) Ârbat, dâ kânn ma nix außerdenkn“ (kombinieren, deuten). Es wäre also denk-

bar, daß Schönberger die althochdeutsche Bezeichnung gekannt und daraus Schlüsse gezogen hätte. Um vielleicht Klarheit zu erlangen, fragte ich Schönberger noch bei zwei anderen Gelegenheiten über den Hexentanz. Einmal sagte er, „auf'n Zaun drauf, von oan Steckn auf'n ändan, im Zickzack.“ Das wäre dann also doch eine Art Lufttanz. Beim dritten Gespräch verdeutlichte er mir die Tanzart in der Weise, daß er sagte, „sie håbn den ‚Hen-natanz‘ g'mächt, der wår von oan Zaunsteckn auf den ändern im Zickzack, auf'n Zaun drauf“. Durch eine Zeichnung versuchte er mir die Figur zu verdeutlichen, indem er hinzufügte, „der Hexentanz soll die Figur måchn“:



Nun, kann das eine Anspielung auf die schräg in die Erde gesteckten und verschränkten Stäbe alpenländischer Zaunformen sein, aber man hat den Eindruck, daß auch ein Überkreuzen im Tänzerischen eine Rolle gespielt haben könnte.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß es in Deutschland¹⁾ und Schweden tatsächlich einen reinen Frauentanz gibt, bei dem Anklingendes vorkommt. Die Frauen fassen zwischen ihren Beinen den hinteren Saum ihres Rockes und ziehen ihn nach vorne durch. Wenn sie ihn so halten, sieht es beinahe so aus, als ob sie auf etwas ritten. In dieser Stellung machen sie Spreizsprünge vorwärts, rückwärts, seitwärts, überkreuzen auch. In Schweden sagten sie mir, die Frauen zeigten diesen Tanz nicht gerne vor und sie tanzten ihn auch erst, wenn der Alkohol schon eine gewisse Wirkung getan hätte. In ihrem Artikel „Hexe“ im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens weist L. Weiser-Aall auch darauf hin, daß eine Reihe von Hexenvorstellungen in verzierter Form tatsächliches Frauenbrauchtum widerspiegeln. Wir könnten also einen Tanz von Frauengemeinschaften vor uns haben, auf deren Vorhandensein ich schon 1933 hinwies²⁾.

Von den Hexen sprach auch Rosa Eschbacher vom Gerschbachbauern in Rettenstein: „Daß die Hexn an oa's wünschn können, davon bin i fest überzeugt. Oamål is a Kind g'wen, dås håt immer g'schrian und sich g'wundn åbends und in der Nåcht. Um a zwölfe håt ma's går net mehr derhålt'n können. Då is der Bauer mit'n Kind zu an Patern in Rådstådt. ‚Dös is enk g'wünschn wordn‘, håt a g'sågt. Und håt eahm wås G'weichts mitgeb'n. Und der Pfårra håt 's Haus ausg'segnt. Und dån wår's guat. Dås håb i tatsåchlich erlebt.“

„In der Oberbrändstätt hãm ma gâr neamma (Butter) rührn können. Dås is g'wunschn g'wesn. Då hãm ma a g'weichts Zeug unter d' Stålltür und ausg'racht (geräuchert) und ma håt wås Gwisses betn müaßn und dänn is gâr wor'n.“

Vom Teufel

Der Glaube an den Teufel spielte eine große Rolle, und manigfach sind die Erzählungen, daß ihn jemand wirklich zu Gesicht bekam; selbst 1981 klang das noch nach. Die Direktheit und Handgreiflichkeit der Vorstellungen ist manchmal verblüffend. Das beginnt beim Umschlagen von nächtlichen Bräuchen in die Dämonie, wenn eine gesteigerte Seelenstimmung erreicht war, und geht bis zu Erlebnissen, wo der Gefürchtete meist mahnend und strafend auftritt.

„Früher håt si da Teufl oft sechn læssn. Er is bei die Gassler bei der Nàcht oft mitgãnga und då hãbn's g'ranklt oft mitanãnd (also mit dem Teufel selbst!). Wenn's auf'n Mond kemma sein (also eine beleuchtete Stelle), na hãm's 'n g'worfn, im Schãtt'n is er Moaster im G'wesn. Der oane auf'n Burglechn drobn håt immer an Kraller im G'sicht g'hãbt und der is vo dem kemman. Dås is der Urgroßvãter g'wesn vom Burglechnbauern“ (Lechnbauer).

„Im Advent is dås Anglöckln. Es wird a guat's Jãhr, bãl toll Anglöckler gãng sein. Am 1. Donnerstag kemman die ‚Hischen‘, am 2. die ‚Frischen‘, am 3. die ‚Lãbn‘ (Unguten). Dås is in Kloaãrl und Schwoaghof no der Brauch. Rolln und Glockn hãbns. Sãgn toan's nix. Wãnn ma eahn eppas gibt, werfens Kußhãnd“ (Viehhofer, Kleinarl).

Eine tiefere Bedeutung des Brauches wird sichtbar, wenn mir Matthias Schönberger berichtete, daß auf den meisten Bauernhöfen ein besonderes Anglöcklerbrot gebacken wurde und diesem die Form von Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen, aber auch Bretzen und Schleifen gegeben wurde. „Wenn die Bäuerin håt an rechtn Reim (Glück) hãbn wolln mit oan Viech, håt sie dås Anglöcklerbrot in der Form von dem Viech gebacken.“

Gebildbrote, die fast in der Art von Motivgaben bei diesem Brauch verwendet werden, waren der Forschung früher³) unbekannt. Sie werden aber bestätigt durch Aussagen, die ich aus St. Johann, Großarl, Großmain und Goldegg erhielt.

Die Lechnbãuerin ergänzte noch: „Beim Anglöckln-Gehn is ållweil der Teufel dabei g'wen. Die Bruckn (über die Straße

vor Schwaighof) hât Höllbruckn g'hoafn. Und då is da Teufl ållweil mehr und mehr aufg'hupft und då håbn's 'n nåcha neamma derfångt.“ Ob sich das auf einen in Ekstase geratenen Maskierten bezog, kann ich heute nicht mehr klären, da die alte Lechnbäuerin nicht mehr lebt.

Der alte Lechnbauer selbst war immer daran interessiert, allertand zu hören. Seine Blindheit hinderte ihn ja, an vielem direkt teilzunehmen. Da war ein alter Mann, den hat der Lechnbauer einmal gefragt – es war noch in seiner Jugend – ob er „net amål den Toifl g'sechn hât?“ „Ja. Er is amål vom Feuersinger hinauf auf an Berghof, (an)baun helfn. Dort is er über Nåcht bliebn. Und wia er in seiner Kåmmer is, hört er streitn elendig in der Stubn. Bauer und Bäuerin håbn nia g'schåffn mögen (miteinander auskommen). Und sie håbn weiter g'strittn über's Gangl auffi und er hât sie bei die Zotn zogn. Wia's endlich ruhig wår, is er eing'schlåfn. Und in der Nåcht hât er 's Åbführn kriagt und hât aussu müaßn. Und wia er zan Abort hât wolln, hât er untn beim Grindl oan stehn g'sechn, schwårz, mit feurige Augn; ,hui, hui' hât er g'måcht (der Lechnbauer machte es vor, ganz leise und hoch), und an långa Schwoaf hât a g'håbt. Då is er z'ruck und hât si nit aussitrait. Und er hât si net ånders z'helfn g'wußt und hât sein Schuach g'nomma und einig'måcht und hât si denkt, morgn wåsch i's wieder aus. Und am nächstn Morgn hãm die Bauersleut ihn g'ruafn. Då håbn sie nit g'strittn. Er is åba gånz still g'wesn, und då håbn sie ihn g'frågt, wås er hât? Und då hât a ea's erzåhlt. Då håbn sie koa Wort mehr g'sågt und Schluß is g'wesn mit'n Streitn, die Tage, die er obn g'wesn is, baun.

Dås zweite Mål hât er den Teufl g'sechn, wia er hoamkemm is. Då hât er a Gassiloater g'sechn und då hât oana åherg'schaut und an Schwoaf g'håbt. Und er hât g'schatzt (gesprochen) und die Dirndln hãm g'låcht. I håb 'n Rosnkrånz aussa und bin vorbeigånga. Nåcha bin i zu die Dirndln auf B'suach und håb 's eah derzåhlt. Då håbn sie g'sågt, kennt håbn's 'n nit, Hiesiger wår a koaner, åber a Lustiger.“

„Bei oana Hochzeit von oana Kalchofndirn is der Teufl auf'n Tånzsåål kemma und hât tånzt mit oana“, erzåhlte der Lechnbauer weiter. „Sie war sehr stolz und hât sonst mit koan tånzt. Und er hât sie g'frågt, und sie håbn tånzt, und er hât sie gånz ummatrågn, und d' Leut håbn ång'hebt schaun. Då håms um an Pfårra g'schickt. Er ist schwårzer daherkemma, und der Teufl

håtn g'sechn und håt g'ruafn: „Du schwårzer Lump du, du g'hörst auf d'Kirchn aufi!“ Und då is der Pfårra umkehrscht und håt si denkt, då tuat's neamma a so. Und er is weia z'ruckkemma mit'n hochwrdigstn Gut. Und der Teufel håt sie pckht und dni g'schlunga und is ba d' Stiagn aui, die Goasfa håt ma no g'sechn. 3 Tg håt sie no g'lebt, dnn is' g'storbn.“

Das nur kurze berleben einer frevelbelasteten Handlung oder Begegnung ist ein Typus, der sich auch im Wagrainer Erzhlgut mehrfach spiegelt. Der Lechnbauer wute noch eine Geschichte von einem, der nichts glaubte und einmal den Teufel sehen wollte. „Er håt si dnn aufg'stellt n an g'wissn Pltz, is ba dnn zsammg'flln, und sie hbn eahm wegtrgn. 3 Tg håt a no g'lebt.“

Die Lechnbuerin wute noch weitere Geschichten vom Teufel: „Oane is hochfrtig g'wesn, a Wirtstochter. Am hochn Frautg is oana kemma, a recht a schneidiger Jagerbursch. Der håt ihr zu G'sicht g'stndn. Und ncha sein's durchs Kornfeld gnga, und då håt's Wndlung g'lut. Und sie håt g'sgt, in Gotts Nm, wnn die Muatter wissat, da i d spazieren geh! D is seine Macht gebrochn g'wesn, ber er håt sie einig'schwunga ins Kornfeld. Nach 14 Tagen hben sie sie dort g'fundn und hbn net g'wut, wia sie g'storbn is. Und d hbn sie in Admont, wo sie den Teufel beschwren, ds g'mcht und gefrgt, wie ds mit ihr g'wesn is? D håt er (der Teufel) g'sgt: sist war sie verloren g'wesn, ber sie håt 3 Nmen ng'ruafn, in Seppai, 's Miadei und no an recht an hoachn (weil sie håt Jesus, Maria und Josef gerufen, Jesus aber darf der Teufel nicht aussprechen). Geiz und Hoffart, ds wr das Schlimmste in die Augn von unsere Vorfahren.“

„Oane håt ihr Kind dem Teufl verschriebn, wenn sie koane Schmerzn håt (bei der Entbindung). Sie hbn immer ws wimmern g'hrscht, die Dirn ber håt g'schlfn, es war no koa Kind d. Ds (Kind) håt die Schmerzn derleidn man, derweil sie geschlfn håt. Dnn hbn sie mit an Weichbrunn g'sprengt und d håt sie zan Schrein ng'hebt. Sie håt dnn ds Kind geborn, ds hlb schwrz war. Es is ber g'storbn, nur nottauft wordn.“

„llaweil wenn zwoa g'strittn hbn, is a kloa's grau's Mandl kemma. Ds war bei an Ehepr. Ncha sitzt er si neben die Kinder her, und wie sie ng'hebt hbn streitn, håt er immer aufg'hupft. Ds war in Kitzstoa.“

Der umgehend Jud

Der „umgehend Jud“ oder der „umgehend Schuaster“ soll alle 300 bis 400 Jahre – andere meinen alle 1000 Jahre – in jeden Ort kommen und hinterläßt seinen Schicksalsspruch. Zum Beispiel:

Für Lend im Pinzgau:

Das erste Mål eine Erlan,
das zweite Mål ein Dorf,
das dritte Mål eine Brandstatt.

Für Bischofshofen:

Das erste Mål eine Einöd,
das zweite Mål a groß' Dorf,
das dritte Mål gâr a Städt.

Für St. Johann i. P.:

A schön's Land (Ebene) mit viel Hüttn,
a Kirchn in der Mittn,
viel Leut' und kloan zerstrittn.

Für Wagrain:

Das erste Mål von Viech und Leut' laar (leer),
das zweite Mål von Geld und Leut' schwar,
das dritte Mål ârm, âber rar.

Für Altenmarkt:

Viel Hüttn an Enns und Zauch,
dâs Wâsser frißt a Loch in Bauch,
von Bam und Staudn gânz rauch.

(Schönberger)

Von den Seelen und Geistern

Aus den vielen Aufzeichnungen über Begegnungen mit Seelen und Geistern wähle ich nur jene, welche aus der Familie des Lechnbauern und seiner Frau stammen. Denn diese Familie ist besonders begabt in dieser Hinsicht. Das erwies sich neuerlich, als ich am 19. Februar 1981 wieder bei ihnen zukehrte. Nun war es die Tochter meiner einstigen Gewährsfrau, die mich empfang, auch schon eine Sechzigerin, aber ebenso lebhaft und begabt wie ihre Mutter.

Gespürt und gewußt haben die Frauen und Männer dieser Familie immer mehr als andere. Schon die Mutter der Mutter der jetzigen Lechnbäuerin wußte ihren Sterbtag voraus und sagte vor dem Sterben: „Heit is mei Prångtåg.“ Schon deren Mutter aber hatte viele Seelen gesehen. „In der Seelenoktav (zu Allerseelen) san's frei, die Seelen, und dâ soll ma so viel toan, daß sie

neamm z'ruck brauchn“, hatte sie gesagt. „Då is oane kemma, die bei ihr amål im Dienst war. Sie ist hålb schwårz und hålbauffa weiß g'wesn, und håt nur bitt, åber nit g'sågt, wås. Då håt die Bäuerin 6 weiße Messn lesen låssn, denn dås wår dås beste für sie. Z'letzt is die Dirn kemma und håt g'sågt, i bin da so dånkbar, jetzt bin i derlöst.“

In diesen Tagen wird in Schwaighof „für jeds Angehörige die gånz' Oktav a Kerzn brennt, für Verheirate a rote, für Ledige a weiße. Ma schaut, wenn's ausg'löscht wird, ob der Rauch schön in d' Höh geht, dånñ sein's nahe der Erlösung. Sonst hãm sie noch lång zan leidn. Dahoam am Tisch werdñ die Kerzn brennt und 3 Rosn'krånz bet'. Große Kerzn sein's, daß sie glångeñ für die 8 Tåg.“

Mein einstiger Gewährsmann, Andreas Loitfellner, war nach einer Operation seit seinem 16. Lebensjahr blind, aber ein glånzender Erzähler. Nun erfuhr ich durch seine Tochter von seinem Heimgang: „Wia's zan Sterbn kemma is, håt er g'låcht und g'låcht und håt g'sågt, Muatta schau, hiatz kemman s', meine Leit“ (die verstorbenen Angehörigen, die ihn offensichtlich in Empfang nahmen).

Die jetzige Bäuerin sagte zu mir: „Wånñ wer Besonderer stirbt, woaß i es, då klockt's (klopft es) zwoamål. Bei an guat Bekånnten stärker. Und då låß i a Meß lesn.“

Wia da Oberlehrer Stüba g'storbn is, sein ma ålle in Ståll draußd g'wesn. Då is a schwåscha (schwarzer) Wuzl kemma, es is finsta wor(d)n und der is hint ummi, is' a Mensch g'wesn oder wås, es is so g'schwind gånge. Und die Kuah håt sie gånz z'ruckg'lahnt, die håt's a g'segn (die Bäuerin machte es mir, sich an der Türschnalle haltend, vor und lehnte sich mit gestrecktem Arm ganz zurück). Und so is sie bliebn gånz lång und in gånzn Tåg håt's nix g'fressn. Und då håb i a Meß lesn låssn.

Mein(em) Sohn is oana kemma, åba a Fåschinglårvn håt a obn g'håbt, ma håt'n net kennt. Und då håt a (der Sohn) so ummi g'långe. „Wieder machte die Lechnbäuerin mir das vor, eine weit-ausholende Armbewegung wie um eine Gestalt herum, so daß die Hand von hinten gegen ihn kommt. „Und då is a niadagånge. Und dånñ håt a utnñ no amål ummig'långe und då is nix g'wesn. Und drauf san die Fensta glüahrot wor'n. Und då hãm ma a Meß lesn låssn.“

Was immer man in diesen Mitteilungen erblicken will, die Dinge sind noch gegenwärtig und erlebbar, für in dieser Richtung Begabte erst recht. Den Erzählern aber muß man dankbar sein, wenn sie ihr Inneres aufschließen und uns einen Blick in das tun lassen, wovon man sonst meist nichts erfährt und das doch da ist.

Anmerkungen:

1. Hans von der Au, Drei lären Strömp. Zur Deutung eines Vogelsberger Frauentanzes (Hessische Bl. f. Volkskunde, Bd. 35, 1936); ders.: Der Bajßmann, ein Spessarter Volkstanz (Gießener Beiträge z. dt. Philologie, Bd. 60, 1938); ders.: Zwei pennsylvaniendeutsche Lieder als Beitrag zum Tanze des Frauenbundes (Hessische Bl. f. Volksk., Bd. 42); ders.: Zum Namen eines brauchtümlichen Frauentanzes (Mitteldt. Bl. f. Volksk., 15. Jg., 1940); ders.: Das Volkstanzgut im Elsaß (Oberdt. Zs. f. Vk., 15. Jg., 1941); H. Schneider, Ostpreußischer Frauentanz (Niederdt. Zs. f. Vk., Jg. 18, 1940); bei ihm spielt die Aufstellung übers Kreuz auch eine Rolle. Das Rockdurchziehen kann auch den alten „gestus lascivus“ bedeuten; J. Götling, Två gamla folkdanser (Meddelanden från Landsmålsarkivet i Uppsala, 1932).

2. R. Wolfram, Weiberbünde (Zs. f. Volkskunde, Berlin 1933).

3. Ich selbst habe 1955 zuerst darauf hingewiesen in meiner Arbeit „Das Anglöckeln im Salzburgischen“ (Mitteilungen d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde, Bd. 95, 1955, S. 299 f.).

Schmaraggeln

Ein altes, fast vergessenes alpenländisches Wurfkegelspiel

Von P. Johannes Vogt
(mit 1 Abbildung)

1. Die Kapuziner auf dem Kapuzinerberg zu Salzburg und das Schmaraggeln

Die „Salzburger Nachrichten“ brachten am Donnerstag, dem 9. Oktober 1980, folgenden Bericht:¹⁾

„Salzburger Volksblatt“ – Vor 95 Jahren: Am nächsten Montag begeht die Schmarakel-Gesellschaft auf dem Kapuzinerberg ihre fünfundzwanzigjährige Schlußfeier mit einer gemütlichen Abendunterhaltung. Das Schmarakeln ist ein altes Salzburger (Kegel-)Spiel, welches besonders im Gebirge in früherer Zeit allgemein im Schwunge war. Auf dem Kapuzinerberge betrieben dieses Spiel die früheren ungarischen Kapuziner schon im vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts im Kreise ihrer Freunde und Gönner; und als dieselbigen von den jetzigen Tiroler Kapuzinern abgelöst wurden, ging das Spiel an Privatpersonen über, welche es bis zum heutigen Tage auch fortgepflegt haben.“

Nach diesem Bericht zu schließen, wäre also 1860 die erwähnte Schmarakel-Gesellschaft gegründet worden. Da aber dem Berichterstatter in bezug auf die Kapuziner ein historischer Fehler unterlief, mögen folgende Ausführungen diesen richtigstellen.

Seit seiner Gründung, 1596, gehörte das Salzburger Kapuzinerkloster zur Tiroler Kapuziner-Ordensprovinz. 1782 löste Fürsterzbischof Hieronymus Colloredo, die Exemptionsrechte der Kapuziner mißachtend, die Klöster Salzburg, Radstadt, Laufen, Mühldorf und Werfen aus diesem Ordensprovinzverband heraus und gründete die ihm unterstellte Salzburger Kapuziner-Kustodie. Den jeweiligen Guardian des Salzburger Klosters ernannte er zum Kustos dieses eigenwilligen „Klosterverbandes“. Zusammen mit dem „aufgeklärten“ Konsistorium quälte der F.E.-Bischof die Kapuziner durch Befehle, Dekrete und Verordnungen, die der Regel des hl. Franziskus und den Ordenssatzungen widersprachen. Ja sogar die aus Tirol stammenden Kapuziner, darunter den Domprediger, wies er aus Salzburg aus und schickte sie nach Tirol. Ebenso schickte Kaiser Josef II. die aus Salzburg stammenden Kapuziner aus der Steiermark nach Salzburg. Es waren acht Patres. Nur zwei bis drei Kapuziner fanden sich mit den liberalen Bestimmungen ihres „neuen Obern“ ab. Alle anderen, voran der Kustos P. Lukas Zichan von Teissendorf, taten alles, um den Ordensgeist zu wahren. Mit der Auflösung des Erzstiftes kam auch für die Kapuziner eine Änderung. Mühldorf wurde aufgelöst; Laufen kam an Bayern. Die drei Salzburger Klöster wollten wieder zur Tiroler Kapuzinerprovinz. Die Verhandlungen schlugen fehl und daher schlossen sich die drei Salzburger Kapuzinerklöster am 12. März 1818 an die österreich-ungarische Provinz an. Erst 1833 gelang unter Mithilfe des Erzbischofs August Gruber die Wiedervereinigung mit der Tiroler Kapuzinerprovinz.²⁾

Im vorigen Jahrhundert, also vor 1800, waren keine ungarischen Kapuziner im Salzburger Kloster, und in diesem Jahrhundert waren es österreichisch-ungarische Kapuziner durch ihre Zugehörigkeit zu dieser Ordensprovinz.

In Klöstern, in denen Zucht und Ordnung herrscht, gehören auch in die Tagesordnung die Zeiten von Erholung und Spiel. Jedes Ordensmitglied hat sich daran zu beteiligen wie am Chorgebet und an den übrigen geistlichen Übungen.

Die Kapuziner haben das Wurfkegelspiel, also das Schmaraggeln, in dieser Erholungszeit gespielt. Innerhalb des Klostergartens liegt im rechten Winkel zur Hainbuchenallee auf der Südostseite (nach Norden gerichtet) ein künstlich eingeebener Platz von ca. 25 m Länge und ca. 5 m Breite. Hier war bis 1939 eine aus Holz erbaute, überdachte Kegelbahn, wo die Kapuziner

und ihre Kleriker (Theologiestudenten) das Bahnenkegeln tätigten. Ob auch früher schon die Kapuziner hier das Schmaraggelspiel übten, ist nicht belegbar. Die wenigen ebenen Flächen der Ost- und Westseite des Klosters scheinen aber auf Bildern um 1830 schon als Gartenanlagen auf, die sicherlich nicht diesem Spiele dienen konnten.

Durch den Spielbetrieb mit den Freunden und Gönnern des Klosters mag wohl auch die Ordnung gelitten haben, so daß nach dem Anschluß des Klosters an die Tiroler Provinz dieses häufige Spielen mit der wiedergewonnenen strengeren Ordenszucht nicht mehr vereinbar war. Das Schmaraggelspiel muß aber so beliebt gewesen sein, daß die weltlichen Spieler außerhalb des Klosters am Kapuzinerberg den Spielbetrieb weiterführten. Der Platz vor und hinter den Deichen östlich vom Torwärterhäuschen am Kapuzinerberg heißt heute noch Schmaraggelplatz.³⁾ Der gerade Weg links vor den Deichen (heute eine breite asphaltierte Straße) muß sich geradezu als Schmaraggelplatz angeboten haben. Aus dem Spielbetrieb ging auch die Gründung der Schmaraggel-Gesellschaft hervor.⁴⁾ Weder im Stadtarchiv noch im Landesarchiv und auch nicht im Museum Carolino Augusteum sind bis jetzt Urkunden über diese Gesellschaft auffindbar, obwohl eine Menge Akten über das Vereinsleben vorhanden sind.

Am Schmaraggelplatz ist auch eine alte Zisterne, deren Benutzung mit der „Kübelwinde“ erst in jüngster Zeit eingestellt wurde. Da konnten sich die im Kampfe erhitzten Schmaraggler am frischen Trunk aus der Tiefe laben. Der obere Teil des Schmaraggelplatzes ist jetzt jungwaldbestanden und durch eine neuere Straßengabelung und ein künstliches Wassergerinne zerschnitten. Der südöstliche obere Deich verdankt seine Entstehung einem Bombenabwurf im Zweiten Weltkrieg. Ob die Schmaraggler auch aus der dort befindlichen und gefaßten Kapuzinerquelle ihren Durst löschten, ist nicht verbucht. Wo die in der Zeitung berichtete gemütliche Abendunterhaltung stattfand, ist ebenfalls nicht berichtet. Es mag sein, daß die Spieler an Ort und Stelle ihre mitgebrachten Speisen und Getränke zu sich genommen haben.

2. Zur Geschichte des Schmaraggelspieles mit Wort- und Begriffserklärungen

Die wohl früheste Nennung des Schmaraggelspieles findet sich in Herbersteins Selbstbiographie (um 1500).⁵⁾ In den Beleg-

sammlungen des „Wörterbuches der bairischen Mundarten in Österreich“ ist das Wort Schmaraggeln mehrfach belegt aus der Steiermark und einmal aus dem Böhmerwald.⁶⁾ Peter Rosegger nennt es „schmirageln“⁷⁾. Nach Grimm ist es ein Verbum in Orten in Österreich, in der Steiermark, in Salzburg und in Bayern.⁸⁾

Die Schreibweise wechselt häufig: Schmärakeln, Schmarakeln, Schmarackeln, Schmaraggeln, Schmarageln, Schmirageln und auch Schmaracken, auch Schmiraggeln.⁹⁾

Im Böhmerwald lebte im Mittelalter der bäuerliche Volkstamm der Schmäröken oder Schmarökken. Sie waren gefürchtete Krieger, die das „Beihelschrakeln“, das Werfen des Streit- und Kampfbeiles auf den Feind, zielsicher beherrschten.¹⁰⁾

Dieses Beilewerfen wurde auch als Spiel geübt.¹¹⁾ Und aus diesem ging nach und nach das Schmarakeln oder Plumpspiel¹²⁾ hervor, das sicher schon um 1500 geübt wurde.¹³⁾

Alle Autoren stimmen darin überein, daß es sich bei diesem Spiel um das Werfen einer schweren Holzkugel auf das „Eck“, das ist die Diagonale des Kegelquadrates oder des Kegelkreuzes, handelt.

Im Großen Brockhaus wird das Wort sinngemäß als Werfen gedeutet.¹⁴⁾ Andreas Schmeller erklärt das Wort mehr von der Kugel her und bringt Satz zitate, in denen das Wort Schmarakeln vorkommt.¹⁵⁾ Er beschreibt aber auch das Wort als Wurf-Kegel-spiel.

Höfer meint unter Schmarakeln sei der Kurzschub zu verstehen:¹⁶⁾ französisch „jouer à courte boule“ und englisch „play at Nine Pains“, das wäre das „Neunkegelspiel“. Vergleicht man aber die Spielregeln dieser Spiele, so entsprechen diese nicht denjenigen des Schmaraggelspieles.¹⁷⁾

Von der Methode der Kugelbewegung auf die Kegel hat das Schmaraggeln mit dem Bahnkegeln keine Ähnlichkeit, höchstens mit dem Baumelschub, „russisches Kegeln“.¹⁸⁾

Das Schmarakeln oder Schmiraggeln ist somit ein Kegelspiel, bei dem mit beiden Händen eine Holzkugel auf die Ecke (in Richtung der Diagonale) des Kegelquadrates oder Kegelkreuzes geworfen wird; es ist ein Zweiparteienspiel.

3. Das Schmaraggelspiel selbst

Wie das Spiel selbst geübt wird, geht in etwa aus dem Aquarell von Gabel Hackl hervor.¹⁹⁾ Von allen in den Quellen angeführten Autoren wird Unger-Khull der Spielbeschreibung am ehesten gerecht.²⁰⁾

Mit Hilfe der Ausführungen der von der Marktgemeinde Sankt Peter am Kammersberg zur Verfügung gestellten Angaben ist es möglich, alles Wissenswerte über dieses alte Spiel darzulegen.²¹⁾

Der Schmaraggelplatz (Kegelplatz): Der Kegelspielplatz sollte eine möglichst ebene Fläche im Freien oder unter Dach sein.

Da das Kegelquadrat 1 m × 1 m mißt, daher die Diagonale etwas über 1,40 m lang ist, der Wurf von der „Langen“ aber 10 m betragen soll, müßte die Strecke vom hinteren Kegel (Kegel hinter dem König) etwa 12 m betragen. Die Breite genügt mit 2 m. Kleinere Bodenerhebungen vom „Kurzen“ (= Wurfstand bis zum Kegelkreuz) stören nicht; also von etwa 5 m bis zum Kegelkreuz.

Die Kegelstatt: Die Kegel müssen auf einem ebenen Platz stehen und das Kegelquadrat 1 m × 1 m wird mit dem Eck gegen die Spieler hin aufgestellt, das heißt, die Diagonale des Kegelquadrates schaut zu den Werfern).

Die Kegel und der König: Acht Kegel müssen sich in ihrer Form, Größe und Farbe gleich sehen; der neunte Kegel, das ist der „König“, ist größer und auch in der Farbe von den anderen Kegeln abstechend. Jedenfalls muß der König die Kegel überragen.

Die Schmaraggel-Kugel: In der Obersteiermark wird sie aus Eschenholz gedrechselt. An anderen Orten aus zähem Tannenholz. Es wird von einer 3,72 kg schweren Kugel berichtet.²²⁾ Jedoch kann Gewicht und Größe unterschiedlich sein, zwischen 3 und 5 kg.

Der Wurf und seine Methode: Der Wurf wird so gemacht, daß man die Schmaraggelkugel mit beiden Händen umfaßt und nach vorne auf das Kegelkreuz wirft. Ein Rollen ist unzulässig. Das sogenannte „blinde“ Werfen über den Kopf zurück gehört in das „Schmaraggel-Latein“; vergleiche die Falschmeldung²³⁾, die berichtet, daß ein Bursche die 3,72 kg schwere Kugel 7 m über den Kopf zurück auf das Kegelkreuz warf. Ob der Werfer mit

erhobenen Armen wirft oder mit beiden Händen die Kugel aus Brust oder Hüfthöhe herausstößt, ist jedem Spieler überlassen.

Jeder Werfer holt die Kugel selbst zurück und bringt sie dem ihm folgenden Spieler. Niemals wird die Kugel zu den Spielern zurückgerollt oder zurückgeworfen!

Während des Spieles hält sich niemand in der Nähe des Kegels auf. Eine von einem Kegel abprallende Kugel könnte den dort Stehenden treffen oder sogar schwer verletzen!

Kann die Zahl der gefallenen Kegel von den Spielern aus nicht erkannt werden, so hat derjenige, der die Kugel zurückholt, die Aufgabe, die gefallenen Kegel zu zählen!

4. Die Spielregeln des Schmaraggels

Die Zahl der Teilnehmer kann beliebig groß sein. Es werden zwei Parteien, genannt „Moarschaften“, gebildet. Ist die Teilnehmerzahl eine ungerade, so wird der zweite Spieler der ersten Partei (Moarschaft), der sogenannten „engen Moarschaft“ zum „Bandler“ bestimmt.

Die Ermittlung der Parteien oder Moarschaften: Jeder Teilnehmer stellt zur Ermittlung einen Gegenstand zur Verfügung (Taschenmesser, Feuerzeug, Geldbörse, Taschenkamm usw.). Ein Teilnehmer sammelt die Gegenstände ein und wirft sie in einem auf die am Boden liegende Schmaraggelkugel. Die Distanz der Gegenstände von der Kugel bestimmt die Reihenfolge der Spieler. Wessen Gegenstand den geringsten Abstand zur Kugel hat, der wird der „enge Moar“, das ist der Anführer der ersten Partei. Gemäß des Abstandes der Gegenstände folgen seine Mitglieder, das sind die „Knechte“, bis die Hälfte der Spieler der Reihe nach feststeht. Nun wird der Anführer der zweiten Partei, der sogenannte „weite Moar“, durch den nächsten Gegenstand ermittelt und so auch der Reihe nach seine „Knechte“. – Ist aber die Teilnehmerzahl eine ungerade, so wird der zweite Spieler nach dem „engen Moar“ der „Bandler“. Er gehört zur Partei des „engen Moars“ und hat nach diesem seine zwei Würfe. Diese Maßnahme stellt die Spielgerechtigkeit her. Man geht bei ungerader Teilnehmerzahl so vor: Die „enge Moarschaft“ darf nur die Hälfte der Spieler, die teilbar ist, aufweisen. Dagegen erhält die „weite Moarschaft“ den überzähligen, das heißt den ungeraden Spieler für ihre Partei. Beispiele: Bei 7 Spielern erhält die „enge

Moarschaft“ (erste Partei) 3 Spieler, von welchen der zweite der „Bandler“ ist, die „weite Moarschaft“ (zweite Partei) hat 4 Spieler. Folgendes Schema zeigt an, wie durch diese Bestimmung des „Bandlers“ die Spielgerechtigkeit hergestellt wird:

7 Spieler

- 1. Partei: 3 Spieler mit 2+2+1 = 5 Würfeln je Runde
- 2. Partei: 4 Spieler mit 2+1+1+1 = 5 Würfeln je Runde

9 Spieler

- 1. Partei: 4 Spieler mit 2+2+1+1 = 6 Würfeln je Runde
- 2. Partei: 5 Spieler mit 2+1+1+1+1 = 6 Würfeln je Runde

11 Spieler

- 1. Partei: 5 Spieler mit 2+2+1+1+1 = 7 Würfeln je Runde
- 2. Partei: 6 Spieler mit 2+1+1+1+1+1 = 7 Würfeln je Runde

13 Spieler

- 1. Partei: 6 Spieler mit 2+2+1+1+1+1 = 8 Würfeln je Runde
- 2. Partei: 7 Spieler mit 2+1+1+1+1+1+1 = 8 Würfeln je Runde

Die Wurfzahl je Runde: Der „Moar“ jeder Moarschaft hat je zwei Würfe; die „Knechte“ hingegen je einen Wurf; der „Bandler“ (siehe oben) hat zwei Würfe.

Die Wurfweite: Die wählbaren Distanzen ab Kegelkreuz werden im vorhinein abgemacht. Die erste Runde jeder Moarschaft beginnt „vom Kurzen“, das sind 5 bis 7 m, also etwa 7 bis 10 Schritte ab Kegelkreuz bis zum „Wurfstand“ (Linie). Die zweite Runde ist auf „der Langen“ auszutragen, das sind 8 bis 10 m ab Kegelkreuz bis zur Wurflinie, also etwa 11 bis 14 Schritte.

Die Wiederaufstellung der gefällten Kegel: Es gilt der Grundsatz, daß die Kegel nicht nach jedem Wurf wieder aufgestellt werden. Wer zuletzt geworfen hat und vorgeht, um die Kugel zurückzuholen, stellt auch, wenn das erforderlich ist, die Kegel wieder auf. — Hingegen werden die Kegel aufgestellt nach einem „Taler“, wenn nach mehreren Würfeln einer Moarschaft alle Neune gefallen sind; nach einem „Naturtaler“, wenn mit einem Wurf alle Neune gefallen sind; nach einem „Kranzerl“, wenn nach mehreren Würfeln 8 Kegel fallen und nur noch der „König“ stehenbleibt; nach einem „Naturkranzerl“, wenn nach einem Wurf alle Kegel fallen und der König allein stehenbleibt; nach gelungenem „Stocken“, das heißt, wenn der einzige Kegel,

der hinter dem König steht, gefällt wird, ohne daß der „König“ fällt; nach mißlungenem „Stocken“, wenn der König mitfällt, da ja das Weiterspielen nicht möglich wäre, da dann kein Kegel mehr steht; die Kegel werden dann wieder aufgestellt, wenn eine Moarschaft ihre Runde beginnt, selbst wenn nicht alle Kegel gefallen sind.

Wertungen: a) Das Fallen des Königs wird gleich hoch bewertet wie das Fallen eines Kegels, zählt also für einen Kegel. Jeder gefallene Kegel zählt einen Punkt. Also drei gefallene Kegel gelten für drei Punkte, aber b) das „Kranzerl“ zählt für 12 gefallene Kegel. c) Das „Naturkranzerl“ zählt für 15 bis 24 gefallene Kegel, je nach Vereinbarung. d) Der „Taler“ wird für 9 gefallene Kegel berechnet. e) Der „Naturtaler“ gilt für 10 gefallene Kegel. f) Das erfolgte „Stocken“ wird für 4 Kegel berechnet. g) Das verfehlte „Stocken“ (Fallen des hinteren Eckkegels samt dem König) gilt nur für zwei gefallene Kegel und als „Taler“ (nach vorheriger Abmachung kann das geglückte „Stocken“ mit 5 Kegeln gezählt werden, also mit demselben Wert wie ein „Kranzerl“). h) Steht aber nach gelungenem „Stocken“ der König und ist noch ein Spieler von einer Moarschaft mit seinem Wurf an der Reihe und er fällt den König, so zählt das als „Taler“ und gilt 9 Kegel. In diesem Falle wird dadurch das mißlungene „Stocken“ aufgehoben und vor dem Wurf des letzten Spielers der Moarschaft nicht aufgestellt.

Das Schmaraggelspiel selbst: Das Spiel geht über zwei Runden; die erste Runde beginnt von der „Kurzen“ (5 bis 7 m), die zweite Runde von „der Langen“ (8 bis 10 m). Es beginnt immer der „weite Moar“ (2. Partei) mit seinen Knechten. Das Wiederaufstellen der Kegel erfolgt, wie oben dargelegt. Bei ungerader Teilnehmerzahl folgt nach dem „engen Moar“ sofort der „Bandler“. Die „Moarn“ (Anführer jeder Partei) haben bei jeder Runde zwei Würfe; die „Knechte“ jeder Moarschaft je Runde einen Wurf; der „Bandler“ hat wie der „Moar“ je Runde zwei Würfe (siehe oben).

Sieger: Sieger ist jene „Moarschaft“ (Partei), die nach beiden Runden die meisten gefällten Kegel erzielte. Bei gleicher Punktezahl wird das Spiel mit denselben Moarschaften und in derselben Reihenfolge wiederholt.

Die Verliererpartei (alle je nach Vereinbarung) hat meist in Geldeswert die Differenz von der Anzahl der eigenen gefal-

lenen Kegel auf die der Sieger zu bezahlen. Der „Verlierermoar“ und der „Bandler“ haben das Doppelte eines „Verliererknechtes“ an die Sieger zu bezahlen.

Das unentschiedene Schmaraggelspiel: Entweder wird (je nach Vereinbarung) nach der Wiederholung des Spieles wegen „unentschieden“ (bei gleicher Punktezahl der gefallenen Kegel) das Doppelte der Differenz von den Verlierern an die Sieger bezahlt, so daß der „Moar“ und der „Bandler“ praktisch das Vierfache und die „Knechte“ das Zweifache der Differenz an die Sieger bezahlen müssen. Oder es werden wie vor dem ersten Spiel die Gegenstände wieder eingesammelt und die neuen Moarschaften ermittelt. Das Recht zum Einsammeln hat der „Verlierermoar“ der ersten Runde. Wären beide Runden unentschieden, so macht das der „Verlierermoar“ des letzten Spieles, das von den gleichen Schmaraggeln getätigt wurde, auch wenn es Tage zurückläge.

5. Gesundheitliche Bedeutung dieses Spieles

Aus dem Zeitungsbericht geht hervor, daß das Abschlußspielen am 9. Oktober stattfand, also vor Wintereinbruch. Da das Spiel fast immer im Freien stattfand, war es sehr gesund. Nicht nur das Werfen der schweren Kugel, sondern auch das viele Laufen im Freien zwang die Spieler, eine große Menge frischer Luft einzuatmen. Jeder Werfer holte die Kugel zurück und gab sie dem Nachfolgenden. So lief sicher jeder Werfer bei einem nachmittägigen Spiel an die 4 bis 5 km. Die Kugel wurde weder zu den Spielern zurückgeworfen (das wäre lebensgefährlich gewesen), noch wurde sie zurückgerollt. In der unmittelbaren Nähe des Kegelkreuzes durfte niemand stehen, da sicherlich auch ungeschickte Fehlwürfe möglich waren. Das Wiederaufstellen der Kegel tätigt derjenige, der den letzten Wurf gemacht hatte. So lag auch noch die Kugel „vorne“ und kein „voreiliger“ Spieler konnte werfen, bevor nicht die Kugel zurückgebracht worden war. Natürlich wurden die Kegel nur nach den oben aufgezeigten Regeln aufgestellt, also nicht nach jedem Wurf.

Wenn man bedenkt, mit welchen Unsummen in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in vielen größeren Orten Kegelbahnen aufgestellt wurden, und auch überlegt, wie einfach und billig das Schmaraggelspiel zu tätigen ist, möchte man versucht sein zu sagen: Schmaraggelt wieder wie die Alten, dann bleibt ihr gesund und frisch!

Der Autor wurde nachträglich auf einen Kupferstich aufmerksam gemacht²⁴), dessen rechte Hälfte hier im Anhang mit freundlicher Genehmigung des Fotografen Josef Sagmeister in Fürstenzell (Niederbayern) wiedergegeben wird (Abb.). Der Kupferstich von Michael Wening um 1725 läßt im Umkreis des dargestellten ehemaligen Zisterzienserklosters Fürstenzell bei Passau, welches heute von Maristenpatres besetzt ist, drei Schmaraggelplätze mit teils stehenden und teils gefällten Kegeln erkennen. Und zwar steht ein Spiel im Garten mit dem Buchstaben G, das ist etwas rechts vor dem Durchgangstürmchen im oberen Teil des Bildes. Man kann dort 5 stehende und 4 gefällte Kegel und 2 Schmaraggelkugeln sehen. Das nächste Spiel ist aufgestellt direkt unter der Volute des Schriftbandes im kleinen Gang; man kann dort 5 stehende und 2 gefällte Kegel sehen, dazu 2 Kugeln. Und am deutlichsten sieht man das Spiel rechts im Vorderteil des Bildes (links von der Windrose) mit 9 stehenden Kegeln und 2 Kugeln.

In meiner Spielschilderung schrieb ich nur von einer Kugel. Inzwischen erfuhr ich, daß zur Beschleunigung des Spieles auch 2 Kugeln benutzt werden konnten. Jeder zweite Werfer brachte dann eine Kugel zurück; das ermüdete weniger. Jedoch sind die Spielregeln dieselben, wie sie allgemein beschrieben wurden. Meines Erachtens muß dieses Schmaraggelspiel in den Klöstern fleißig geübt worden sein.

Anmerkungen:

1. „Salzburger Nachrichten“ vom 6. Oktober 1980 („Lokal 7: Im Spiegel der Zeit“).
2. Geschichte der Tirolischen Kapuziner-Ordensprovinz 1593–1893. Bearbeitet von P. Agapit Hohenegger, fortgesetzt von P. Peter Zierler. Innsbruck 1913, 2. Band, S. 39–48 und 358–366.
3. Aussagen der ältesten Kapuzinerbergkenner Herr Viktor Gollhofer und Frau Stix, beide 80 Jahre alt. – In den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Jg. 96, 1956, S. 67 ff., ist die Abhandlung „Kaiser Franz in Salzburg“ von Josef Karl Mayr abgedruckt. Seite 111 unten und 112 oben wird folgendes wörtlich berichtet: „Er wirft einen Blick auf Kirche und Kloster, auf das Brünnl, das den Kapuzinern das beste Wasser liefert, und auf ihre Kegelstatt, er durchschreitet . . .“. – Somit haben Frau Stix und Herr Gollhofer vollständig recht, wenn sie dem Autor den Schmaraggelplatz (= Kegelstatt) vor der Quelle bzw. westlich von dieser angaben.
4. Wie Anm. 1.

5. Herbersteins Selbstbiographie (1486–1533). Hrsg. von Theodor von Karajan. In: Fontes rerum Austriac. I/1, 1855, S. 365.

6. Sammlungen für das „Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich“ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Briefliche Mitteilung von Frau Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung mit Schreiben vom 21. 5. 1981.

7. Peter Rosegger, „Stoansteirisch“. 1895.

8. Grimm, Deutsches Wörterbuch, 3. Band, S. 373; oder auch: Band IX, S. 937.

9. Vgl. Anm. 1 sowie 5–8, 10, 12, 14, 15, 19, 20.

10. Wörterbuch der Deutschen Volkskunde. Begründet von Oswald A. Erich und Richard Beitzl. Dritte Auflage neu bearbeitet von Richard Beitzl unter Mitarbeit von Klaus Beitzl. Stuttgart ³1974, S. 61 ff. („Axt“), S. 437 („Kegeln“) und 711 („Schrakeln“) (= Kröners Taschenausgabe, Bd. 127); – vgl. auch Anm. 14.

11. Wie Anm. 10.

12. „Grazer Tagespost“ vom 23. August 1939 unter „St. Peter am Kammersberg“.

13. Wie Anm. 5.

14. Der Große Brockhaus. Leipzig ¹⁵1933, Band 16, Sp. 708.

15. Andreas Schmeller, Bayrisches Wörterbuch. München ²1877, Sp. 553.

16. Matthias Höfer, Etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oberösterreich üblichen Mundarten. Linz 1815, Bd. 3, S. 97.

17. Georg Bocsai, Fibel für Kegelfreunde. Niederhausen 1969; – Ders., Beliebte und neue Kegelspiele. Niederhausen 1970; – Leo Zackl - Beck, Alles über Kegeln. Wien o. J. (=Perlenreihe, Bd. 615; – Kegeln; Humboldt-Taschenbücher, Nr. 243).

18. Wie Anm. 14, Bd. 10, Sp. 54.

19. Gabriel Hackl, „Schmiraggl“, Aquarell. (In: Länder und Menschen vor der Jahrhundertwende [Das „Kronprinzenwerk“]). Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek. Wien 1969, Kat. Nr. 113.

20. Unger-Khull, Steirischer Wortschatz. Graz 1903, S. 548.

21. Für die *genauen* Auskünfte über das Schmaraggeln ist dem Herrn Bürgermeister der Marktgemeinde St. Peter am Kammersberg (Steiermark) und seinem Sachbearbeiter herzlich zu danken.

22. Wie Anm. 12.

23. Wie Anm. 12.

24. Herr Prokurist Wimmer, Salzburg-Gneis, machte mich freundlicherweise auf diesen Kupferstich aufmerksam und überbrachte mir aus Fürstencell bei Passau auch die diesbezügliche Reproduktion des Fotografen Josef Sagmeister in Fürstencell, dem die Schriftleitung für die Erlaubnis zur Wiedergabe an dieser Stelle höflich dankt. Der Autor sieht sich zu Dank verpflichtet gegenüber Herrn Viktor Gollhofer, Kapuzinerberg 5, 5020 Salzburg, für die Überlassung seines Briefverkehrs in Sachen Schmaraggeln zur Auswertung in diesem Beitrag. P. Wolfram

Winkler, Kapuziner, 1010 Wien, hat freundlicherweise Nachforschungen an der Universität Wien, P. Alfons Sprinkart, Kapuziner in Altötting-St. Konrad, ebensolche an der Universität München angestellt. Der Bürgermeister der Marktgemeinde St. Peter am Kammersberg und sein Sachbearbeiter haben genaue Auskünfte über die gegenwärtige Form des Schmaraggelns in der dortigen Gemeinde bereitwilligst erteilt. Zusätzliche Nachforschungen verdanke ich Herrn Dr. Ludwig Maresch, Universitätsbibliothek Salzburg, und Herrn Museumsdirektor Dr. Klaus Beitzl, Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien. Herr Michael Rottauer, Salzburg, hat mir die neue Kegelliteratur besorgt.

Mundartkunde und volkstümliche Heraldik

Von Emil Schneeweis
(mit 1 Abbildung)

In memoriam Eberhard Kranzmayer

Wer immer das Glück hatte, an den Vorlesungen und Übungen unseres verehrten Lehrers in Mundart- und Ortsnamenkunde teilnehmen zu können, war gar bald fasziniert sowohl von der Persönlichkeit dieses wahrhaft akademischen Lehrers als auch von seinem umfassenden Wissen – und von der Fähigkeit, dieses darzubieten. Für den angehenden Volkskundler war das Arbeiten an und mit einem der wesentlichen Traditionsgüter innerhalb der *conditio humana* im allgemeinen und im Rahmen des „Lebens in überlieferten Ordnungen“ im besonderen, nämlich an unserer Sprache mit all ihrer Vielfalt und ihrem Reichtum, ohne Zweifel ein unschätzbare Gewinn in mehrfacher Hinsicht: außer dem Zuwachs an fachlichem Wissen befähigte er uns in einem Zeitalter der um sich greifenden Sprachverwilderung zu einem fundierten Standpunkt – und er bewies uns, wie weit die Volkskunde auszugreifen imstande und berufen ist, ohne den legitimen Boden unter den Füßen zu verlieren und in Gebiete abzurufen, die nicht einmal bei Nachsicht aller Taxen als Hilfs- oder gar Schwesterdisziplinen ästimiert werden können.

Ein sehr beliebtes Beispiel waren für Kranzmayer die mundartlichen und etymologischen Bezüge der verschiedenen Ausdrücke für die Maulwurfsgrielle oder Werre. Die sprachlichen Wurzeln und Querverbindungen des letzteren Ausdrucks sind sehr kompliziert und sollen hier keinesfalls in extenso wiederholt werden; jedoch gibt schon ein Überblick über die wichtigste Literatur einen Anhaltspunkt dafür, warum unser Lehrer Kranzmayer sich

dieses speziellen Paradigmas so gerne bediente.¹⁾ Seine Wortfamilie enthält, um es kurz zu machen, meistens Termini mit pejorativer Aufladung, also Bezeichnungen für schlechte, unangenehme Dinge; sie reicht von (ver)wirren über das romanische guerra, guerre (Krieg) und sogar eine Perchtengestalt im Vogtland bis zum wienerischen Werrn, das ein Gerstenkorn am Auge bedeutet; wie aber gelangt nun die Maulwurfgrille in diese Sippschaft?

Der Volkskundler beginnt bei einer solchen Fragestellung am besten mit dem von Kranzmayer immer wieder geforderten Realbeweis, also dem fundamentum in re, dessen Erhellung meist ein Abgleiten in etymologische Irrwege, um bei unserem Leitwort zu bleiben, in Wirrungen, verhütet.

Die Maulwurfgrille (*Gryllus gryllotalpa*), auch Erdgrille, Erdkrebs, Reitwurm genannt, ist ein unbestritten schädliches Insekt; sie frißt die Pflanzenwurzeln ab und ist schwer zu bekämpfen, so zwar, daß sogar die Anwendung von Ködermitteln fast aussichtslos ist.²⁾ So ist es wohl begreiflich, wenn ein Sprichwort aus der ehemals ja vorwiegend agrarisch orientierten Volksweisheit sagt: „Wenn ein Reiter eine Werre sieht, soll er absteigen und sie zertreten.“

Der Volkskundler möchte zusätzlich zu erwägen geben, ob diesem höchst lästigen Ungeziefer nicht auch das Odium des unterirdisch lebenden Tieres anhaftet, wie wir es von soundso vielen anderen Fällen her kennen. Angesichts dieser hier nunmehr kurz skizzierten entomologischen, etymologischen und volkskundlichen Charakterisierung war ich baß erstaunt, als ich anläßlich mehrerer Aufenthalte im herrlichen Augustiner-Chorherrenstift Reichersberg in Oberösterreich (BH. Ried)³⁾ im dortigen Speisesaal die Galerie der Abtswappen nach etwaigen volkskundlichen oder symbolistisch interessanten Funden durchmusterte; sind doch diese oftmals redenden oder sprechenden heraldischen Dokumente diesbezüglich recht aufschlußreich.

So auch hier; der von 1615 bis 1620 im Amte gewesene Prälat Georg II. Gwer nahm in seinem Wappen einen geteilten Schild auf, in dessen oberer Hälfte ein Dreisproß, ein gleichfalls volkskundlich relevantes Sinnzeichen, sowie im unteren Teil eben eine Werre und schließlich inschriftlich der Name des Propstes in der auch von Schmeller zitierten Form „Gwer“ figurieren. Das heißt: Abt Georg II. Gwer scheute sich nicht, in sein heraldisches Emblem ein übelbeleumdetes schädliches Tier zu integrieren,

obschon man im allgemeinen an einem solchen Ehrenplatz eher ein „edles“ Wappentier erwarten könnte; darüber hinaus – mag dies nun zufällig sein oder nicht – erscheint oberhalb der Werre eine Pflanze, deren Gefährdung durch das darüberstehende Insekt wohl auch dem Abt in einer vorwiegend bäuerlichen Umgebung bestens bekannt war.

Anmerkungen:

1. Kluge-Mitzka, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 19. Aufl., Berlin 1963, S. 841.

Matthias Lexers Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. 31. Aufl., Leipzig 1964, S. 315.

Bayerisches Wörterbuch . . . von J. Andreas Schmeller. Stuttgart und Tübingen 1827, 1828, 1836, 1837, Sp. 979 f.

Julius Jakob, Wörterbuch des Wiener Dialektes. Wien und Leipzig 1929, S. 218.

2. Ich danke meiner Tochter, Ing. Christine Schneeweis, für ihre Auskunft!

3. Mein Dank gilt meinem verehrten Freund, dem hochwürdigsten Prälaten Propst Eberhard Vollnhofen Can. Reg. von Reichersberg, für die oftmals bewiesene Gastfreundschaft!

Chronik der Volkskunde

**Feierliche Übernahme der Möbelstube aus Harta (Ungarn)
anlässlich des zehnjährigen Jubiläums des Vereins Ethnographisches Museum
Schloß Kittsee am Samstag, 11. Dezember 1982, 14.30 Uhr, durch
MR Dr. Wilhelm Schlag in Vertretung von Frau Bundesminister
Dr. Hertha Firnberg**

Am 11. Juni 1972 wurde der Verein Ethnographisches Museum Schloß Kittsee konstituiert. Damit war die rechtliche und organisatorische Grundlage geschaffen für den im Jahre 1973 einsetzenden Aufbau eines wohl im Verband der Bundesmuseen geführten, aber doch eigenständigen „Vereinsmuseums“, des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee.

Das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung ging mit der Burgenländischen Landesregierung und der Marktgemeinde Kittsee eine beispielgebende Partnerschaft ein, deren Ziel es war, ein historisches Bau- und Kulturdenkmal, das ehemalige esterházysche und batthyany-strattmansche Neue Schloß von Kittsee vor dem Untergang zu retten, wiederherzustellen und einer neuen Verwendung zuzuführen. Im Zusammenwirken des Österreichischen Museums für Volkskunde mit seiner einzigartigen Sammlung von mehr als 25.000 Objekten zur alten Volkskultur der Länder und Völker Ost- und Südosteuropas, des Museums für Völkerkunde und des Österreichischen Museums für angewandte Kunst gelang es, in Kittsee – gewissermaßen am Zaun des alten Reiches und nahe der heutigen Grenze unserer Republik – ein einzigartiges Museum zu schaffen, ein Museum als „Fenster nach dem Osten und Südosten“, das den Blick auf die überlieferte kulturelle Eigenart der Völker in den österreichischen Nachbarstaaten öffnet und damit zugleich einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis dieser Kulturkreise und ihrer Menschen leistet. Das Aufbauwerk für dieses Museum hat zehn Jahre gedauert, für das in den ersten Jahren Herr Hofrat Dr. Adolf Mais die Verantwortung trug. Mit hohen finanziellen Aufwendungen des Bundes und des Landes, im Zusammenwirken mit der Gemeinde Kittsee und mit dem beharrlichen und unermüdlichen Einsatz aller beteiligten Institutionen und Personen konnte in diesen Jahren erreicht werden, daß Schloß Kittsee wieder mit neuem Leben erfüllt ist.

Das Ethnographische Museum Schloß Kittsee nimmt heute einen hervorragenden Rang in der österreichischen Museumslandschaft ein. Seit Eröffnung der

ständigen Schausammlung „Volkskunde Ost- und Südosteuropas“ am 10. Mai 1974 konnten zusätzlich 30 Sonderausstellungen einem stets wachsenden interessierten Besucherkreis gezeigt werden. Rund 200.000 Besucher, die in 800 Gruppenführungen besondere Betreuung gefunden haben, sind bisher nach Kittsee gekommen. Als wohl einziges Museum Österreichs hält das Ethnographische Museum Schloß Kittsee an den 365 Tagen des Jahres seine Pforten für die Besucher offen. Ein Mitarbeiterstab aus 6 Beamten und Angestellten sorgt auf der Grundlage weitgehender Selbstverwaltung für den ordentlichen und, das soll hervorgehoben werden, sehr sparsamen Museumsbetrieb mit seinen vielfältigen technischen, verwaltungsmäßigen und wissenschaftlichen Anforderungen. Längst füllt das Ethnographische Museum Schloß Kittsee auch die ihm seit der Gründung zugedachte Rolle eines regionalen Mittelpunktes für vielfältige kulturelle Manifestationen aus: Es darf hier vor allem auf die sehr erfolgreichen Konzertzyklen des „Pannonischen Forums“ verwiesen werden, auf die Durchführung von Vorträgen, wissenschaftlichen Studientagen und internationalen volkskundlichen Symposien. Neben der Herausgabe der vielen Kataloge des Museums, die von seiner regen wissenschaftlichen Arbeit Zeugnis ablegen, konnte anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Vereins nunmehr auch eine eigene Schriftenreihe des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee gegründet werden. Das erste Heft dieser Reihe wurde bereits von Herrn Direktor Beitzl präsentiert. Weitere Bände sollen in Zukunft verstärkt von der fachwissenschaftlichen Arbeit des Museums Zeugnis ablegen. Das Ethnographische Museum Schloß Kittsee ist auf diesem Weg in die Rolle einer Stätte internationaler Begegnung und des Kulturaustausches mit den Staaten Ost- und Südosteuropas hineingewachsen. Im Rahmen der bestehenden staatlichen bilateralen Kulturabkommen und auf der Ebene der institutionellen und kollegialen Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Volkskundemuseen konnten zahlreiche Ausstellungen erfolgreich präsentiert werden. Erinnert sei an die Sonderausstellungen „Ukrainische Volkskunst“ (1976), „Weißrussische Volkskunst“ (1977), „Lettische Volkskunst“ (1978), „Bulgarische Volkskunst“ (1980), „Ungarische Dorfarchitektur“ (1981), „Volkskunst des Slowenischen Alpenlandes“ (1981) und zuletzt in diesem Jahr „Die ungarische Bauernküche“ (1982). Jüngstes Glied in dieser Kette erfolgreicher zwischenstaatlicher kultureller und wissenschaftlicher Kooperation ist die von der Volksrepublik Ungarn übergebene, mit reich bemalten Möbeln, Textilien und verschiedenem Wandschmuck vollständig ausgestattete Bauernstube aus dem deutschsprachigen ungarischen Dorf Harta. Sie gehört ab nun zur ständigen Schausammlung des Ethnographischen Museums. Mit diesem vorzüglichen Möbel- und Wohnensemble wird eine Lücke in der Vergleichssammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde/Ethnographisches Museum Schloß Kittsee geschlossen.

Wie wir von Herrn Direktor Beitzl bereits gehört haben, wurde beim Aufbau der Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde das damalige Königreich Ungarn auf Grund einer seinerzeit geltenden staatspolitischen Übereinkunft von der Sammeltätigkeit ausgenommen. Dieser Teil der alten österreichischen Doppelmonarchie ist daher bis zum heutigen Tag in Österreich volkskundlich kaum dokumentiert. Im Jubiläumsjahr 1982 konnte durch einen Tauschvertrag zwischen dem Österreichischen Museum für Volkskunde/Ethnographisches Museum Schloß Kittsee und dem Ethnographischen Museum in Budapest mit einer Schließung dieser historisch bedingten Lücke begonnen werden.

Frau Bundesminister Dr. Firnberg hätte als begründendes Mitglied des Kuratoriums des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee die Bauernstube aus Harta/Ungarn vom Ethnographischen Museum in Budapest heute gerne in die Obhut des Österreichischen Museums für Volkskunde/Ethnographisches Museum Schloß Kittsee übergeben. Da ihr dies unmöglich geworden ist, nehme ich die Übergabe in ihrem Namen vor und darf den Vertretern der Volksrepublik Ungarn für dieses Beispiel ausgezeichnete zwischenstaatlicher Kooperation herzlich danken. Dies ist ein erneuter Beweis des gegenseitigen Vertrauens und der freundschaftlichen Gesinnung zwischen unseren beiden Ländern, wie sie sich auf vielen Ebenen präsentiert – ein weiterer Schritt in der Festigung unserer gut-nachbarlichen Beziehungen im Spiegel unserer jahrhundertalten gemeinsamen Geschichte.

Dem Ethnographischen Museum Schloß Kittsee, im Zusammenwirken mit dem Verein für Volkskunde in Wien und dem Österreichischen Museum für Volkskunde, wünsche ich, daß es seine Aufgaben in Zukunft genauso vorbildlich und erfolgreich wahrnehmen möge wie im vergangenen Jahrzehnt.

Wilhelm Schlag

Zur Ausstellung erschien eine Begleitveröffentlichung von Klára K. Csilléry, Die Bauernmöbel von Harta. Erläuterungen zur Möbelstube der Ungarn-Deutschen in der Sammlung des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee, Kittsee 1982, 48 S., 24 Abb. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde. Veröffentlichungen des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee, herausgegeben von Klaus Beitzl, Heft 1).

Bericht über das 6. Internationale Symposium Ethnographia Pannonica in Tata/Ungarn vom 9.–12. 9. 1982

Zum 6. Internationalen Symposium Ethnographia Pannonica, welches heuer vom 9.–12. September in der ungarischen Stadt Tata stattfand, fuhr man in der Erwartung, etwas zu dem bereits leicht strapazierten Thema Kommunikation zu hören. Diese Annahme erwies sich jedoch als trügerisch, denn abgesehen von der Nennung des Wortes Kommunikation in den meisten Referatstiteln war darüber weiter kaum mehr die Rede. Einige wenige Beiträge sind von dieser Kritik auszunehmen, aber leider wiederholte sich in Tata, was schon oft bei Tagungen kritisch anzumerken war. Der Großteil der Vorträge war rein deskriptiv und ließ den inneren Bezug zum Thema der Veranstaltung vermissen.

Das Tagungsthema lautete: „Die Rolle der Kommunikation in den Änderungen der traditionellen Kultur des Pannonischen Raumes“. Folgende Vorträge wurden gehalten: Helga Thiel, Kommunikation und Musik, dargestellt an zwei Beispielen aktueller Musikausübung in Ostösterreich; Peter Niedermüller, Bräuche in Raum und Zeit. Einige Bemerkungen über die kommunikativen Aspekte des Brauchtums in Transdanubien; Zsigmond Csoma, Tauschkinder und wirtschaftliche Beziehungen in Westungarn; Károly Gaál, Familienkommunikation und Pendlerwesen; Dunja Richtmann-Auguštin, Zadruga als Kommunikationssystem; Margot

Schindler, Formen der Kommunikation am Beispiel historischer Räuberüberlieferungen; Roswita Orač-Stipperger, Volksbildung – Massenmedien und Volkskunde; Milana Černellić, Veränderungen bei Hochzeitsbräuchen in einem ungarischen Dorf in der Batschka; Giselher Fladenhofer, Möbelkultur und Kommunikation; Ferenc Winkler, Ein eigenartiges Beispiel der Kommunikationsgeschichte Südwest-Transdanubiens; Mária Imre, Tradition der „Fachwerk“-Hausbaumethoden bei den Ungarn-Deutschen; László Timaffy, Die Rolle der Kommunikation in den ungarischen, deutschen, kroatischen Variationen einer Volkssage auf dem Gebiet der Kleinen Ungarischen Tiefebene; Elisabeth Kulmon, Kommunikation und Arbeitsgemeinschaft in Oberpullendorf; László Lukács, Wandernde Gestalten in Ost-Transdanubien.

Die angekündigten Beiträge von slowakischen Teilnehmern mußten leider entfallen, da die Vortragenden aus technischen Gründen nicht erschienen waren, und da auch Jugoslawien nur durch eine zahlenmäßig kleine, wenn auch gewichtige Delegation aus Zagreb vertreten war, blieben die Sitzungen im wesentlichen ein österreichisch-ungarischer Dialog. Aber auch in der österreichischen Abordnung fehlten Fachkollegen, welche maßgeblich und von Beginn an an der Förderung des Gedankens einer gemeinsamen Forschung in den Ländern, welche am pannonischen Raum Anteil haben, beteiligt waren, was unter anderem auch von ungarischer Seite auf das heftigste bedauert wurde.

Zur Entstehung und bisherigen Entwicklung dieser freien Arbeits- und Forschungsgemeinschaft seien hier einige Anmerkungen gemacht. Die *Ethnographia Pannonica* wurde 1969 unter der Zielsetzung, internationale und interdisziplinäre wissenschaftliche Kontakte im pannonischen Raum zu ermöglichen und zu pflegen, gegründet. Die Hauptaufgaben wurden in einer vergleichenden Erforschung der Volkskultur der Länder gesehen, welche am pannonischen Raum Anteil haben, nämlich Österreich, Ungarn, Tschechoslowakei und Jugoslawien. Die nationalen Minderheiten sollen eine Brücke schlagen zwischen den Ländern, in denen sie leben, und denen, aus welchen sie stammen. Dem pannonischen Raum liegt eine gemeinsame Kultur zugrunde, welche ungeachtet von Staatsgrenzen ein verbindendes Element darstellt. Auf der Ebene einer solchen Gesellschaft, wie die *Ethnographia Pannonica* gedacht war, könnte ein wichtiger und befruchtender wissenschaftlicher Austausch zwischen Nachbarländern stattfinden.

Das 1. Internationale Symposium „*Ethnographia Pannonica*“ fand 1971 in Bernstein im Burgenland statt. Das zweite folgte 1972 in Zalaegerszeg in Ungarn, wobei Fragen der Dorfmonographischen Forschung zur Diskussion standen. 1976 traf man sich abermals in Zalaegerszeg, diesmal waren Probleme der kulturellen Grenzen das Rahmenthema. Die vierte derartige Tagung wurde 1978 in Bernstein im Burgenland unter dem Titel „*Minderheiten und Regionalkultur*“ abgehalten. Die fünfte *Ethnographia-Pannonica*-Veranstaltung hielt man in Vinkovci/Kroatien ab. Diesmal hieß das Thema „Die Rolle der Frau in der traditionellen Kultur des pannonischen Raumes“. Als sechstes Treffen ist das hier zu besprechende Symposium in Tata zu sehen, und in der Schlußresolution von Tata wurde bereits eine siebente Tagung für das Jahr 1984, diesmal wieder in Österreich, unter dem Thema „Die Rolle der zentralen Orte in der Landschaftskultur“, angekündigt.

In Österreich konstituierte sich 1975 ein Verein unter dem Namen „*Ethnographia Pannonica Austriaca* – Gesellschaft für pannonische Forschung“ mit dem

Sitz am Institut für Volkskunde der Universität Wien. Dieser Verein sollte die Ziele der internationalen Ethnographia Pannonica in Österreich vertreten und fördern. Auf welche Weise dies, abgesehen von der Organisation der Tagung in Bernstein 1978, bis jetzt geschehen ist, mag allein die Tatsache illustrieren, daß die Mitglieder des Vereins vom Stattfinden des sechsten Symposiums in Tata durch den Vorstand nicht einmal informiert wurden, geschweige denn dazu eingeladen wurden. Als weiteres Zeugnis für die Funktionstüchtigkeit dieses Vereins mag das Faktum angesehen werden, daß außer der konstituierenden Sitzung am 4. Dezember 1975, einer Hauptversammlung am 6. Dezember 1978 und einer weiteren am 11. März 1981, zu der allerdings nicht mehr alle Mitglieder, sondern nur noch geladene Gäste sozusagen gebeten wurden, keine einzige Veranstaltung stattgefunden hat. Es wäre vielleicht zu überdenken, ob dieser nur auf dem Papier existierende Verein nicht doch zu beleben wäre, denn die Ideen, welche hinter seiner Gründung stehen, verdienten wahrhaftig ein lebhafteres Engagement.

Die Rat- und Lustlosigkeit, welche hinter der österreichischen Organisation steckt, war leider auch in der gesamten Tagung in Tata zu spüren. Es mag vielleicht auch daran liegen, daß der Schwung, mit dem das ganze Unternehmen 1971 begonnen wurde, von Mal zu Mal mehr erlahmte. Es genügt eben nicht allein, eine zündende Idee zu haben, wenn dann nicht die nötige Energie zu ihrer Durchführung in allen Konsequenzen aufgebracht wird. Die Effektivität der Tagungen und vor allem der Arbeit in der dazwischenliegenden Zeit wäre wahrscheinlich leicht zu erhöhen, indem man zum Beispiel gute Arbeitsvorschläge, welche bereits während vergangener Symposien gemacht wurden, nicht nur angenommen, sondern auch durchgeführt hätte. Von ungarischer Seite war 1976 in Zalaegerszeg der Vorschlag gemacht worden, einen ethnographischen Atlas für den pannonischen Raum zu erarbeiten. Ein Fragebogen wurde vorgelegt, und die einzelnen Länder sollten dessen Brauchbarkeit für ihr Forschungsgebiet überprüfen. Nach anfänglicher heftiger Polemik gegen diese wirklich gute Idee, einen überschaubaren Raum kartographisch zu dokumentieren, wurde der Vorschlag doch angenommen. Gehört hat man von diesem Projekt bis heute nichts mehr. 1978 kam in Bernstein nach einem Vortrag über Luzienbrauchtum von jugoslawischer Seite der Vorschlag, der Brauchgestalt der Luzia und den damit zusammenhängenden Phänomenen eine gemeinsame Untersuchung im pannonischen Raum zu widmen. Auch dieses Forschungsvorhaben wurde einstimmig angenommen und ist dann, wie so manches andere, im Sande verlaufen und nie mehr zur Sprache gekommen. Auf diese Art konnte es begreiflicherweise geschehen, daß so mancher namhafte Forscher das Interesse an der guten Sache langsam verloren hat. Und so ist es auch zu verstehen, daß in Tata, wie in der Schlußresolution stolz hervorgehoben wurde, diesmal fast ausschließlich die jungen Forscher zu Wort gekommen sind.

Abschließend sei noch angemerkt, daß ich nach wie vor ein Freund der pannonischen Idee bin und daß ich ihr eine Neubelebung von Herzen wünsche. Ebenso klar sei aber ausgesprochen, daß das Unternehmen Ethnographia Pannonica in der derzeitigen Form nicht zielführend sein kann.

Margot Schindler

Bericht

vom 15. Internationalen Hafner-Symposium (12. bis 14. November 1982) in Oberzell bei Passau

Die Ortswahl Oberzell war vor allem durch den Umstand begründet, daß, neben einem großzügigen Angebot der Marktgemeinde Oberzell, vielen der ständigen Mitarbeiter der Hafner-Symposien das im Frühjahr 1982 neueröffnete Keramikmuseum im Schloß Oberzell – Zweigmuseum des Bayerischen Nationalmuseums – noch nicht bekannt war. Der Planer und Einrichter des Museums, der langjährige Organisator der Symposien, Ingolf Bauer, gab daher am ersten Tag des Treffens einen gründlichen Überblick über die Entstehungsgeschichte und Konzeption des Museums, dessen Gründungspläne viele Jahre zurückliegen und gegen viele technische und finanzielle Schwierigkeiten zu einem erfolgreichen Ende geführt wurden. An diese Einführung schloß sich ein Gang der ca. 40 Teilnehmer durch das neue Museum an. Die Zustimmung bei der Führung und den abendlichen Diskussionen zeigt, daß dieses neue Keramikmuseum bei den Symposiumsteilnehmern aus Deutschland, Österreich und Ungarn gut angekommen ist. Wenn es auch nicht unbedingt zu einem Kongreßresümee gehört, so soll doch hier vom Berichtstatter vermerkt werden, daß ein Besuch in Oberzell nicht nur für die Spezialisten der Keramikforschung, sondern für alle an der Sachkultur Interessierte lohnend ist.

Im Gegensatz zu manchen früheren Treffen, die oft durch ihr breit gestreutes Programm ein typisches Bild der aktuellen Keramikforschung wiederspiegeln, war 1982 die knappe Zeit eines Wochenendes nur für ganz wenige Diskussions-themen vorgesehen. So konzentrierte sich das Gespräch am Samstagvormittag (13. November) nach einem Rückblick auf die vergangenen 15 Jahre vorwiegend auf die Möglichkeit der zukünftigen Entwicklung. Bedingt durch den Umstand, daß Ingolf Bauer aus verschiedenen Gründen nicht mehr im bisherigen Umfang die Organisation der Treffen übernehmen kann, um die er sich seit Paul Stiebers Tod 1975 unermüdlich gekümmert hatte, und gekennzeichnet durch die Tatsache, daß das Deutsche Hafner-Archiv in den Besitz des Bayerischen Nationalmuseums übergegangen ist (1982), die bisherige „De-facto-Personalunion: Leitung des DHA und der Symposien“ somit weitgehend entfällt, war die Frage nach der Art der Weiterführung der Treffen (Symposien) besonders dringlich. Wenn auch eine Vereinsgründung sicher den einen oder anderen Vorteil aufweisen würde, so sprach sich doch die überwältigende Mehrheit der Anwesenden gegen eine derartige Institutionalisierung und für die bisherige, grundsätzlich offene Struktur aus. Als gewisse Neuerung ist zu betrachten, daß in Zukunft die Breite keramischer Forschungsmöglichkeiten in einer Modifizierung des Namens zu erkennen ist: Der „Arbeitskreis für Keramikforschung“ veranstaltet jährlich wie bisher die „Internationalen Hafner-Symposien“, wobei auch zusätzliche, kleinere Treffen ins Auge gefaßt wurden (siehe die Arbeitsgruppe „Terminologie“). Das Treffen 1983, das 16., findet wahrscheinlich im Rheinland statt. Für die Durchführung der Treffen der nächsten beiden Jahre wurde Werner Endres, Regensburg, benannt. Weiterhin plant man zur Verbesserung der Information, die naturgemäß bei einer so lose strukturierten Arbeitsgemeinschaft etwas erschwert ist, ein hektographiertes Mitteilungsblatt, das Werner Endres zusammenstellen wird; es soll neben wichtigen Terminen auch keramische Neuerscheinungen berücksichtigen.

Der Nachmittag brachte eine längere Diskussion zu Terminologie- und Typologieproblemen, einem häufigen Thema derartiger Treffen, da hier zwischen Nord und Süd, zwischen den einzelnen Regionen und zwischen den verschiedenen Teildisziplinen immer noch beträchtliche Unterschiede bestehen. Nachdem derart theoretisch und gleichzeitig anwendungsbezogene Themen kaum erfolgreich von einem größeren Gremium durchdiskutiert werden können, konstituierte sich eine zehnköpfige Arbeitsgruppe, die diese Fragestellungen in den nächsten Monaten weiter verfolgen wird. Auch bestimmte Technologiefragen sollen in diesem Kreis weiter erörtert werden, soweit sie nicht durch vorgegebene experimentelle Tatsachen ohnehin unstrittig sind und daher nur noch einer geeigneten Zusammenfassung bedürfen. Mögen nun manche dieser Fragestellungen nur einem bestimmten Spezialistenkreis der Anwesenden wichtig erschienen sein, vor allem denjenigen, die schon umfangreichere Publikationserfahrung aufweisen und daher wissen, wie durch eine geeignete Vereinheitlichung der Begriffe die Forschung erleichtert wird, so fand das letzte Schwerpunktthema wiederum die ungeteilte Aufmerksamkeit aller Teilnehmer: Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Wissenschaften, die sich mit Keramik beschäftigen. Während noch vor wenigen Jahren sich bevorzugt einige Sachvolkswundler und engagierte Laien mit Keramik beschäftigten, wandte sich in der letzten Zeit auch das Interesse einer Reihe von naturwissenschaftlichen Fächern (Mineralogie, Geologie, Chemie, Physik usw.) verstärkt diesem Werkstoff und seinen Ausformungen zu. Die so unterschiedlichen Ausbildungen und Neigungen dieser Fachwissenschaftler führten dazu, daß hier zum Teil noch sehr unterschiedliche Vorstellungen über die Möglichkeiten der Zusammenarbeit dieser Disziplinen bestehen. Die ausführliche Diskussion zeigte, welche praktischen Auswirkungen ausgewählte Kooperationen und zielgerichtete Fragestellungen auf die Verbesserung der Untersuchungsergebnisse haben können.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß dieses Treffen trotz der zweifellos manchmal etwas abstrakten Thematik und der Kürze der Zeit – dafür dauerten die Diskussionen in kleinen Gruppen am Abend um so länger – die Lebensfähigkeit dieser von Paul Stieber gegründeten losen Vereinigung der interdisziplinären Keramikforschung, eindeutig bewiesen hat und die konsequente Fortführung der Arbeit gesichert erscheint.

Werner Endres

Bericht über die 22. Niederösterreichische Volkskundetagung in Ottenstein

Am 16. und 17. Oktober 1982 fand in Ottenstein im Waldviertel die 22. Niederösterreichische Volkskundetagung unter dem Titel „Volkskunde in Niederösterreich – Bio- und bibliographische Beispiele“ statt. Die Wahl dieses Themas erwies sich als äußerst geglückt, da man bislang noch nie in einer öffentlichen Veranstaltung einen derartig umfassenden Überblick über wissenschaftliche und volksbildnerische volkskundliche Tätigkeiten und Aktivitäten in Niederösterreich seit 1945 bekommen hatte.

Im Eröffnungsreferat sprach Dipl.-Ing. Michael Martischinig über den Erhebungsstand und die Editionsziele des Bio- und Bibliographischen Lexikons der

deutschsprachigen Volkskundler, ein Großprojekt, welches in Zusammenarbeit mit deutschen und schweizerischen Fachkollegen am Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften entsteht. Martischinig bezog sich in seinen Ausführungen besonders auf Niederösterreich und zeigte auf, welche Bedeutung ein derartiges Lexikon für die Fach- und Forschungsgeschichte hat. Die anschließende angeregte Diskussion zeigte, daß das Lexikonprojekt einerseits auf lebhaftes Interesse stieß, andererseits jedoch nicht ganz unwidersprochen blieb. Dr. Hermann Zucker stellte ein Projekt des Instituts für Niederösterreichische Landeskunde vor, die Bibliographie und Dokumentation des Schrifttums zur Landeskunde von Niederösterreich. H. Zucker erarbeitet den volkskundlichen Teil dieser Dokumentation. Ein wenig scherzhaft als „Gartenlaube-Archiv“ bezeichnete Dr. Werner Galler seine Untersuchungen der Druckschrift „Die Gartenlaube“ und ihrer Konkurrenten als Bildquellen zur niederösterreichischen Volkskultur des 19. Jahrhunderts. Hier werden, im Unterschied zu den beiden erstgenannten Institutionen, auf privater Ebene Daten und Bildmaterial zur volkskundlichen Quellenkunde erhoben.

Die Arbeiten des Instituts für Volkskunde der Universität Wien auf dem Gebiet der volkskundlichen Forschung in Niederösterreich wurden auf zweierlei Weise dokumentiert. Univ.-Prof. Dr. Helmut Fielhauer berichtete über seine eigenen Forschungen in Niederösterreich und über Forschungsseminare, die er zusammen mit Studenten in den letzten Jahren durchgeführt hat. Univ.-Ass. Dr. Olaf Bockhorn legte eine Liste jener volkskundlichen Dissertationen vor, die sich thematisch zur Gänze oder zu einem großen Teil mit Niederösterreich beschäftigen. Seit 1951 sind dies immerhin 27 Arbeiten. Als Beispiele dafür präsentierte anschließend fünf Absolventen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien ihre Dissertationen: Dr. Günther Kohlprath, Weißhäfner in Niederösterreich; Dr. Alfred Raab, Die traditionelle Fischerei in Niederösterreich, mit besonderer Berücksichtigung der Ybbs, Erlauf, Pielach und Traisen; Dr. Margot Schindler, Das Räubertum im Kerngebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie im 18. und 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel des Räuberhauptmannes Johann Georg Grasel; Dr. Anton Hofer, Lebendiges Singen – Funktion und kulturelle Einbettung; Dr. Irene Zucker, Das Bild des Bauern in den Lese- und Sachunterrichtsbüchern. Eine Untersuchung in Wien, Niederösterreich und dem Burgenland.

Dr. Hermann Steininger war eingeladen worden, über die Aufgaben und Wirkung der Arbeitsgemeinschaft Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk zu referieren. Zwei Referate waren der volkskundlichen Literatur gewidmet. Dr. Gerlinde Haid sprach über die Volksmusikliteratur in Niederösterreich seit 1945, Dr. Helene Grünß präsentierte die Buchreihe „Niederösterreichische Volkskunde“, welche vom Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk herausgegeben wird.

Durch diese genannten Vorträge war es möglich, in knapp zwei Tagen einen interessanten Einblick in die volkskundliche Forschungsarbeit in Niederösterreich seit 1945 zu bekommen. Frau Dr. Martha Sammer, welche die gesamte Tagung mit überaus großem Geschick leitete, hat auch die Aufgabe übernommen, die gehaltenen Vorträge zu veröffentlichen. Es wäre durchaus wünschenswert, wenn

die Ergebnisse der 22. Niederösterreichischen Volkskundetagung auf dem Wege einer Publikation einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden könnten.

Margot Schindler

Die Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung in Österreich (AGHÖ)

Auf der ordentlichen Generalversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde erfolgte im September 1981 in Salzburg die Gründung der „Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung in Österreich“. In ihr wollen sich jene Fachvertreter, die sich speziell mit Siedlungs-, Haus- und Wohnforschung beschäftigen, zu einer engeren Kontaktnahme und Arbeitsgemeinschaft zusammenschließen. Ausgangsüberlegungen waren dafür folgende: Es gibt sowohl in der Schweiz wie auch in der Bundesrepublik bereits seit den fünfziger Jahren derartige Vereinigungen, von denen die fachkundlichen Fragen der Hausforschung und Baupflege in Stadt und Land wesentlich mitgetragen werden. Neuerdings hat sogar Bayern dafür eine eigene Arbeitsgemeinschaft ins Leben gerufen. In diesen speziellen freien Arbeitsgemeinschaften finden sich sowohl Vertreter der volkskundlichen Hausforschung als auch Baufachleute und namentlich Architekten zu gemeinsamer Diskussion und Arbeit zusammen, wofür einerseits zentrale Büros als Koordinatoren, andererseits jährliche Tagungen und Publikationen die Möglichkeiten schaffen. Die Schweizerische Aktion für Bauernhausforschung (Sitz Basel) hat auf diese Weise eine umfassende Bestandsaufnahme historischer ländlicher Bauten durchgeführt und läßt die sehr repräsentative Reihe „Schweizer Bauernhäuser“ erscheinen (bisher sieben Bände), ebenso eine Serie kleinerer Informationsschriften, die auf einzelne Gebiete (Hauslandschaften) abgestimmt sind. Die lange Reihe der Tagungsberichte der (deutschen) AHF (Sitz Sobernheim) ist eine der maßgebenden Quellen für die Orientierung im ländlichen und städtischen Bereich des Hausbaues und der Hausforschung unter sehr erheblicher internationaler Mitarbeit geworden und hat europaweit beispielgebend gewirkt (z. B. Vernacular Architecture Group Mondon – Architecture vernaculaire/Paris).

Im Zeitalter einer tiefgreifenden Umstrukturierung sowohl in der Landwirtschaft wie auch in der Bauwirtschaft kann es sich ein Land, das wie Österreich die entscheidende Funktion als zentraleuropäischer Erholungsraum beansprucht, nicht leisten, daß allen Erkenntnissen der Raumplanung und Siedlungsforschung, wie der seit über hundert Jahren tätigen Bauernhausforschung zum Trotz in geradezu chaotischer Weise und ohne jede Berücksichtigung des gewachsenen hauslandschaftlichen Bildes weitergewirtschaftet wird und dabei deren Aussichten, Möglichkeiten und Erkenntnisse völlig unberücksichtigt bleiben.

Vor allem aber muß die Hausforschung selbst reorganisiert und weiter vorangerieben werden. Gemessen an allen destruktiven, geradezu unheimlichen Ausgriffen der Zersiedelung und Landschaftszerstörung sind die dagegen bereits eingeleiteten Maßnahmen wie auch die vielseitig und zweifellos erfolgreich tätigen Vereinigungen – das muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden – hoffnungslos in der Hinterhand. Gewiß, es gibt erfreulicherweise auch Beispiele des

Erfolges (Schärding, Krems/Donau, Graz). Ohne deren Wirken sähe es wahrscheinlich bei uns noch trostloser aus, und es bedarf ohne Frage einer noch wesentlich nachhaltigeren Unterstützung ihrer Arbeit und ihrer Vorhaben. Was jedoch ganz entscheidend fehlt, ist eine zentrale Erfassung und Koordinierung sowie vor allem eine Intensivierung der Forschungsarbeiten und der Grundlagenforschung auf diesem ganzen breiten Sektor der Haus- und Wohnforschung. Die neu gegründete AGHO konzentriert sich mit ihrem derzeit aus eigenem Antrieb arbeitenden Personenkreis, der je Bundesland ohnedies nur ganz wenige Fachvertreter aufweist, bisher nur auf einen relativ schmalen Sektor, nämlich auf den des herkömmlichen Bauens und seiner historischen Entwicklung im ländlichen Raum. Wenn hier in Österreich diese Richtung nicht entscheidend verstärkt wird, dann käme dies weithin überhaupt einem Gesichtverlust gleich. Die österreichische Öffentlichkeit sollte daher auf diese neu ins Leben gerufene Arbeitsgemeinschaft und ihre wesentliche Hilfsfunktion von der Seite der wissenschaftlichen Erschließung her mit einigem Nachdruck hingewiesen werden, und sie sollte deren Arbeit und Bemühen im Interesse aller ideell mittragen und letztlich auch sachlich unterstützen.

Oskar Moser

Das Österreichische Sprachinselmuseum des „Vereins der Sprachinselfreunde“ wurde am 30. April eröffnet

Das Österr. Sprachinselmuseum ist ein umfassendes Dokumentationszentrum für die von Österreich aus im Mittelalter angelegten Sprachinseln in fremdsprachigen Nachbargebieten (in den italienischen Provinzen Belluno, Trento, Udine, Verona, Vicenza, ferner in Jugoslawien, in Ungarn usw.).

Volkskundlich interessante Gegenstände, Bücher, Bilder, Photographien, Dias, Tonbänder mit Mundartaufnahmen und Volksliedern, geographische Karten usw. werden hier gesammelt, archiviert und der Fachwelt sowie einem breiteren Publikum zugänglich gemacht. Die hier dokumentierten altösterreichischen Sprachinseln geben – im Fremdland abgekapselt – durch die Erhaltung historischer Sprachzustände und historischer Volkstradition in Arbeitsleben und Brauchtum ein Abbild einstiger heimischer Kulturererscheinungen. Bei den von Westtirol aus begründeten, auf Grund einer Herkunftssage „zimbrisch“ genannten Inseln bei Vicenza, und bei Verona handelt es sich um die ältesten erhaltengebliebenen deutschen Dialekte überhaupt. Sie zeigen einen spätalthochdeutschen Sprachstand.

Die altösterreichischen Sprachinseln weisen aber auch bemerkenswerte Kulturberührungen mit romanischen, slawischen und magyrischen Bereichen auf und stellen im kleinen ein Symbol europäischer Kulturbegegnung und Kulturdurchdringung dar.

Die Betreuung des Museums erfolgt durch Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung und Oberstudienrat Prof. Dr. Herwig Hornung.

A-1180 Wien, Semperstraße 29 (Besuch gegen Voranmeldung, Tel. 34 60 912).

Maria Hornung

**Museen und Sammlungen der Bezirke Baden und Mödling
Ausstellung im Heimathaus Brunn am Gebirge
vom 6. bis 20. Juni 1982**

Es gibt so viele große Ausstellungen, die mit Einsatz von Fachleuten und viel Geld gestaltet sind und von fachkundiger Werbung publiziert werden. Die vielen kleinen Museen und Sammlungen, die in den meisten Fällen von Idealisten – ohne oder nur mit sehr geringer Subvention – betreut werden, stehen hier sehr im Schatten, obwohl sie, wie der Institutsvorstand, Prof. Fielhauer, in seiner Eröffnungsrede betonte, zum Teil wahre Schatzkammern für den Laien wie für den Fachmann sind.

Eine Gruppe von Studenten des Instituts für Volkskunde der Universität Wien hat daher beschlossen, eine „Ausstellung über Ausstellungen“ zu gestalten, um auf diese kleineren Sammlungen aufmerksam zu machen. Der Verein Brunner Heimathaus in Brunn am Gebirge hat dazu seine Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, sodaß über die Ausstellung hinaus auch das Haus selbst mit seinen Sammlungen und der Rudolf-Steiner-Gedenkstätte zugänglich waren.

Die Zweitaufgabe der Broschüre „Museen und Sammlungen in Niederösterreich – I. Viertel unter dem Wienerwald“ von Bockhorn-Steininger, hat bei der Arbeit als Grundlage gedient. Die Ausstellung zeigt, in welchen Orten der beiden Bezirke Museen, Sammlungen und Gedenkstätten bestehen, öffentlich zugänglich sind und mit welchen Themen sie sich hauptsächlich beschäftigen.

Zusätzlich wurden vier Schwerpunkte, die für die beiden Bezirke bezeichnend sind, herausgearbeitet und besonders präsentiert, und zwar die Ur- und Frühgeschichte, der Weinbau, die Industrie und die Via sacra. Dafür wurden verschiedene Museen um Leihgaben gebeten, und alle halfen mit großer Freude mit.

Es sollte durch diese Ausstellung das Interesse des Publikums geweckt, aber auch die Zusammenarbeit zwischen den Museen untereinander gefördert werden. So ist gedacht, den graphischen Grundstock nach Ende der Ausstellung auch anderen Museen, Sammlungen und eventuell auch Kreditinstituten zur Verfügung zu stellen. Durch zusätzliche Exponate könnte dann die Schau neu gestaltet werden.

Gertrud Ilming

**Ausstellung „Kerstmis in Niederösterreich“ zu Weihnachten
in Rotterdam**

Im „Ahoy-Komplex“, der größten Hallenanlage der Niederlande, fand vom 21. bis zum 30. Dezember 1982 die Ausstellung des NÖ. Landesmuseums „Weihnachten in Niederösterreich“ statt, auf holländisch „Kerstmis in NÖ.“ – Niederösterreich wird interessanterweise im Gegensatz zu Österreich = Oostenrijk nicht übersetzt. Mit der Gestaltung der „themapresentatie“ wurde durch den Herrn Landeshauptmann die Volkskundliche Sammlung des NÖ. Landesmuseums betraut. Zuvor gehört etwas auf den Charakter des holländischen Weihnachtsfestes hingewiesen, welches wesentlich öffentlicher gefeiert wird als unser mitteleuropäisches Familienfest. Die Weihnachtsferien beginnen eine Woche früher und enden eine Woche später als in Österreich, die vergleichsweise geringen Wohnungsgrößen bedingen ein „Beschäftigungsprogramm“ der Gemeinden und der öffent-

lichen Stellen für Kinder und Erwachsene. In Rotterdam, dem bedeutendsten Hafen der Welt und Wirtschaftszentrum Südhollands, ist dies das „Kerstland“ im Ahoy-Komplex, welches auf uns riesig scheinenden Flächen Weihnachtsmarkt, Messe, Festgelände, Aktivitätsmöglichkeiten, ja sogar einen Kerstzirkus umfaßt. Die Einnahmen dieser Großveranstaltung werden seit zwei Jahren dazu verwendet, einen kulturellen Mittelpunkt mit weihnachtlichem Thema zu finanzieren. 1981 war dies „Volkskunst aus Polen“ mit vielen großen szopkas, 1982 „Weihnachten in Niederösterreich“. Es sei betont, daß bei dieser zweiten großen Auslandsausstellung der NÖ. Volkskunde – nach „Volkskunst und Volksleben in Niederösterreich“ in Minsk 1981 – die Gemeinde Rotterdam als Gastveranstalter alle Kosten, einschließlich Transport und Versicherung trug.

80.000 Besucher hatten so die Gelegenheit, in der Vorhalle und der „Glazenthal“ der Ahoy-Anlage auf einer Fläche von 1500 m² niederösterreichische Weihnachtskrippen, vor allem die landestypischen Kastenkrippen, Werke der Volkskunst mit Bezug auf die Advent- und Weihnachtszeit, Dokumentationen niederösterreichischen Brauchlebens, geschmückte Christbäume und beispielsweise auch Maskengestalten zu betrachten, deren Auftreten selbst vielen Österreichern unbekannt gewesen wäre. Sehr vorteilhaft wirkte sich die Unterstützung durch die beiden Firmen „NÖ. Heimatwerk“ und „Trachten-Tostmann“ sowie die Berufsschule für Bäcker in Baden aus. Da man sich bemühte, sowohl von der Qualität als auch von der regionalen Streuung her den bestmöglichen Überblick zu geben, darf auch auf die Leistungen einzelner Gemeinden wie Horn, Haag und Wolkersdorf, Pfarren wie Reinsberg und Stockerau, auf die Mitarbeit der Museen, z. B. in Asparn, Mödling, Eggenburg und Traismauer, des Stadtmuseums und des Diözesanmuseums in St. Pölten hingewiesen werden. In diesem Zusammenhang sei darauf aufmerksam gemacht, daß auch die kürzlich über Vermittlung von Frau Dr. Heß-Haberlandt und der Kulturabteilung des Amtes der NÖ. Landesregierung durch Frau Folk restaurierten Stabpuppenfiguren des Traismauer und der beiden St. Pöltner Krippenspiele ausgestellt waren.

Hier ist auch der Platz, darauf hinzuweisen, welche umfangreichen Begleit- und Vorbereitungsarbeiten eine solche Großausstellung im Ausland bedingt. Da geht es nicht nur um Planung und Restaurierung, Katalog, Werbetext, Personalprobleme, Versicherung, Zoll- und Denkmalschutzformalitäten, Transportbestellungen bis zum „T 1“ für den Lastwagenchauffeur in möglichst kurzer Zeit – immerhin kam die erste schriftliche Anfrage aus Rotterdam an Niederösterreich im September 1982. Da treten auch rechtliche Probleme auf, wie jenes, daß ein „Zwischenverleihen“ nicht möglich ist und Dutzende kleinere Leih- und Versicherungsverträge zwischen Rotterdam und den einzelnen Leihgebern neben dem großen Vertrag mit dem Land Niederösterreich erstellt werden mußten. Nicht nur die Aufstellung in Rotterdam wurde vom Zentraldepot in Hainburg her vorbereitet und „plangespielt“, man mußte auch auf den Kubikzentimeter genau den Platz der mehr als 700 Objekte im größtmöglichen Lastwagenzug berechnen.

Außer durch den starken Besuch wurden die Mühen auch durch eine äußerst freundliche Berichterstattung in den niederländischen Medien belohnt, die sich gewiß nicht ungünstig auch auf außerkulturelle Beziehungen wie den Fremdenverkehr auswirken wird und auch den durch die Vorbereitungsarbeiten erzwungenen Verzicht auf die alljährliche Weihnachtsausstellung im NÖ. Landesmuseum verschmerzen läßt.

Werner Galler

Adolf Mais †

Am 17. Dezember 1982 verstarb nach langem Leiden, aber doch für viele völlig unerwartet, Hofrat Dr. Adolf Mais, nachdem er bloß wenige Jahre vorher als Direktor des Ethnographischen Museums in Schloß Kittsee in den Ruhestand getreten war.

Am 3. März 1914 in Wien geboren, studierte er nach seinem Realschulabitur an der Wiener Universität Slawistik, Urgeschichte, Volks- und Völkerkunde, wo ich ihn nach 1945 als fleißigen, ambitionierten und auch kenntnisreichen Studenten kennengelernt habe. Mit einer Dissertation über „Die serbokroatischen Ziehbauern“ hat er am 20. 5. 1947 promoviert, nachdem er schon am 1. 4. 1946 als wissenschaftliche Hilfskraft am Österreichischen Museum für Volkskunde zu arbeiten begonnen hatte. Am 1. 1. 1949 wurde er Vertragsbediensteter des wissenschaftlichen Dienstes, am 1. 7. 1952 prov. wissenschaftlicher Assistent, am 12. 2. 1954 dann systemisierter Assistent, als welcher er am 1. 1. 1955 zum Kustos II. Kl. ernannt wurde. Am 1. 1. 1962 folgte die Ernennung zum Kustos I. Kl., und am 27. 6. 1973 wurde er zum Leiter des Ethnographischen Museums Kittsee bestellt. In dieser Eigenschaft wurde ihm am 26. 6. 1975 der Berufstitel Hofrat verliehen.

Adolf Mais haben drei wesentliche Eigenschaften geprägt: seine museologische Begabung, sein Verbundensein mit der – in Wien fast selbstverständlichen – slawischen Volkskunde und seine, vielleicht durch die urgeschichtlichen Interessen geförderte Beschäftigung mit der volkstümlichen Keramik. Alles verbunden mit einem unerhörten Fleiß und einer ungewöhnlichen Ausdauer, die ihn auch befähigten, umfangreiche Archivstudien zu dem großen Thema der Wiedertäufer sowie deren keramischen Erzeugnisse durchzuführen.

Wer das angeschlossene Schriftenverzeichnis durchsieht, wird davon beeindruckt sein, wie sich diese drei Hauptrichtungen durch die gesamte Zeit seines literarischen Schaffens hindurchziehen. Aus vielen Gesprächen weiß ich, wie sehr ihm die Erforschung und Förderung der slawischen Volkskunde am Herzen gelegen ist und wie enttäuscht er immer wieder war, daß es die engen Raumverhältnisse im Volkskunde-Museum in der Laudongasse nicht gestatteten, diesen umfangreichen Teil der Sammlungen der Öffentlichkeit aufzubereiten. Die sechs Jahre in Kittsee allerdings, die konnte er voll nützen und so auch eine imposante Schau aufbauen, die mit seinem Namen dauernd verbunden bleiben wird. Denn hier hat er alles, was er auf vielen Studienfahrten im Ausland kennengelernt und für sich selbst verwertet hat, in die Wirklichkeit umsetzen können. Seine von der Mutter erlernte Kenntnis der tschechischen Sprache und die von ihm an der Universität gepflegten Sprachstudien befähigten ihn auch zum Erfassen und wissenschaftlichen Durchdringen des einschlägigen ostsprachlichen Schrifttums, wovon seine eigenen Arbeiten, von der Dissertation 1947 angefangen, ein beredtes Zeugnis ablegen. Seine vielfachen musealen Erfahrungen hat er durch eigene Gestaltungstendenzen zu ergänzen versucht, wie man seinen zahlreichen diesbezüglichen Berichten entnehmen kann. Wie sehr Adolf Mais mit der Museologie verbunden war, belegt die Tatsache, daß er lange Zeit an der Herausgabe und Entwicklung der „Mitteilungen der Museen Österreichs“ mitgewirkt und im Rahmen von Ergänzungsheften eine Reihe von Themen selbst bearbeitet hat. Unentbehrlich geworden aber ist seine Zusammenstellung über „Die hauptamtlichen Museumsbe-

amten Österreichs im wissenschaftlichen Dienst“ (1956 und 1965), die zu einer Fundgrube für bio- und bibliographische Daten geworden ist. Die 1981 erschiene Neuaufgabe hat die Notwendigkeit eines solchen kleinen „Museumsbeamten-Kürschners“ unter Beweis gestellt.

Neben den mehrfachen Beiträgen zur Handwerksgeschichte bedürfen aber jene zur Keramikforschung einer besonderen Würdigung. Wenn A. Mais schon 1954 über Aufgaben der volkskundlichen Archäologie geschrieben hat, so hat er damit nicht nur das Werk von A. Walcher-Moltheim wieder aufgenommen und fortgesetzt, sondern vielmehr einer Forschungsrichtung den Weg bereitet, der dann oft und oft von anderer Seite beschritten worden ist. Für ihn war das planmäßige Begehen und Absuchen von Fundstellen mit reichen keramischen Nachlässen eine Selbstverständlichkeit, durch die er viel Neues an Material und Einsichten zu sammeln vermochte. Daß er aber durch andere Arbeiten daran gehindert war, speziell dieses Material nicht bearbeiten und veröffentlichen zu können, ist eine bedauerliche Tatsache. Sie wird vielleicht etwas wettgemacht durch seine Untersuchungen und Veröffentlichungen über die Habaner Ware einschließlich der Fischauer Krügelmacher sowie über die Obermillner Fayencen, die alle insgesamt eine dauernde Grundlage für die weiteren diesbezüglichen Forschungen darstellen. Vielleicht darf man es als eine Krönung aller dieser mühevollen Arbeiten auffassen, daß ihm noch der Kittseer Kellerfund geschenkt wurde und daß er ihn wenigstens in einer vorläufigen Veröffentlichung zu würdigen vermocht hat.

Und schließlich dürfen auch nicht die anstrengenden Untersuchungen der Grufbestattungen zu St. Michael in Wien I vergessen werden. Wenn sein Abschlußsatz der diesbezüglichen Veröffentlichung auch von einem anderen Autor stammt, so kann man trotzdem ermessen, daß Adolf Mais von dem Erlebnis, so vielen Verstorbenen zu begegnen, tief ergriffen gewesen ist.

Dem Verein für Volkskunde hat Adolf Mais als Generalsekretär viele Jahre durch mannigfache Verwaltungsarbeiten gedient, und dem Österreichischen Museum für Volkskunde war er ein gewissenhafter Verwalter, wofür ihm auch hier noch einmal aufrichtig gedankt werden darf. Das Leben hat es Adolf Mais nicht leicht gemacht, und doch ist er von der ersten Stunde seines wissenschaftlichen Wirkens an unter den schwierigsten Bedingungen der ersten Nachkriegsjahre seinen geraden Weg quer durch alle Fährnisse und Schwierigkeiten gegangen, um schließlich doch dann jenes Ziel zu erreichen, das ihm immer vor Augen gestanden ist und für dessen wissenschaftliche Verwirklichung er 1956 einen Theodor-Körner-Preis erhalten hat. Wenn er 1982 das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse empfang, so war dies zwar eine späte, aber umso mehr verdiente Anerkennung seiner lebenslangen Bemühungen um die österreichische Volkskunde, in der er für immer seinen festen Platz einnehmen wird.

In freundschaftlicher Verbundenheit sei meinem Schüler Adolf Mais ein getreues Andenken gewidmet.

Richard Pittioni

Schriftenverzeichnis Dr. Adolf Mais (1946–1981)

Erstellt von Klaus Gottschall

1946/1947

Die Transhumance auf der Balkanhalbinsel. In: Die österreichische Milch- und Fettwirtschaft, I. Jg., Wien 1946, S. 281–283, II. Jg., Wien 1947, S. 34–37 (Wiener Beiträge zur Geschichte und Ethnologie der Milchwirtschaft). 12.545 SA

Brauchtum des Monats. In: Die österreichische Milch- und Fettwirtschaft, II. Jg., Wien 1947, S. 13–15, 37–38, 56–57, 83, 107–108, 129–131, 155–156, 181–182, 205–207, 232–233, 256–257, 278–279.

Primitives Spielzeug. In: Die österreichische Milch- und Fettwirtschaft, II. Jg., Wien 1947, S. 12–13.

Die serbokroatischen Ziehbauern. Eine volkskundliche Darstellung als Beitrag zur Frage der Ziehbauernkultur. Dissertation, Wien 1947, V+130 Bl. Maschinschrift, 1 Karte, 13 Taf., 37 Abb. 8.403 Diss.

1949

Beiträge zur Geschichte der Kärntner Hafnerei. In: Carinthia I, 39. Jg., Klagenfurt 1949, S. 462–466. 8.029 SA

Kleine Beiträge zur Geschichte des Tiroler Hafnerhandwerks. In: Der Schlern 23, Bozen 1949, S. 213–214.

1950

Volkskunde und Urgeschichte. In: Mitteilungen der Urgeschichtlichen Arbeitsgemeinschaft, I. Jg., Wien 1950, Nr. 11/12, S. 1–6. 8.008 SA

Raimund-Zoder-Bibliographie. In: Musikerziehung III, Wien 1950, S. 218–223. 7.697 SA

1951

Quellennachweis der Tiroler und Vorarlberger Handwerks- und Bruderschaftsordnungen und Privilegien in den Saalbüchern des ehemaligen Adelsarchivs in Wien. In: Der Schlern, 1951, S. 483–485. 8.504 SA

1952

Die Rindbacher Holzmasken. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N. S. Bd. VI, Wien 1952, S. 1–13. 8.636 SA

Ausammlung von Oberflächenfunden. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, I., Wien 1952, S. 22–24.

Steirische Hafnerorte. In: Veröffentlichungen der Urgeschichtlichen Arbeitsgemeinschaft in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. I, Wien 1952, S. 151–161. 8.652 SA

Museum und Kaufhaus. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, I, Wien 1952, S. 103–106.

Inventar und Karteien. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, I, Wien 1952, S. 42–44.

Lichtbild und Inventar. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, I, Wien 1952, S. 66–67.

Die Zinnpest. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, I, Wien 1952, S. 8–9.

Fünzig Jahre Krahuletz-Museum in Eggenburg. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, I, Wien 1952, S. 80–81.

Handwerk und Volkskunst. In: Österreichische Volkskunde für Jedermann, Wien 1952, S. 145–204. 10.389 SA

Die volkskundlichen Sammlungen Österreichs. In: Österreichische Volkskunde für Jedermann, Wien 1952, S. 488–497. 10.390 SA

Kontakterscheinungen in der Farbgebung der Volkskunst. In: Actes du IVe Congres International des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques, Vienne 1952 (1956), Bd. III, S. 119–121. 13.054 SA

Historische und kulturhistorische Sammlungen in Österreich. Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien 1952, 62 S. (= Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Ergänzungsheft 1).

Völkerkunde, Volkskunde, Urgeschichte und Anthropologie in den Museen Österreichs. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Ergänzungsheft 1, Wien 1952, 64 S. hektogr. 8483 a/1 Z

Österreichische Volkskunde für jedermann. Pro Domo Verlag, Wien 1952, 510 S., Abb., Noten, 1 Schnittmusterbogen. 8807 H.-App.

1953

Eine Sammlung von König Ottokar-Sagen im Viertel unter dem Manhartsberg im Jahre 1813. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N. S., Bd. VII, Wien 1953, S. 140–146. 10.801 SA

Handwerkskunde und Museum. In: Historische und kulturhistorische Sammlungen in Österreich, Ergänzungsheft Nr. 2 des Mitteilungsblattes der Museen Österreichs, Wien 1953, S. 30–32.

Zur Musealstatistik. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, II, Wien 1953, S. 88–91.

Ein Meisterstück des Töpferhandwerks. In: Wiener Kurier vom 7. 11. 1953, S. 12 (Kunstwerk der Woche).

1954

Die Gruftbestattungen zu St. Michael in Wien. Bruderschaften, Bestattungen, Sargmalerei, Totenbeigaben. In: Kultur und Volk, Festschrift für Gustav Gugitz, Wien 1954, S. 245–273. 11.071 SA

Aufgaben der volkskundlichen Archäologie. In: Wiener völkerkundliche Mitteilungen, II, Wien 1954, S. 184–192. 11.646 SA

Das Mitteilungsblatt der Museen Österreichs. In: Bericht über den 3. österreichischen Historikertag in Graz, Wien 1954, S. 157–162.

Professor Josef Höbarth. In: Post und Telegraphie, XXV, Wien 1954, Folge 1, S. 12.

Das slowakische Musealwesen nach 1945. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, III, Wien 1954, S. 152–156. 12.745 SA

Probleme der ostdeutschen Museen. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, III, Wien 1954, S. 125–127.

Die Maisspeicher in Österreich. In: Die Wiener Schule der Völkerkunde, Festschrift zum 25jährigen Bestand 1929–1954. Wien 1954, S. 535–550, 1 Karte, 2 Abb. 12.868 SA

Eine österreichische Hafnerpietà. In: Wiener Kurier, vom 26. 6. 1954, S. 12 (Kunstwerk der Woche).

Konstantin Jireček. In: Videnské svobodné listy vom 6. 8. 1954, S. 4.

1955

Blinde schreiben über ihren Museumsbesuch. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, IV, Wien 1955, S. 29–31. Abgedruckt in: Johann Wilhelm Klein – Literarische Zeitschrift für Blinde, V, Wien 1955–1956, Nr. 3, S. 108–112.

Ungarische Volkskunstausstellung in Wien. In: Wiener völkerkundliche Mitteilungen, III, Wien 1955, S. 104–105.

Die Tiergestalten im polnischen Brauchtum. In: Masken in Mitteleuropa, Selbstverlag des Vereines für Volkskunde, Wien 1955, S. 221–235. 12.484 SA

Museale Neuigkeiten aus der Schweiz. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 4, Wien 1955, S. 35–36.

Aus der westdeutschen Musealliteratur. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 4, Wien 1955, S. 55–56.

Die Museen in Brandenburg und Mecklenburg. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 4, Wien 1955, S. 57.

Die Woche der Museen im Jahre 1956. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 4, Wien 1955, S. 93 ff., 119 ff.; 5, 1956, S. 3–4.

Naturhistorische und technische Sammlungen in Österreich. In: Ergänzungsheft zum Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Nr. 5, Wien 1955, 62 S.

8.483 a/5 Z

Besprechung: Eduard Schneewis, Feste und Volksbräuche der Sorben – vergleichend dargestellt. 2. Auflage. SA aus: Wiener Slavistisches Jahrbuch IV, 1955, S. 184–186. 13.055 SA

Die polnische Volkskunstforschung seit 1945. Ein Literaturbericht. SA aus: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde N. S. IX/58, Wien 1955, S. 61–69, 152–157. 11.926 SA

1956

Kontakterscheinungen in der Farbgebung der Volkskunst. In: Actes du IVème Congrès international des sciences anthropologiques et ethnologiques. 1952, II/2, Wien 1956, S. 119 ff.

Das Mährische Nationalfest in Wien. In: Wiener slavistisches Jahrbuch, 5, Wien 1956. (o. S.)

Die Krügelmacher der Fischauer Gruppe, N. Ö. In: Archaeologia Austriaca, Heft 19/20, Wien 1956, S. 250–263. 12.622 SA

Volkskundliche Museen in Rumänien. In: Rumänien heute, V, Jg., Heft 3, Juni 1956, S. 4–5. 12.720 SA

Geschichtlicher Überblick über die volkskundlichen Sammlungen in Rumänien. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, V, Wien 1956, S. 49–52. 12.744 SA

Die hauptamtlichen Museumsbeamten Österreichs im wissenschaftlichen Dienst. Wien 1956, 117 S. (= Ergänzungsheft zum Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Nr. 6). 8.483 a/VI

Die Farbenkomposition in der textilen Volkskunst. In: Bekleidung, 6, 1956, S. 15, 42 f.

1957

Das Museumswesen im Herzogtum Bukowina. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, VI, Wien 1957, S. 41–48. 13.607 SA

Das Museumswesen im Herzogtum Schlesien. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, VI, Wien 1957, S. 83–88. 13.765 SA

Das Museumswesen in der Markgrafschaft Mähren. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, VI, Wien 1957, S. 117–124. 13.850 SA

Die Tschechen in Wien. In: Wiener Geschichtsblätter, N. S. XII, Wien 1957, S. 56–66. 14.023 SA

Die „Katzelmacher“. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte einer handwerksgebundenen Volksgruppe. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 87. Jg., Wien 1957, S. 37–52. 14.411 SA

1958

Zur Geschichte des Ostereies in Österreich. In: Alte und moderne Kunst, III, Wien 1958, Nr. 4, S. 17–20. 14.177 SA

Das mährische Nationsfest in Wien. In: Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, XIII, Wien 1957/58, S. 93–122. 14.443 SA

Das Gartenpalais Schönborn. In: Wiener Kunsthefte. Die Kleine Galerie, Juni 1958, S. 2–3. 14.294 SA

Die niederösterreichischen Lebzelter von 1650 bis 1850. In: Adler, 4 (18.), Wien 1958, S. 209–215. 14.413 SA

Michael Haberlandts große Tat. In: Mitteilungen des Volksbildungshauses Volkshochschule Alsergrund, 14. Jg., Wien 1958, Nr. 2, S. 1–2. 14.502 SA

Die Zinngießer Wiens. In: Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, XIV, Wien 1958, S. 7–46. 15.333 SA

Die jahrhundertealte Stoober Keramik. In: Hg. Notring d. wiss. Verbände Österreichs: Unica Austriaca. Schönes und Großes aus kleinem Land. A small

country's beauty and greatness. Grandeur et beauté d'un petit pays. Neue Folge (= Notring Jahrbuch 1959) Wien 1958, S. 82–84.

1959

Die Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. In: Das Josefstädter Heimatmuseum, April 1959, S. 3–5. 14.976 SA

Prager Museumseindrücke. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, VIII, Wien 1959, S. 105–113. 15.087 SA

Der volkstümliche Zeugdruck. In: Bekleidung, IX, Wien 1959, Heft 3, S. 14, 39, 52. 15.419 SA

Die volkstümliche Batiktechnik. In: Bekleidung, IX, Wien 1959, Heft 5, S. 105–108. 15.420 SA

Urtümliche Textiltechniken in Europa. In: Bekleidung, IX, Wien 1959, Heft 9, S. 23–24, Heft 10, S. 19, 39.

Bruno Konczakowski. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, VIII, Wien 1959, S. 145–148. 15.434 SA

Museale Zeugnisse von Arbeiten kriegsgefangener Russen in Österreich. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, VIII, Wien 1959, S. 183–184. 1 Fragebogen. 15.435 SA

Besucherstatistik der staatlichen Museen. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, II/1953, S. 42–43, III/1954, S. 5, IV/1955, S. 2, 140–141, V/1956, S. 2–3, VI/1957, S. 2, VII/1958, S. 5, VIII/1959, S. 4–5.

Besucherstatistik der österreichischen Landesmuseen. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, II/1953, S. 105–107, III/1954, S. 68, IV/1955, S. 75–76, V/1956, S. 38, VI/1957, S. 30, VIII/1959, S. 25–26.

Tancred Banăţeanu: Catalogul Muzeului de Arta Populara al RPR. Rezension. SA aus: Völkerkundliche Mitteilungen VII, N. F. II, 1959, S. 95–96. 15.614 SA

Mode und Kleidung aus Großvaters Tagen im Spiegel des volkstümlichen Humors. In: Bekleidung, H. 9, S. 24 f. und H. 10, S. 90 ff. Wien 1959 und 1960.

Zur Volkskunde der Donaulandschaft. In: Universum. Natur und Technik 14, 1959, S. 511–512, Abb. 19.691 b SA

Volkskundemuseen in Osteuropa. In: Bulletin der Arbeitsgemeinschaft Ost, 2, Wien 1959, Nr. 1, S. 1 ff.

Elegance am Sonntag. In: Elegance aus Österreich, 2, Wien 1959, S. 38 ff.

1960

Ausstellung „Volkskunst der Ostkirche“. Katalog. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1960, 47 S. 15.394 H.-App.

Auch: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N. S., Bd. XIV, Wien 1960, S. 1–42. Vorwort: Leopold Schmidt. (150 Z) Volkskunst der Ostkirche.

Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde. In: Österreichische Hochschulzeitung XII. Jg., Wien 1960, Nr. 1, S. 1–2.

Die Textilien-Bestände des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien. In: Bekleidung, 10. Jg., Wien 1960, Heft 3, S. 19, 46.

Die Ost-Abteilung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, In: Österreichische Ost-Hefte, 2. Jg., Wien 1960, 2. Heft, S. 164–167.

15.557 SA

Slovenské národné múzeum in Martin. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, IX, Wien 1960, S. 16–20.

15.493 SA

Die jahrhundertertealte Stober Keramik. In: Hg. Notring d. wiss. Verbände Österreichs: Hundert Wunder aus Österreich (Auswahl aus Notring Jb. 1958–1960) Wien 1960, S. 180–181.

Die Ausstellung „Volkskunst der Ostkirche“ des Österreichischen Museums für Volkskunde. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 9, Wien 1960, S. 152–159.

Die Obermillner Fayencen aus Salzburg. In: Notring-Jahrbuch, Unica Austriaca Wien, 1960, S. 143–145. English summary, résumé français, Abb.

Slovenské múzeum in Preßburg. SA aus: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 9, 1960, S. 90–94.

15.679 SA

Die Museen in Bochnia und Wieliczka. SA aus: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 9, Wien 1960, S. 56–61.

15.626 SA

Museale Dokumentation. SA aus: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 9, 1960, S. 186–189.

15.882 SA

Das Franz-Liszt-Museum in Ödenburg. SA aus: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, IX, 1960, S. 119–122.

15.772 SA

Schriftenverzeichnis Dr. Adolf Mais. (Buchbesprechungen, Zeitungsbeiträge u. ä. ausgenommen.) Wien 1960, 6 S. Maschinschrift.

15.625 SA

1961

Die Sonderausstellung „Alte Volkskunst aus Dalmatien – Sammlung Natalie Bruck-Auffenberg“ des Österreichischen Museums für Volkskunde in Salzburg 1961. Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 10, Wien 1961, S. 98–101.

Das Beharrungsmoment in der Keramik. Ethnographica 2 (1960, Brno 1961), S. 171–180, Abb.; 187 ff.

Altwiener Ostereier-Verse. SA aus: Wiener Geschichtsblätter 16/76, 1961, S. 247–252.

16.071 SA

Das tschechische Erbe Wiens. In: Die österreichische Nation, 13, Salzburg 1961, S. 59–61.

Die Museen in der Ostslowakei. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 10, Wien 1961, S. 60 ff.

Die Ausstellung „Habaner Geschirr-Keramik der späten Wiedertäufer“ im Österreichischen Museum für Volkskunde. In: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 10, Wien 1961, S. 128 ff.

Mode und Kleidung aus Urgroßvaters Tagen im Spiegel des volkstümlichen Humors. In: Bekleidung, 11, 1961, H. 1, 19, 38 ff.

Natalie Bruck-Auffenberg. In: Bekleidung 11, 1961, H. 5, 25, 47 ff.

Was alte Inventare erzählen. Ein Beitrag zur Trachtengeschichte des Marchfeldes, In: Bekleidung 11, 1961, H. 8, S. 29 f., S. 63 f.

Von Kleidern und Kleidermachern bei den Wiedertäufern. In: Bekleidung, 11, 1961, H. 11, S. 20 f., S. 39 f.; H. 12, S. 12, S. 46.

Eine interessante Modepredigt aus dem sechzehnten Jahrhundert. In: Bekleidung, H. 12, 1961, S. 20 f., 43 ff.

Die volkskundliche Arbeit in Heimatmuseen. In: Österreichische Bürgermeister-Zeitung, 14, Wien 1961, H. 2, S. 4–5.

Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien: Sonderausstellung Alte Volkskunst aus Dalmatien (Sammlung Natalie Bruck-Auffenberg). Anlässlich der Tagung „Die Volkskultur der südosteuropäischen Völker“ in Salzburg 1961, veranstaltet von der Südosteuropa-Gesellschaft in München und der Arbeitsgemeinschaft Ost in Wien. Katalog. Selbstverlag des Österr. Museums für Volkskunde, Wien 1961, 24 S., 1 Karte. 16.148 ÖMV

Literarisches und Graphisches auf Habaner Keramiken. SA aus: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde N. S. XV/64, Wien 1961, S. 149–194, 42 Abb. 16.425 SA

Die volkskundlichen Museen Osteuropas in der Gegenwart. Beobachtungen und Ergebnisse einiger Studienreisen. SA aus: Österreichische Osthefte III, 1961, S. 281–290. 16.246 SA

Das Brukenthal-Museum in Hermannstadt. SA aus: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs X, 1961, S. 20–23. 16.084 SA

1962

Sonderausstellung Alte Volkskunst aus Dalmatien. Sammlung Natalie Bruck-Auffenberg. SA aus: Südosteuropa-Jahrbuch VI, München 1962, S. 137–143, 2 Abb. 16.950 SA

Die Kroaten im Marchfeld. SA aus: Zbornik za narodni život i običaje knj. 40, 1962, S. 329–342. 16.710 SA

Die Liederhandschrift des Andreas Ehrenpreis. Codex S. n. 11.999 der Österreichischen Nationalbibliothek. SA aus: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Wien 1962, S. 58–105, 2 Bildtaf. 17.056 SA

Neu erschlossene Quellen zur Kulturgeschichte der Kleidung bei den Wiedertäufern. In: Bekleidung, 12, 1962, H. 5, S. 42 ff., S. 60.

Die Bedeutung des Fundes von Sobotischt für die Kostümkunde der Wiedertäufer. In: Bekleidung, H. 9, 1962, S. 39 ff., S. 60.

Ein Schneider auf dem Königsthron. In: Bekleidung, H. 11, 1962, S. 40 ff., S. 46.

1963

Die Bedeutung der Liederhandschrift des Andreas Ehrenpreis. (Neuerwerbung der Österreichischen Nationalbibliothek, Codex S. n. 11 999. SA aus: Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich, 78./79. Jg., 1963, S. 65–89. 18.137 SA

Die trachtlichen Bestände der Ostabteilung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien. SA aus: Bekleidung XIII, Wien 1963, Heft 1, 4 S. (S. 33–36) 17.249 SA

Gefängnis und Tod der in Wien hingerichteten Wiedertäufer in ihren Briefen und Liedern. Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien 19/20 (1963/64), S. 87–182.

Handwerk und kulturgeographische Karte. In: Veröffentlichungen des Verbandes österreichischer Geschichtsvereine, 15; Bericht über den 7. österreichischen Historikertag in Eisenstadt, Wien 1963, S. 190 ff.

Der Plan für ein Museum osteuropäischer Volkskulturen. Das Ostmuseum und das Schloß Prinz Eugens. SA aus: Österreichische Osthefte 5, 1963, S. 166–170. 17.407 SA

1964

Das Hausbuch von Neumühl 1558–1610, das älteste Grundbuch der huterischen Brüder. In: Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich, 79, Wien 1964 (o. S.)

Der Überfall von Steinabrunn im Jahre 1539. Beitrag zur Kenntnis der Wiedertäuferverfolgungen in Niederösterreich und ihrer Quellen. SA aus: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, 36, Wien 1964, S. 295–310. 18.389 SA

Die Wiedertäufersagen. SA aus: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N. S. XVIII/67, Wien 1964, S. 125–155, 1 Karte. 18.347 SA

1965

Zusammen mit Robert Friedmann: Die Schriften der huterischen Täufergemeinschaften. Gesamtkatalog ihrer Manuskriptbücher, ihrer Schreiber und ihrer Literatur 1529–1667. Vorgelegt in der Sitzung vom 20. November 1964. Hermann Böhlaus Nachf., Wien 1965, 179 S., 4 Abb. 19.029 N

Edmund Schneewis †. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde N. S. 19/68, Wien 1965, S. 174–175.

1966

Zusammen mit Anton Adalbert Klein und Helmut J. Mezler-Andelberg: Raimund Friedrich Kaindl 1866–1966. Kulturhistorische Ausstellung Joanneum Graz. Steiermärkische Landesbibliothek, Graz 1966, 71 S., 1 Tafel. 19.431 FM-Ö

1967

Zusammen mit Hermann Steininger: Die datierte Keramik der Neuzeit in Niederösterreich. Sonderausstellung vom 4. September bis 8. Oktober 1967 in der Handelskammer Niederösterreich, Wien. NÖ. Landesmuseum, Wien 1967, 25 S., hektogr., 19 Abb. auf Taf.

1969

Volksmusikinstrumente der Balkanländer. Katalog. Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien 1969, 51 S., hektogr. (= Sonderausstellungs-Reihe „Aus der Volkskultur der Ost- und Südostgebiete der ehemaligen Donaumonarchie“, 1).
20.893/1 ÖMV

Alte Weihnachtsskripen aus dem Sudeten- und Beskidenraum. Katalog. Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien 1969, 33 S. hektogr. (= Sonderausstellungs-Reihe „Aus der Volkskultur der Ost- und Südostgebiete der ehemaligen Donaumonarchie“, 2.)
20.893/2 ÖMV

1970

Rumänische Teppiche und rumänische angewandte Kunst der Gegenwart. Ausstellung im Wiener Künstlerhaus, veranstaltet vom Bundesministerium für Unterricht und Kunst gemeinsam mit dem rumänischen Staatskomitee für Kultur und Kunst. Wien, 17. Sept. bis 4. Okt. 1970. Wissenschaftliche Bearbeitung (Ausstellung und Katalog): Adolf Mais, Gestaltung (Katalog): Hartwig Preuschl. Wien 1970, 30 S., 13 Abb. auf Taf.
21.475 FM-Ö

Osteuropäische Volkskunst. Sonderausstellung der Sammlung osteuropäischer Volkskulturen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Museum des 20. Jahrhunderts, Wien 1970, 40 S., Abb.
21.277 FM-Ö

1971

Die „Katzelmacher“. „Katzelmacher“-Itinerant Pewters from Italy. Les „Katzelmacher“. In: Ebd., Wien 1971, S. 140–142.

Das mährische Nationsfest in Wien. The Annual National Reunion of the Moravian Compatriots in Vienna. La fête nationale de Moravie à Vienne. In: Hg. Notring d. wiss. Ges. Österreichs: Begegnung der Völker in Österreich. Encounter of peoples in Austria. Contacts entre les nations au sein de l'Autriche. (= Notring-Jahrbuch 1972), Wien 1971, S. 104–106.

1974

Eine Sammlung von König-Ottokar-Sagen aus dem Viertel unter dem Manhartsberg im Jahre 1813. In: Wunder über Wunder. Gesammelte Studien zur Volkserzählung. Hg. von Leopold Schmidt. Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien 1974, S. 76–80. (= Raabser Märchen-Reihe, Bd. 1)
22.792/1 N

1981

Der Kellerfund von Kittsee. Ethnographisches Museum Kittsee, Kittsee 1981, 28 S.
28.042 ÖMV

ohne Jahr

Das Ethnographische Museum in Schloß Kittsee, Kittsee o. J., 8 S.
25.669 SA

Adolf Mais als Herausgeber bzw. Schriftleiter:

A. Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Wien. I. Jg./1952 – IX/1960.

Mit den Ergänzungsheften:

1. Volkskunde. Urgeschichte und Anthropologie in den Museen Österreichs, Wien 1952.
 2. Historische und kulturhistorische Sammlungen in Österreich, Wien 1953.
 3. Josef Höbarth. Lebenserinnerungen, Wien 1953.
 4. Kunsthistorische Sammlungen in Österreich, Wien 1955.
 5. Naturhistorische und technische Sammlungen in Österreich, Wien 1955.
 6. Die hauptamtlichen Museumsbeamten Österreichs im wissenschaftlichen Dienst, Wien 1956.
 7. Aus der Arbeit des Historischen Museums der Stadt Wien, Wien 1959.
- B. Österreichische Volkskunde für jedermann, Wien 1952.

Mathilde Hain †

Am 12. Jänner 1983 hat Frau Univ.-Prof. Dr. Mathilde Hain in einem Wohnstift in Bad Neuenhain am Taunus, nahe ihrem langjährigen Wirkungsort, der Johann-Wolfgang-von-Goethe-Universität Frankfurt am Main, ausgelitten. Man kann es nicht anders sagen. Als sie ihre Tätigkeit zu Frankfurt als akademische Lehrerin ab 1947, seit 1953 als außerplanmäßiger Professor und Wissenschaftlicher Rat 1966 beendet hatte, blieb sie unentwegt in der Forschung tätig, einige Jahre allein in ihrem Heim zu Bad Soden am Taunus, später in jenem Wohnstift, bis vor Jahren ein Schlaganfall den Leidensweg anzeigte, der ihr, der sonst so gerne gerade zur „Feldforschung“ Reisenden, Wandernden, kein otium cum dignitate bescherte, vielmehr den Abschied verdüsterte mit dem Verlust der Bewegungsfreiheit, mehrmals auch des Sprechvermögens bis hin zu dem trotz so liebevoller Pflege durch ihre Nichte nur aus ihrer tiefen Religiosität getragenen Siechtum, bis zum Erlöstwerden.

Mathilde Hains Name ist fest und ehrenvoll mit der Entwicklung des Faches „Volkskunde“ (und nur diese Bezeichnung entsprach ihrem Wissenschaftsverständnis!) in den Jahren ihres inneren, aber auch oft mutig einbekanntem Widerstandes gegen den „offiziellen Weg“ des Faches vor dem Kriege, mitten im Völkermorden, als sie 1936–1945 Assistentenjahre zu Berlin verlebte, mitlitt, und im Wiederaufbau nach 1945 verbunden. Freilich blieb das fast ohne Wiederhall in den Fakultäten von damals, vor und nachher, vor allem für eine Frau und eine so ganz ohne Ellenbogen . . .

Frau Mathilde Hain hatte es niemals sehr leicht, hätte es sich auch selber nie leicht gemacht. Geboren am 16. 3. 1901 zu Großauheim in Hessen in dem nach dem heimatlichen Ackerbürgerhof benannten Vaterhause „am Hainal“, unmittelbar am Main gelegen. Sie ging nach dem Humanistischen Gymnasium in das zunehmend unruhig, unheimlich werdende Berlin, dort Germanistik, Anglistik und von Anfang an auch Volkskunde 1928–1932 zu studieren, blieb aber noch eng am

neugermanistischen Fache. Hier promovierte Mathilde Hain bei Franz Schultz mit „Studien über das Wesen des früh-expressionistischen Dramas“, gedruckt als Bd. 5 der Frankfurter Quellen und Forschungen 1933. Stärkere Kraft aber ging für sie wie für so manche nachmals Große vom Germanisten-Mediävisten Julius Schwietering (1884–1962) aus. Er verwies sie auf den inneren wie den äußeren, den „Lebens“-Zusammenhang aller Erscheinungen dessen, was wir in der Hochwie in der sogenannten „Volks“-Kultur als Ausdrucksformen erkennen, einzuordnen haben nach ihren jeweiligen Funktionen, innerhalb der sie bewußt und bekenntnishaft oder aber unbewußt, unreflektiert, „konventionell“ tragenden Gemeinschaften. So entstand früh und in gezielter, sorgfältig abwägender „Feldforschung“ M. Hain seit dem Erscheinen (Jena 1936) „gültig“ gebliebenes Buch „Das Lebensbild eines oberhessischen Trachtendorfes“. Ein Werk, zu dem sich sein Anreger Julius Schwietering wie dessen in mancher auch öffentlich ausgefochtener Streitfrage anders urteilender „Gegner“ Viktor von Geramb gleich anerkennend bekannten. Hier folgten – keineswegs in rascher Folge und auch nicht sonderlich umfangreich, wohl aber jeweils in besonderer Sorgfalt behauen, diese Bücher und zwischendurch ganz hervorragend wertvolle „Forschungsberichte“: „Sprichwort und Volkssprache“ (1951), 1966 das Büchlein über „Rätsel“, die Bearbeitung von Adolf Spamers nachgelassenem Werk „Der Bilderbogen von der Geistlichen Hausmagd“ (1970). Als Wolfgang Stammerl seine zuerst rein auf Germanistik ausgerichteten Beiträge im Sammelwerk „Deutsche Philologie im Aufriß“ um die seither voll integrierten Aussagen über viele Sparten einer nur z. T. aus der Germanistik erwachsenen „Volkskunde“ bereicherte, war es wiederum Mathilde Hain, die Wesentliches zu sagen hatte über „Die Volkskunde und ihre Methoden“, über das Sprichwort, über die Volkstracht (1962–1965). Vieles lag vor in jenem Forschungsbericht über „Sitte und Brauch“, den die Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte bereits 1942 gebracht hatte, vorausweisend in größerem Zusammenhang auf solch einen schwierig genug zumal im gerechten Abwägen zu erstellenden Forschungsbericht über „Die Volkserzählung“, ebenda 1971. So manch ein ein- oder aber glückhaft weiterführender Aufsatz wäre hier noch dankbar zu nennen: Jener über „Arme Seelen und helfende Tote“ im Rheinischen Jahrbuch für Volkskunde IX/1959; über die „Aenigmata moralia im 17. Jahrhundert“ in der Zeitschrift für Volkskunde 1968; die Studie „In Abrahams Schoß“ in der FS für Matthias Zender 1972; „Der Traum Mariens“ in den „Dona Ethnologica“ zu München 1973. Nicht zu vergessen der mediävistische Beitrag „Rota in medio rotæ“ in der FS für ihren Studienkollegen, den gleichfalls aus Julius Schwieterings Schule hervorgegangenen Mittelalter-Geistesleben-Forscher Friedrich Ohly (Kiel, Münster), in „Verbum et signum“ 1975.

Freimütig und offen nahm Frau Hain das Wort „Zur Situation der weiblichen Hochschullehrer“ (1963) und zu manch einem Problem der Fach-Euphorie der sechziger Jahre in der BRD. Sie stand eben diese Jahre des stürmischen Wachstums wie jene der stark einsetzenden Ernüchterung durch, selbstlos bleibend in der Beengtheit ihres Faches durch mancherlei verständnislosen „Progressiv-Widerstand“ seitens modisch gewordener Soziologieströmungen, die eine Systemisierung der „Volkskunde“ zu einem Ordinariat in Frankfurt/Main zu verhindern wußten. Aber Frau Hain hatte dennoch „Schule“ um sich versammelt, und es sind hervorragende Kräfte aus ihrem Seminar hervorgegangen, von denen nur

Namen wie Bernward Deneke und Wolfgang Brückner, dieser von ihr habilitiert, genannt seien, ganz abgesehen von manchen anderen, die als Germanisten, bei Hörfunk und Fernsehen, an Museen und Archiven, in der „Volksbildung“ ihren Weg machten, ihrer Lehrerin wie dem Fache Ehre einbrachten.

Ich selber durfte Frau Mathilde Hain in Wien kennenlernen bei jenem IV. Internationalen Kongreß für Anthropologie und Ethnologie, an den sich nach Leopold Schmidts klugem Entschluß und Organisieren die VII. Österreichische Volkskundetagung anschloß, das wiedergewonnene Selbstvertrauen und die ersten Nachkriegsleistungen unseres Faches zu präsentieren. Frau Hain hatte mich damals in der Steiermark besucht. Ich durfte ihr Seminar auf froher Österreich-Exkursion durch das Land Salzburg, durch die Steiermark und durch Kärnten führen. Wir waren Wandergefährten bei den kroatischen Reiterspielen der „Alka“ im Hinterland von Dalmatien, waren bei den katholischen wie bei einem orthodoxen Kloster bei Šibenik, bei den Fischern und den Korallenschleifern auf der dalmatinischen Insel Zlarin usw. Näher aber standen ihr England und Schottland, das jahrelange Studieren von handschriftlichen und frühen gedruckten Denkmälern der Religiosität in Gebetbüchern und Traktaten, vor allem die Sorge für ihr Seminar und ihre Schüler. Mehrmals hatte ich dort Vorträge halten dürfen, in ihrem gastlichen Hause gewohnt, an Institutionen und bei Kollegen freundlich von ihr eingeführt, belehrt auch in vielen Fachgesprächen aus ihrem reichen Wissen gerade über die Zusammenhänge spätmittelalterlicher Sakralkultur, die nun nicht mehr zur wissenschaftlichen Dokumentation hatten reifen dürfen, Torso bleiben müssen wie so manches im Lebenswerk dieser liebenswerten Lehrerin, Forscherin, so sehr mehr „für andere“ als für sich sorgenden Frau. So kann nur wehmütiges Erinnern und aufrichtiger Dank verbleiben, wie ihn auch Leopold Schmidt und das Präsidium unseres Vereins für Volkskunde bekundet hatten, als M. Hain zum korrespondierenden Mitglied berufen wurde.

Leopold Kretzenbacher

Walter Hävernick †

Das korrespondierende Mitglied des Vereins für Volkskunde in Wien, Univ.-Prof. Dr. Walter Hävernick, emeritierter ordentlicher Professor für Deutsche Altertums- und Volkskunde an der Universität Hamburg, ist am 23. Jänner 1983, dem Tage der Vollendung seines 78. Lebensjahres, in Hamburg verstorben.

Nach einem Studium in Hamburg, Frankfurt am Main und München wurde Walter Hävernick 1929 in Hamburg als Schüler des Historikers Friedrich Keutgen mit einer münzgeschichtlichen Arbeit zum Dr. phil. promoviert.

Dies war der Anfang seines sehr beachtlichen Wirkens im wissenschaftlichen Feld der Numismatik, die bis zum Schluß sein Hauptarbeitsgebiet geblieben ist. Nach mehreren Jahren der Arbeit an numismatischen Forschungsaufträgen ging Walter Hävernick 1935–1945 als Kustos an das Herzogliche Münzkabinett in Gotha. In dieser Zeit habilitierte er sich 1937 an der Universität Hamburg und las ab 1943 als Privatdozent für Numismatik an der Universität Jena.

Kurz nach seiner Umhabilitation an die Universität Hamburg im Jahre 1945 übernahm Walter Hävernick 1946 die Leitung des Museums für Hamburgische

Geschichte und wurde 1947 wie sein Vorgänger Otto Lauffer in Personalunion Direktor des Museums und ordentlicher Professor für Deutsche Altertums- und Volkskunde. In diesem Doppelamt hat er die organisatorisch nachhaltige wie wissenschaftlich konturierte Aktivität entfaltet, die seine Persönlichkeit seitdem kennzeichnet. Der Wiederaufbau des Museums in den frühen Nachkriegsjahren erforderte große Anstrengungen und wird immer mit seinem Namen verbunden bleiben. Gleichzeitig widmete Walter Hävernick sich intensiv der Wiederaufnahme wissenschaftlicher Arbeit, der Weiterführung von Veröffentlichungen, der Neuknüpfung internationaler Verbindungen und der Schaffung von Publikationsmöglichkeiten. So gründete er 1947 die „Hamburger Beiträge zur Numismatik“ und 1951 die Reihe der „Numismatischen Studien“. 1950 wurde Walter Hävernick Vorsitzender der von ihm vorgeschlagenen „Numismatischen Kommission der Länder der Bundesrepublik Deutschland“; im gleichen Jahr begannen die Arbeiten am „Katalog der deutschen Münzfunde Mittelalter/Neuzeit“. An diesem großen Unternehmen hat Walter Hävernick auch nach seiner Emeritierung 1973 noch bis in seine letzten Tage hinein mitgewirkt.

Der Volkskunde, die zu seinen Amtspflichten als Professor gehörte, hat Walter Hävernick wesentliche Impulse gegeben. Sie werden in zahlreichen Veröffentlichungen sichtbar, die er etwa von der Mitte der fünfziger Jahre an Fragen dieses Faches gewidmet hat. Vor allem durch die 1954 von ihm gegründeten „Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde“ und die spätere Reihe „Volkskundliche Studien“ ist die in Hamburg in seinen Jahren betriebene Volkskunde international bekannt geworden. Walter Hävernicks eigene Interessen galten dabei nicht nur Realien (Haus, Kleidung, Volkskunst usw.), sondern auch Themenfeldern wie Sitte, Verhalten, Großstadt usw., zu denen er teilweise auch ins Theoretische gehende vielbeachtete Beiträge geleistet hat.

Fischer-Appelt und Jensen, Hamburg

Zum 70. Geburtstag von Nikolaus Grass

Am 28. Juli 1983 begeht der Innsbrucker Ordinarius für Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Dr. iur., Dr. rer. pol., Dr. phil. und DDr. h. c. Nikolaus Grass seinen 70. Geburtstag. Der Verein für Volkskunde und die Freunde der Volkskunde haben allen Anlaß, sich in die Reihe der Gratulanten zu stellen; denn die Volkskunde verdankt Nikolaus Grass viel. Schon vor seiner Habilitation in Innsbruck 1946, wo er 1949 außerordentlicher und 1959 ordentlicher Professor an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät wurde, beschäftigte ihn die Volkskunde, und er blieb ihr bis heute treu. In der Görresgesellschaft leitet er umsichtig und erfolgreich die Sektion für Volkskunde, begründete 1978 das „Jahrbuch für Volkskunde“, das er zusammen mit Wolfgang Brückner herausgibt.

Er ist aber seit 1964 auch Herausgeber der „Forschungen zur Rechts- und Kulturgeschichte“ und seit 1969 der „Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte“. In verschiedenen Bänden, die in diesen Reihen erschienen sind, kommt auch die Volkskunde zum Zug. Sie steht im Mittelpunkt mehrerer Sammelbände, die von Nikolaus Grass herausgegeben wurden; denken wir an „Ostern in Tirol“ (1957), die „Beiträge zur Kultur- und Kunstgeschichte Tirols“ (1962), die „Bei-

träge zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Zisterzienserstiftes in Stams in Tirol“ (1959), das herrliche Buch „Weihnachtskrippen aus Österreich“ (1966), das Hallerbuch (1981). Alle Bände sind durch die eigenen Beiträge des Herausgebers getragen, der auch die Festschriften für Karl Haff, Hans Lenze und Nikolaus Cusanus herausgegeben hat. Nikolaus Grass war stets auch der große Anreger. Eine Persönlichkeit, bei der die Anregungen auf besonders fruchtbaren Boden fielen, war seine Mutter Marie Grass-Cornet (1883–1970), eine wunderbare, feinfühligere Frau, die Zeichenstift und Feder mit der gleichen Meisterschaft führte und deren feine Zeichnungen die Bücher ihres Sohnes schmückten. Hinter verschiedenen ihrer wertvollen volkskundlichen Forschungen spürt man Anregung und Zusammenarbeit mit ihrem Sohn Nikolaus. Auch ihn beschäftigte in wohl zehn Veröffentlichungen die österreichische und tirolische Krippenkultur, auch er schrieb über Bürgerkultur, über Zuckerbäcker und Stadtköche, über Ostern u. a.

In Rezensionen würdigte Grass den volkskundlichen Gehalt vieler Bücher und in Gedenkartikeln über Persönlichkeiten – Grass hat ihrer viele geschrieben – haben auch zahlreiche mit der Volkskunde verbundene Forscher ihren Platz gefunden, erwähnen wir Anton Dörrer, Georg Schreiber, Richard Weiss, Josef Ringle, Hermann Wopfner, Hans Hochenegg, Rudolf Berliner, Hermann Holzmann. Das Werksverzeichnis von Nikolaus Grass mit 362 Nummern bis 1973 in der zweibändigen Festschrift, die ihm Fachgenossen, Freunde und Schüler zum 60. Geburtstag darbrachten, zeigt die Erscheinungsorte seiner Arbeiten an.

Sie sind so zahlreich, daß wir nur wahllos Stichworte von behandelten Themen angeben können: Bauernfeiertage, Bergbauern, Bruderschaften, Heiligengräber, Faschingsbräuche, Männertracht, Kessler, Sonnwendfeuer, Loretto, Wallfahrt, Waldklause, Judenstein. Im Vordergrund steht immer wieder die Heimat Tirol, deren Quellen, Geschichte, Kultur, Sitte und Brauch in Nikolaus Grass einen der besten Kenner haben. Im Buch über „Cusanus und das Volkstum der Berge“ (1972) stechen nicht nur kirchliche und weltliche Rechtsgeschichte sowie die Liturgiegeschichte und historische Landeskunde Tirols hervor, sondern auch die religiöse und rechtliche Volkskunde. Wege, die Georg Schreiber und seine „Schule“ in der Erforschung von Volkstum und Kult gewiesen haben, werden von Grass erfolgreich beschritten.

Er hat auch mehrfach über Weinkultur geschrieben und hat in entsagungsvoller und hingebender Arbeit das von Georg Schreiber hinterlassene 2600seitige Manuskript über den Wein in Geschichte, Ethos und Kultur für die Drucklegung vorbereitet, das Literaturverzeichnis um 230 Titel erweitert und selber gehaltvolle Kapitel beigesteuert, so zur banngrundherrlichen Handwerksverfassung mittelalterlicher Städte, insbesondere des Weinbaus, über den Wein und die alten Universitäten, wobei der Wein im akademischen Brauchtum besonders beachtet wird, über den Reliquienwein. Daß man bei der Herausgabe dieses Buches Name und Verdienst von Prof. Grass weitgehend unterschlug, ist traurig und höchst bedauerlich. Das 1982 erschienene Buch über die „Geschichte des Tiroler Metzgerhandwerks“ enthält ein imponierendes Material zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, aber auch zur Volkskunde.

Grass ist eine Autorität von europäischem Rang in der Agrarrechtsgeschichte und vor allem des Alpenwesens. Er ist nicht nur der Begründer der „Innsbrucker Schule für Almwirtschaft“, sondern hat selber in mehr als einem Dutzend

wohlfundierter Veröffentlichungen das Alpwesen behandelt, vor allem 1948 im Buch „Beiträge zur Rechtsgeschichte der Alpwirtschaft“, das internationales Ansehen genießt.

Die volkskundliche Forschung macht nur einen Teil von Grass' wissenschaftlichem Werk aus. Dazu kommen seine kirchenrechtlichen Arbeiten, die zusammengefaßt eine ausgezeichnete Wissenschaftsgeschichte der österreichischen Kanonistik ergeben, seine Studien zur Rechtsgeschichte der abendländischen Königskirchen, zu den Reichskleinodien, dem Bildrecht des Herrschers im Heiligtum, der Rechtshistorie österreichischer Pfalzkirchen, der gefreiten Abteien in Tirol, das Werk „Der Wienerdom, die Herrschaft Österreich und das Land Tirol“ (1968), das Buch über „Das Haller Damenstift und seine Kunstdenkmäler“ (1955), die Forschungen über den Brixner Fürstbischof Kardinal Nikolaus von Kues (1401–1464) und vieles anderes, aber auch die Edition von Tiroler Weistümen (1966).

Mit gutem Grund hat die Universität Freiburg i. Ue. Nikolaus Grass den Dr. iur. h. c. und jene in Graz den Dr. phil. h. c. verliehen und aus ebenso berechtigtem Grund wurde er wirkliches Mitglied der österreichischen Akademie der Wissenschaften und Corr. Fellow der British Academie und empfing andere Ehrungen. Eine ungebrochene Schaffenskraft und die unabdingbare Treue eines großen Gelehrten zu der in der Wissenschaft verkörperten Wahrheit lassen uns noch manche reife Frucht aus der Feder von Nikolaus Grass erhoffen. Die Volkskundler danken ihm dafür besonders.

Louis Carlen, Brig

Viktor Geramb – Ein Gedenken

Viktor von Geramb, der Gründer des Steirischen Volkskundemuseums würde 1984 seinen 100. Geburtstag feiern. In diesem Jahr, am 8. Jänner, haben wir an seinen Tod vor 25 Jahren zu denken.

Der gebürtige Deutschlandsberger studierte an der Grazer Universität Geschichte, Germanistik und Geographie, hat sich aber zeit seines Lebens vor allem als Schüler des bedeutenden Indogermanisten Rudolf Meringer gefühlt. Von Meringer ging auch die Anregung zur Beschäftigung mit der Volkskunde aus.

Am 1. Mai 1909 wurde Geramb Sekretär am Kuratorium des Joanneums. Hier begannen seine vorbereitenden Arbeiten zur Gründung des Volkskundemuseums als einer neuen Abteilung des Joanneums, nicht zuletzt auch durch seine Beschäftigung mit dem Erzherzog-Johann-Archiv angeregt.

Im Mai 1913 besuchte er einen der damals berühmten Museumskurse bei Geheimrat Dr. Georg Hager in München. Zurückgekehrt lenkte Geramb sein Augenmerk auf das damals leerstehende Gebäude in der Paulustorgasse, das ehemalige Kapuzinerkloster. Noch im selben Jahr begann er mit der Einrichtung der neuen Abteilung, zu deren Leiter er bestellt worden war.

Nun begannen seine zahlreichen Sammelfahrten durch das ganze Land, um die von anderen Abteilungen des Joanneums, vor allem dem Kunstgewerbemuseum überlassenen einschlägigen Bestände zu ergänzen. Freundschaftliche Hilfe fand Geramb im Volksliedforscher Viktor Zack, in Hans Kloepfer, im damaligen

Leiter der zoologisch-botanischen Abteilung, Prof. Gottlieb Marktanner-Turnerretschner, in der Malerin Emmi Singer-Hießleitner und nicht zuletzt in dem in Grundlsee lebenden Wiener Konrad Mautner.

Noch während des Ersten Weltkrieges konnte Geramb als eine bahnbrechende museale Tat die Rauchstube des Lippenbauern von der Pack in die Paulustorgasse übertragen. In den wirtschaftlich so schlechten dreißiger Jahren gelang ihm mit Unterstützung weiter Bevölkerungskreise die Errichtung des Neubaus mit dem Trachtensaal, der Gerätehalle und dem Heimatsaal.

Nach seiner Pensionierung am Museum 1949 konnte er noch die Volkskunde an der Grazer Universität als Ordinariat – das erste in Österreich – installieren. Nicht erfüllt wurde sein „Zukunftstraum vom Grazer Schloßberg“, nämlich die Errichtung eines kleinen Freilichtmuseums mit bäuerlichen Bauten auf dem beträchtlich großen, zum Museum gehörenden Grundstück. Dieser Traum fand aber eine Verwirklichung in großem Ausmaß durch die Errichtung des Österreichischen Freilichtmuseums in Stübing.

So gilt Geramb zu Recht als der Vater der steirischen Volkskunde. Auf den von ihm errichteten Grundmauern konnten alle seine Nachfolger und Schüler aufbauen.

Literatur:

Viktor von Geramb (Selbstbiographie). In: Österreichs Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Herausgegeben von Nikolaus Grass. II. Band (Innsbruck 1951), S. 78–92.

Hanns Koren, Viktor von Geramb. Ein Lebensbild. Zeitschrift des Histor. Vereins für Steiermark. Sonderband 5 (Graz 1974), 84 Seiten.

Viktor Geramb. Ein Zukunftstraum vom Grazer Schloßberg. In: Konrad Steiner, „Vom alten Graz“. Bilder mit einführenden Worten (Graz 1951), S. 215-230.

Viktor Geramb. Meinen Nachfolgern in der Leitung des Steirischen Volkskundemuseums! Maschinschriftl. Manuskript im Steirischen Volkskundemuseum (Grundlsee 1949), 16 Seiten.

Maria Kundegraber

Literatur der Volkskunde

Volkstümliches aus dem steirischen Ennsbereich. Festschrift für Karl Haiding zum 75. Geburtstag, herausgegeben von Volker Hänsel und Sepp Walter, Liezen 1981, 332 S., zahlr. Abb., Zeichnungen und Pläne (= Schriftenreihe des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum, Band 1).

Mit dieser Festschrift präsentieren Freunde und Schüler dem Gründer des Landschaftsmuseums Trautenfels, Karl Haiding, die Ernte seiner unermüdlichen Forschertätigkeit und seiner langjährigen, mühevollen Museumsarbeit. Sie enthält nicht nur die vorläufige Summe einer Persönlichkeit, deren äußerst bewegtes Schicksal – unterstützt mit einprägsamen Bildern – Sepp Walter darlegt und die Volker Hänsel mit der verdienstvollen Zusammenstellung der Bibliographie sichtbar macht, sondern sie tritt uns auch in fast jedem der 25 Beiträge entgegen, die weitgehend auf den wissenschaftlichen und sammlerischen Vorarbeiten des Jubilars basieren. Die Ergebnisse kann er nun mit Stolz in seinen „Ennshof“ einfahren.

Da sind einmal „Ennstaler Notizen“, die einen guten und lehrreichen Einblick in die frühe Arbeitsweise von Hanns Koren geben, für den der Notizblock ein unentbehrlicher Begleiter war. Auf einer der Seiten findet sich der Schwarzlechner-Stadel in der Fleiß aus dem Groß-Sölkatal skizziert, der – „inzwischen berühmt geworden“ – nun im Freilichtmuseum in Stübing steht. Hier schließt Viktor Herbert Pöttler mit einer eingehenden Untersuchung über „Das Rauchstubenhaus ‚Laarer‘ aus St. Nikolai im Sölkatal im Österreichischen Freilichtmuseum“ an. Sie enthält eine grundsätzliche Erörterung der Rauchstuben-Frage, wobei Pöttler die Verdienste K. Haidings für die Hausforschung des Ennstales hervorhebt, der im Gegensatz zu V. Geramb noch zahlreiche Belege von Rauchstubenhäusern erbringen konnte. Auch der „Laarer“ kam über Vermittlung von K. Haiding ins Freilichtmuseum. Elfriede Lukas bringt anschließend einen weiteren Beweis für das Vorhandensein von Rauchstubenhäusern. „Der ‚Moar zu Riedla‘ in Donnersbachwald. Eines der letzten Rauchstubenhäuser des Bezirkes Liezen“ läßt sich seit dem 14. Jahrhundert nachweisen. Die Autorin plädiert dafür, dieses interessante Objekt mit „gotischen“ Elementen und Bauteilen, die aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammen, zu erhalten. Margarethe Aigner kann das harte Leben einer „Brentlerin“ nur mehr in einem Bildbericht aus dem Jahr 1943 dokumentieren, da die Steinfeldalm bereits aufgelassen wurde.

Die Arbeiten zur Gerätekunde führt Benedikt Schneider mit einer Bestandsaufnahme der noch vorhandenen „Ackerwalzen im Bezirk Liezen“ an. Die einzelnen Typen werden nach mundartlicher Bezeichnung, Konstruktion und Funktion in ihrer räumlichen Verbreitung gezeigt. Maria Leitner behandelt den „Schabroalter“ oder „Garbenknebel“, ein Hilfsgerät zur Getreideernte. Sie kann sich dabei auf 11 Objekte aus dem Landschaftsmuseum Trautenfels stützen, die von K. Haiding gesammelt wurden. Mit dem „Wuschstock“ gelingt Hans Frühwald der Nachweis, daß dieses spezielle Dreschgerät nicht nur in Finnland, sondern auch in der Oststeiermark vorkommt. Zu den von K. Haiding bevorzugten Themen Wald und Transport bringt Adolf Grabner einen Beitrag über den „Wildalpener Doppelschlitten“, wovon sich einer im Österreichischen Forstmuseum befindet. Um den Transport des für die Flößerei benötigten Langholzes bewerkstelligen zu können, benötigte man einen Zugschlitten und für das hintere Ende einen mit einer Stange lenkbaren „Starzschlitten“. An Hand zweier Motivbilder aus der Bergkreuzkapelle in der Walchen, zu der noch jährlich von Öblarn aus eine Wallfahrt gemacht wird, untersucht Helmut Eberhart, inwieweit die darauf dargestellte Arbeit der Holzknechte Quellenwert besitzt. Die Motivbilder wurden nämlich von Holzknechtpassen aus Dankbarkeit für die Bewahrung vor Arbeitsunfällen gestiftet. Die 16, vorwiegend von K. Haiding für das Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels gesammelten bäuerlichen Rückentragegeräte und 4 weitere aus einer Privatsammlung dienen Dieter Weiss zu seiner Abhandlung „Vom Tragen auf dem Rücken“. Er stellt dabei eine Typologie nach Konstruktionsmerkmalen auf, wobei er Rahmen aus vorwiegend naturgewachsenem Holz, handwerklich gefügte Rahmen und Rahmen mit Korbgeflecht unterscheidet. Für die Interpretation eines „Meisterstabes der Zimmerleute“ konnte V. Hänsel Oskar Moser gewinnen, der eindrucksvoll darlegt, wie über die primäre Funktion hinaus Stock und Stab zu einem Zeichen von Rang und Würde werden. Franz Stadler wiederum hat sich, in Anknüpfung an K. Haidings erste Sonderausstellung im Schloß Trautenfels über Bienenzucht und Lebzelter-Handwerk, der Mühe unterzogen, anhand des historischen Häuserbuches von F. Hollwöger, das „Lebzelterhandwerk in Aussee“ auszuleuchten. Er kann dabei den Nachweis einer 400jährigen Lebzeltertradition erbringen. Maria Kundegraber nützt den Bestand an Rahmzwecken im Steirischen Volkskundemuseum, die durch den Forstmeister Herrmann aus dem Ennsbereich vermittelt wurden, zu einem Vergleich mit der großen Zahl an Abrahmnessern, die K. Haiding für das Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels sammelte. Sie untersucht vor allem die Technik und den Motivschatz der Verzierungen, die dem Gerät eine besondere Bedeutung als Minnegabe verleihen. Die große Zahl an Gleichstücken bzw. von gleicher Hand verfertigter Rahmzwecke läßt laut M. Kundegraber darauf schließen, daß die Burschen ihren Bedarf bei einzelnen Schnitzern deckten. Die unterschiedliche Herleitung der Wörter „Meise“ und „Anke“, für die sich auch im Sachbereich und bei der Herstellung von Butter eine Entsprechung findet, bilden den Ausgangspunkt für einen interessanten Exkurs über „Butter und Butterschmalz im Spiegel alpin-bäuerlich-traditioneller Milchwirtschaft“, der Anni Gamerith wieder als profunde Nahrungsforscherin ausweist. Walter Stippenberger bringt Belege über den „Kaswurm“ und über den damit verbundenen Zauber. Dem Kinderspielforscher sind die Beiträge von Jakob Neubauer, „Das ‚Drauhn‘-Spiel. Über ein Kegelspiel im Ennstal“, und von Sepp Walter, „Kinderspiel mit Fichtenzapfen“, gewidmet. Form, Zusammensetzung und Funktion der „Sunnwendbusch'n und verwandte Formen im

steirischen Ennstal und im Ausseerland“ beschreibt Roswitha Stipperger. Helga Harter stellt „Alte Leibchenformen im Südosten Österreichs“ zusammen. Gundl Holaubek-Lawatsch nützt die Gelegenheit, sich mit ihrem Beitrag über „Alois Schupfer, ein Ennstaler Musikant, und seine ‚Notenschrift‘“ bei K. Haiding für die Übermittlung der Notenhefte zu bedanken. Sie entschlüsselt darin nicht nur die eigenartige Notation, sondern sie zeichnet auch das Lebensbild dieses Gebrauchsmusikers samt seinem Repertoire nach. Für den Erzählforscher hat Leopold Kretzenbacher ein spezielles Thema parat: „Ahasver in der Steiermark“. L. Kretzenbacher zeigt, daß das Motiv vom Ewigen Juden wahrscheinlich über das Volksbuch auch in der Steiermark beim einfachen Volk bekannt war. Er geht den möglichen Ursprüngen nach und verfolgt das Motiv in der Hochdichtung, das in der Steiermark durch den Cillier Gymnasialprofessor Johann Gabriel Seidl, vor allem aber durch Robert Hamerlings Ependichtung „Ahasver in Rom“ begeisterter Eingang fand und das, wie wir wissen, auch auf Peter Rosegger nicht ihre Wirkung verfehlte. Elfriede Grabner untersucht ein Holzrelief, das unter der Bezeichnung „Heilige Sippe“ im Steirischen Volkskundemuseum inventarisiert wurde. E. Grabner kann dazu nicht nur die graphische Bildvorlage beibringen, sondern sie öffnet auch den Zugang zu diesem Bild. Es handelt sich um ein apokryphes Bildmotiv, die Trinubiumslegende, die besagt, daß Anna, die Mutter Marias, dreimal verheiratet gewesen sei. Das Motiv von der „Beraubung der schein-toten Frau“ durch räuberische Menschen nimmt Günter Jontes zum Anlaß einer Abhandlung über das Problem des Scheintodes. Er bringt dazu eine Menge literarischer Beispiele bei, die auch als Quelle für die Sitte der Schmuckbeigabe angesehen werden können. Abschließend beschäftigt sich Elisabeth Katschnig-Fasch mit Johann Christian Andreas Fyrtag, der mit seinem Werk „Die treue Steyermark“ ein Dokument der aufbrechenden Wissenschaftlichkeit des 18. Jahrhunderts liefert.

Einen herzlichen Glückwunsch an Prof. Haiding zu dieser Festschrift und ein dickes Lob an die Herausgeber, die damit die „Schriftenreihe des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum“ eröffnen.

Franz Grieshofer

Etnološki Prilozi 1, hrsg. v. Durdica Palošija. Odsjek za Etnologiju Filozofskog Fakulteta Sveučilišta u Zagrebu – Zagreb 1978, 307 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Zeichnungen und Karten.

Der stattliche und ungemein inhaltsreiche Band dieser neuen Reihe der Abteilung für Ethnologie an der Universität Agram enthält 17 „Ethnologische Beiträge“, die dem großen und hochverdienten Forscher Jugoslawiens Professor Milovan Gavazzi (Zagreb) von seinen Schülern gewidmet sind und ein deutliches Spiegelbild seines vielseitigen Wirkens und Weiterwirkens und seiner vergleichenden Forschungsmethoden ergeben. Als solche bedeuten sie ohne Zweifel auch einen Gewinn und Zuwachs nicht bloß an neuem Material, sondern auch an Erkenntnissen für die europäische Volkskunde und verdienen es daher, von dieser entsprechend registriert zu werden. Behandelt werden sowohl Probleme und Spezialthemen der materiellen Volkskultur Kroatiens als auch spezifische Fragen

der Volkskunsthochforschung (Textilkunst) sowie vor allem der Brauchforschung; hinzu kommen gewichtige Einzelthemen, wie etwa die Untersuchung von Bela Römer über „Ameisen und Ameisenerde in der Volksmedizin“ (Mravi i zemlja mravinjaka u narodnoj medicini, S. 229–236) mit vergleichenden Ausgriffen auf Montenegro und die Banija, Slowakei, Deutschland und Slowenien sowie auf die internationale Literatur. Eine letzte Gruppe von Beiträgen befaßt sich schließlich mit forschungsgeschichtlichen Themen.

Fast allen Aufsätzen gemeinsam ist die Feststellung eines radikalen Schwindens jahrhundertealter Traditionen auch in den beherrschtesten Landschaften Jugoslawiens, unter denen die Darstellung von Andrija Stojanović über eine eigenartige Form der Ziegenhaltung und Milchwirtschaft auf der süddalmatinischen Insel Mljet (S. 9–43), die Herleitung der „flügel- und kreuzförmigen Spinnrocken“ (krilne i križne preslice) Nordwestkroatiens aus einfachen naturgewachsenen Gabelrocken von Marija Išgum (S. 45–75, mit sehr schönen Zeichnungen und Karten) und die Zusammenfassung von Vlasta Domaćinović über Alter und Herkunft der Dachstollentruhen (škrinje od tesanih dasaka) Jugoslawiens als eines wahrscheinlich alteuropäischen, vermutlich eisenzeitlichen und gemeindoeuropäischen Kulturerbes (in Ergänzung zu ihrer Studie von 1965*) hervorgehoben seien. Interessant auch die Studie von Stjepan Janjić über Gemeinschafts-Flußmühlen an der unteren, bosnischen Save (S. 217–227). Unter den Aufsätzen zur kroatischen Brauchforschung seien die schönen Arbeiten über Hochzeitsbräuche aus Westkroatien (Žumberak) und der Lika (Ivčević Kosa) sowie über Totenbräuche im Turopolje (Donja Lomnica) wenigstens genannt; ebenso der Beitrag über Weihnachtsbräuche in Kroatien von Ivanka Bakrač (S. 175–181), vor allem sei hingewiesen auf die Darstellung von Zdenka Lechner über die eigenartig binären Maskengestalten, die „strašni buše“ und die „lipibuše“, im Faschingsbrauch der kroatischen Baranja (Ostkroatien), die an durchaus ähnliche Gegenüberstellungen der Maskenbegleitung im Nikolobrauch der Kärntner Slowenen erinnern (S. 159–174, 4 Abb.).

Unter den fachgeschichtlichen Beiträgen verdient besonders der zur „Ethnologie in Polen“ von Marija Dekanović-Helebrant (S. 283–307) als eine gut gefaßte und einführende Übersicht (mit einer kleinen Literaturlauswahl) hervorgehoben zu werden. Er ist in deutscher Sprache geschrieben, während sonst durchwegs ausreichende deutsche Zusammenfassungen beigegeben sind.

Oskar Moser

Burgenländische Forschungen, Sonderheft VI, Festschrift für Karl Semmelweis. Eisenstadt 1981.

Als 6. Sonderheft der „Burgenländischen Forschungen“ erschien in Eisenstadt eine Festschrift zum 75. Geburtstag von Karl Semmelweis. Gleichzeitig mit dem 50jährigen Erscheinen der „Burgenländischen Heimatblätter“ gilt es einen Jubilar zu feiern, dessen Arbeit das kulturelle Werden des Burgenlandes von Anfang an begleitet und mitgeformt hat.

*) Vgl. unsere Besprechung in ÖZV XXXIII/82 (1979), S. 131–133.

Der Aufbau der Burgenländischen Landesbibliothek und ihre Betreuung durch Jahrzehnte sind im wesentlichen seiner Arbeitskraft und seinem Idealismus zu verdanken, und dazu erschienen noch – gleichsam ergänzend – seine landes-, kultur- und literaturkundlichen Beiträge über das Burgenland.

Dem Interesse von Karl Semmelweis an alten burgenländischen Druckereien und Druckwerken entgegenkommend, haben einige Autoren dieser Festschrift ihre Aufsätze diesem Thema gewidmet. Sie und alle anderen versuchen damit ihrem „Mitarbeiter und Berater“ Dank und Glückwünsche für seine Arbeit abzustatten.

August Ernst, Regierungsrat Karl Semmelweis – 75 Jahre.

Stefan Behofsits, Schriften von Karl Semmelweis.

Gedeon Borsa, Neu entdeckte Druckwerke aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die auf dem Gebiet des heutigen Burgenlandes hergestellt wurden.

August Ernst, Gab es im Burgenland eine „Kroatische Bewegung“?

Eva Maria Folger, Zur Genealogie der Familien Botgorschek-Eötvös.

Norbert Frank, Beiträge zur Buchdruckergeschichte des Burgenlandes im 19. und 20. Jahrhundert.

Karl Kaus, Zur Geschichte der Museen, Sammlungen und Ausstellungen im Burgenland.

Wolfgang Meyer, Die Wehranlage von Pöttching, Bez. Mattersburg, Bgld.

Hans Paul, Frühe Amerikawanderer unserer Heimat.

Harald Prickler, Zur Frühgeschichte der Papiermühle von Lockenhaus (Hammer).

Franz Probst, Johannes Ebenspanger und die heinzische Mundartdichtung.

Franz Sauerzopf, Gedanken zur Naturschutz-Methodik und Problematik am Beispiel Burgenland.

Gerald Schlag, Projekte eines Joseph-Haydn-Denkmal in Eisenstadt.

Hanns Schmid, Wissenschaft und Forschung am Burgenländischen Landesmuseum.

Johann Seedoch, 50 Jahre Burgenländische Heimatblätter.

Felix Tobler, Einige Aspekte des ungarischen Ochsenhandels nach dem Westen (1550–1650). Dargestellt am Beispiel des österreichisch-ungarischen Grenzraumes.

Karl Ulbrich, Die Organisation des Maßwesens, der Zimentierung und des Eichwesens in Westungarn und im Burgenland.

Roland Widder, Alternative Politikfelder zwischen alter „Heimat“ und neuem „Regionalismus“.

Barbara Mersich

Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich, Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1980 in Feldkirch. Herausgegeben von Klaus Beitzl und Karl Ilg. Wien 1982, 230 S. (= Buchreihe der österreichischen Zeitschrift f. Volkskunde, Bd. 5).

Im Vorwort umreißt K. Ilg als Gastgeber der Tagung eine Zusammenführung von „Architekten und zuständigen Fachleuten in den Behörden mit den Volks-

kundlern“ als Aufgabe der Tagung von Feldkirch. Die Vorträge und Debattenbeiträge dieser Veranstaltung bilden den Inhalt des vorliegenden Bandes.

Eine von K. Beitzl und O. Moser unterzeichnete Resolution fordert u. a. „die Schaffung einer ganz Österreich umfassenden, sachkompetenten Stelle für volkskundliche Hausforschung“.

K. Ilg liefert zwei umfangreiche Beiträge, wovon der erste der Einführung in das Tagungsthema und den Hausformen sowie der Hauskunde Vorarlbergs gewidmet ist. Der hauskundliche Überblick bringt in dankenswerter Weise die einschlägigen Arbeiten von G. Baumeister, A. Helbok, J. Bär, Ch. Bertsch, R. Weiss und vor allem jene des Autors in Erinnerung, die insgesamt von der Vielfalt der Ereignisse in der Hausforschung Vorarlbergs und von der Güte der in einigen Teilen des Landes noch vorhandenen historischen Bausubstanz berichten. Die Entwicklung der Hoftypen findet dabei ebenso Beachtung wie etwa Grundriß und Dachkonstruktion. Es erübrigt sich, hier die hohe Qualität der Haustypen Vorarlbergs zu betonen, die jeder eindrucksvoll erlebt, der im „Wald“, im Montafon, im Walgau, im Vorarlberger Rheinland oder in den Vorarlberger Walsertälern ein historisches Bauernhaus näher kennenlernen konnte. Ein knapper Überblick über die Hauslandschaften ist dem Bericht Ilgs ebenso zu entnehmen wie Hinweise auf das Stadthaus in Vorarlberg.

Zum Thema Freilichtmuseum verfügt Ilg allerdings offenbar nicht über hinlängliche Informationen und eine lückenhafte Erinnerung. Der Hinweis nämlich, daß in Vorarlberg die Errichtung eines Freilichtmuseums „noch nie ernstlich ventiliert“ wurde, entspricht nicht den Tatsachen und wirkt gerade in Feldkirch peinlich. War es doch gerade diese Stadt, die sich sehr eindringlich um die Errichtung eines Vorarlberger Freilichtmuseums bemüht hat. So wurde ich am 14. Juli 1971 durch den Bürgermeister bzw. Vizebürgermeister von Feldkirch als Fachberater zu einer Sitzung nach Feldkirch gebeten, bei der Dr. Heinzle als damaliger Landeskonservator ein Programm für ein Freilichtmuseum vorlegte. Im Rahmen dieser Veranstaltung wurde von mir auch das in Aussicht genommene Museumsgeände besichtigt und begutachtet. Meine Teilnahme fand im Einvernehmen und über den Wunsch des Landesmuseumsdirektors Univ.-Prof. Dr. Elmar Vonbank statt. Die Auffassung im Lande Vorarlberg hat sich in jüngster Zeit allerdings zugunsten von Denkmalhöfen entwickelt, wie dies Franz Lipp für das Land Oberösterreich vorgeschlagen und verwirklicht hat. (Vgl. F. C. Lipp, Oberösterreichische Freilichtmuseen. Schriften und Führer des Verbandes Oberösterreichischer Freilichtmuseen, Nr. 1, Linz 1974.) In Gesprächen mit den zuständigen Persönlichkeiten der Vorarlberger Kulturpolitik kann dies überprüft werden. (Vgl. V. H. Pöttler, Die Alphütte von Mittelargen im Österreichischen Freilichtmuseum. In: Jahrbuch Vorarlberger Landesmuseumsverein 1980/81, Bregenz 1982, S. 14.)

Besondere Beachtung verdient in diesem Zusammenhang folgender Hinweis K. Ilgs (S. 35): „Wohl aber findet sich höchste Prominenz bereit, wertvolle Baudenkmäler mit Musikkapellenbegleitung außer Landes zu verbringen.“ Ilg meint damit offensichtlich Landeshauptmann Dr. Herbert Keßler, den Bürgermeister von Schwarzenberg Anton Hirschtbühl und rund 150 Alpbesitzer und Bauern aus Schwarzenberg, die anläßlich der offiziellen Eröffnung der Alphütte von Mittelargen das Österreichische Freilichtmuseum in Stübing besuchten. Dieses für alle Beteiligten einmalige Ereignis fand am 4. Oktober 1980 statt, die Tagung in Feldkirch war zu dieser Zeit schon beendet. Ilg hat seine diesbezüglichen Bemerkungen

kungen also nachträglich in den Bericht aufgenommen. Wenn Ilg sagt: „Nichts gegen Spenden an das Museum in Stübing . . .“, so übersieht er dabei, daß Vorarlberg Mitglied des gesamtösterreichischen Freilichtmuseums ist, dort namhaft vertreten durch den Landeshauptmann und den Landesmuseumsdirektor. Es handelt sich daher bei den zwei historisch bedeutsamen Bauwerken aus Vorarlberg, dem Bregenzerwälderhaus aus Schwarzenberg und der Alphütte von Mittelargen, nicht um eine Spende, sondern um die besonders eindrucksvolle und vorbildliche Repräsentation des Landes Vorarlberg – nicht in Stübing, sondern im Österreichischen Freilichtmuseum. (Vgl. V. H. Pöttler, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum. 3. Aufl., Stübing 1978, S. 7 ff., S. 180 ff.) Wenn man bedenkt, daß K. Ilg am 26. November 1962 anlässlich der Gründung des Österreichischen Freilichtmuseums in Anwesenheit des damaligen Unterrichtsministers und Präsidenten der Gründung, Dr. Heinrich Drimmel, freundliche und sachbezogene Grußworte namens des Fachverbandes gesprochen hat und heute bedauert, wenn Vorarlberg, wie übrigens alle Bundesländer Österreichs, der Verpflichtung als Mitglied dieser gesamtösterreichischen Gründung in vorbildlicher Weise nachkommt, so darf man sich darüber zumindest wundern.

Der zweite Beitrag K. Ilgs ist dem Land Tirol gewidmet. Wie in der Darstellung der Vorarlberger Haus- und Hoftypen wird unter Verwendung der entsprechenden Fachliteratur Haus und Hof der Tiroler – Südtirol eingeschlossen – skizziert. Die Beengtheit der Darstellungsmöglichkeit erlaubt allerdings keine differenzierte örtliche Festlegung im Sinne der Hauslandschaften. Bemerkenswert ist der Hinweis, daß insbesondere der Grundriß des „Eckflurhauses“ im heutigen Einfamilienhaus, aber auch in Wohnungen neuzeitlicher Miethäuser als sparsame Lösung verwendet wird. Da diese Grundrisse heute aber weit über das ursprüngliche Verbreitungsgebiet des historischen Eckflurhauses hinausreichen, liegt hier ein gutes Beispiel für eine autonome Entwicklung funktionsgerechter Wohnformen vor, die grundsätzlich keiner Überlieferung bedarf. Ein Vorgang, der bei gewissenhafter, großräumiger Betrachtung historischer Bauformen allenthalben zu beobachten ist.

Die Erwähnung der Professoren R. Weinlich und J. Daum zeigt, daß in Innsbruck, wie heute bereits an allen Technischen Universitäten Österreichs, auch im Bereich der Architekturinstitute Hausforschung betrieben wird.

Die Bemerkung Ilgs, daß Oskar Mosers Gefügeforschung zwar von großem Wert sei, entsprechende Fachkenntnisse aber nicht von vielen volkskundlichen Hausforschern erwartet werden könnten, wird hoffentlich keine ungeteilte Zustimmung finden. Wenn der Dachkonstruktion eine große Bedeutung für die Grundrißentwicklung zugestanden wird, so sollten allerdings die beiden Grundtypen Pfetten- und Sparrendach bzw. die entsprechenden Mischtypen genannt werden und nicht Dachformen wie Satteldach und Vollwalmdach, die in verschiedenen Konstruktionen erstellt werden können, ins Gespräch kommen. Dachkonstruktion und Dachform sind ja voneinander weitgehend unabhängig bzw. sie befinden sich zueinander in einem variablen Verhältnis. Das im Jahre 1925 von Hermann Wopfner beschriebene „Nolpendach“ besitzt keinesfalls, wie Ilg meint, ein Firstpfettenpaar, sondern „auf jedem Balken des Giebfeldes, und zwar auf den Balkenenden ruhen je zwei Rundhölzer als Dachträger. Nur der oberste, kürzeste Balken des Giebeldreiecks trägt kein Rundholz, es fehlt also der Firstbal-

ken . . .“ Wopfners „Nolpendach“ entspricht also der Konstruktion eines Ansdaches und nicht dem Pfettenstuhldach Oskar Mosers.

Dankenswert sind Igs Hinweise auf das Tiroler Stadthaus, sollte doch die Hausforschung in verstärktem Maße das urbane Bauschaffen einbeziehen. Die Hoffnung, daß die Beschränktheit finanzieller Mittel sowie der Bau in Eigenregie – kurz „Pfuschi“ genannt – zwar für die mangelhafte Qualität vieler Neubauten verantwortlich sei, nicht aber die Absicht, Tradition und Gemeinschaft zu verlassen, ehrt den Autor, geht aber an der Tatsache einer verlorenen Baugesinnung in Stadt und Land vorbei.

Schließlich erwähnt Ilg im Zusammenhang mit einer Institutsuntersuchung im „Olympischen Dorf“ Innsbrucks die schon allgemein feststellbare Flucht aus einer inhuman gewordenen Urbanität. Diesem Phänomen liegen allerdings weiträumigere Probleme zugrunde als das Verlassen von tradierten Werten, wie neueste soziologische Forschungen zeigen, wobei sich die Beherrschbarkeit der Masse auch in architektonisch qualitativ gestalteteten Bauten als problematisch erweist. Die zitierte „individuelle Architekturinterpretation“ ist heute zumindest in weiten Teilen der Architektenschaft, insbesondere auch an vielen Instituten unserer Technischen Universitäten, durch eine schöpferische Baukunst verdrängt worden, die den menschlichen Maßstab sowie landschaftliche und architektonische Vorgaben wiederum zu respektieren weiß.

Abschließend verweist Ilg auf die Aktivitäten Tirols im Bereich der regionalen Freilichtmuseen, läßt dabei allerdings unerwähnt, daß Tirol zu beiden Seiten des Brenners mit 13 Objekten, wie der vorarlbergische Nachbar, in vorzüglicher Weise im Österreichischen Freilichtmuseum vertreten ist. Heinz Mantl schreibt Ilg „den größten Verdienst“ im Zusammenhang mit dem „Museum Tiroler Bauernhöfe“ in Kramsach zu. Ich appelliere an den Druckteufel, Mantl ist ein ehrenwerter Mann, es muß daher heißen: „das größte Verdienst“.

Auf S. 43 erwähnt Ilg Dr. Rudolf Greiffenberg, den es meines Wissens nicht gibt. Es muß daher heißen: Dr. Martin Rudolph-Greiffenberg. Dementsprechend bedarf auch das Zitat 1 auf S. 65 einer Korrektur.

Erfreulicherweise nennt Ilg auch die Verdienste des „Tiroler Heimatschutzvereines“, der als älteste derartige Gründung (1907) für Österreich bahnbrechend war. Für die umfangreiche Arbeit, die Ilg mit gewohnter Akribie für die Tagung geleistet hat, ist ihm aufrichtig zu danken.

Kurt Conrads Bericht über die Hausforschungsprobleme aus der geographischen Mitte Österreichs zeichnet sich unter Betonung des Anteiles an den Traditionswanderungen und Kulturbewegungen von West nach Ost und von Nord nach Süd durch Klarheit und Prägnanz aus. Die Probleme der Hausforschung werden in Salzburg „wie in einem Brennspiegel“ gesammelt und daher besonders gut erkennbar, meint Conrad und beweist dies auch durch seine Ausführungen. Dankenswerte Hinweise auf das Bürgerhaus der Städte und Märkte dienen auch hier einem lang erwarteten Brückenschlag in der Hausforschung. Die von Conrad gestellte Frage nach der Methode der Hausforschung im Hinblick auf die technischen Hausbauaufnahmen verdient besondere Beachtung. Zweifelsohne wäre es wünschenswert, den Volkskundler so gut auszubilden, daß er Aufnahmen im Sinne Oskar Mosers bewerkstelligen kann. Vielleicht gelingt es als Gegengabe dafür, einigen Architekten die hauskundlichen Bemühungen der Volkskunde etwas näherzubringen. Interdisziplinäre Annäherung sollte das Ziel sein.

Der Hinweis auf die Wohnanlagen in Stadt und Land läßt im Hinblick auf deren „Forschungswürdigkeit“ einige Bedenken aufkommen, handelt es sich bei diesen Neubauten doch um Produkte einer rationaltechnisch orientierten Bautätigkeit und nicht um eine aus Erfahrung und Bewährung kommende Bauüberlieferung, wie sie dem volkstümlichen Bauen bis ins 20. Jahrhundert eigen war. Vielleicht kann es Gegenstand der Forschung sein, inwieweit verschiedene Bautraditionen in das gegenwärtige Bauschaffen eingeflossen sind. Die Evidenz des zeitgenössischen Bauens scheint zumindest vorerst eher eine Frage der Registratur zu sein, wobei etwa die Mitte unseres Jahrhunderts als Begrenzung dienen könnte.

Verständlich, wenn Conrad als Gründer und Erbauer des Salzburgischen Freilichtmuseums die gegenseitige Abhängigkeit von Hausforschung und Freilichtmuseum betont und aus der täglichen Not eines Freilichtmuseums-Mannes, der die Fakten der Hausforschung im wahrsten Sinne des Wortes in Händen hält, Forderungen stellt. Die schon angedeutete Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit wird von dem Historiker Conrad in Richtung Agrargeschichte, Kulturgeographie, Bau- und Architekturgeschichte erwartet. Angesichts der raschen Vernichtung historischer Bausubstanzen ist der Vorzug „gebauter Realurkunden“ gegenüber bleibenden archivalischen Quellen dankbar aufzunehmen. Der Gerambschüler Conrad vergißt auch nicht auf seinen „geistigen Großvater“ Rudolf Meringer und bringt die leider nicht allgemein hinreichend gewürdigten Zusammenhänge von „Wörter und Sachen“ ins Gespräch. Aber auch die Kulturfunktion des Hauses, das letztlich als Gefäß der Volkskultur oder im Sinne Josef Schepers' als „Mikrokosmos“ des bäuerlichen Menschen erkannt werden muß, findet ebenso Erwähnung wie die arbeitstechnischen Änderungen im Bauerhaus. Conrad nennt schließlich eine Fülle von Forschungsfragen, die in Salzburg einer Lösung harren. Bemerkenswert seine Aktivitäten beim Rauchhaus in Helming, wo Grabungen Aufschlüsse über die Kontinuität des Hofplatzes erbringen sollen. Conrads Ermutigung, die Hausforschung in die Baupflege einzuschalten, kann nur begrüßt werden, und der Beitrag unseres Faches darf nicht auf die Kräfte der Beharrung beschränkt bleiben, sondern muß eine Bauevolution ermöglichen, deren Innovation zwar in den großen Leistungen der Vergangenheit wurzelt, zugleich aber den schöpferischen Kräften der Gegenwart den Tribut nicht verweigert. Das Ziel einer sinnvollen Baupflege kann stets nur die Vereinigung des guten Alten mit dem guten Neuen sein, wobei es vor allem gilt, den Maßstäben der Qualität gerecht zu werden und in der Architektur Technik als Medium, Kunst aber als Ziel zu erkennen. Conrads Beitrag läßt das weite fachliche Spektrum des Feldforschers und Naturschützers gleichermaßen erkennen wie die Bemühungen des Wissenschaftlers um Kulturbewahrung und neue Ordnungen.

Oskar Mosers reiche Erfahrung und umfangreiches Wissen zeichnen den Beitrag über die Länder Kärnten und Steiermark aus. Ausgehend von K. Bedals Formulierung über „Hausforschung als Wissenschaft“ deutet Moser die Anfänge der Hausforschung an, ohne eine bedauerliche Vernachlässigung in Österreich zu verschweigen. Er reklamiert zu Recht den Stellenwert der Hausforschung in der Bau- und Landschaftspflege. Dieser wird nicht zuletzt vom konsensbereiten Engagement der jeweiligen Hausforscher abhängen. Die aufgezeigten rasanten Änderungen in der Landwirtschaft, die nahezu zum völligen Verlust der historischen Bausubstanz geführt haben, waren um die Jahrhundertmitte sehr wohl erkennbar, weil schon in vollem Gange. Die sogenannte Interessensvertretung der Bauern

hat indessen in einer mißverstandenen Fortschrittsgläubigkeit so gut wie alles unterlassen, qualitätsvolle alte Bauwerke im Wege einer zeitgemäßen Revitalisierung zu erhalten. Erst seit etwa einem Jahrzehnt hat hier nach mühsam herbeigeführter Einsicht ein Umdenken eingesetzt, das dem Amoklauf der Caterpillar viel zu spät bescheidenen Einhalt gebietet. Die Hausforschung hat in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg mangels einer entsprechenden Unterstützung aus dem kultur- und agrarpolitischen Bereich unwiederbringliche Verluste erlitten und wird sich, Mosers Anregung entsprechend, beeilen müssen, Versäumtes nachzuholen, um noch Historisches wie Gegenwärtiges in ihr Betrachtungsfeld einzubeziehen. Gefügeforschung, historischen Befund und vorhandenen Bestand nennt Moser als vordringliche Problem- und Aufgabenkreise. Ein Überblick über vergangene und gegenwärtige hauskundliche Unternehmungen in Kärnten und der Steiermark gibt ein beredtes Zeugnis über Geleistetes, läßt aber auch die Fülle noch zu leistender Arbeit im Bereich der ländlichen und urbanen Bauweise erkennen.

Anhand von drei Beispielen zeigt der Forscher und Lehrer Moser neue Wege und Ziele, wobei er differenzierte Bauforschung im allgemeinen, historische Hausforschung und eine Gesamtinventarisierung getrennt darlegt. Der einsame Spezialist für Dachgerüste kommt freilich nicht ohne dankenswerte Erläuterungen und Berichtigungen aus. Die Bedeutung, die Moser archivalischen Grundlagen beimißt, ist bekannt und durch seine Arbeit über die sogenannten Ehrungsbücher von St. Paul eindrucksvoll belegt. Der Gesamtinventarisierung hat der Vortragende nicht nur durch persönliche Arbeiten, wie etwa jene über das Kärntner Metnitztal, seine Aufmerksamkeit gewidmet, sondern er führt auch seine Schüler als Dissertanten zu Aufgabenlösungen, die eine Gesamtdarstellung von Haus und Hof in einem landschaftlichen Teilgebiet erbringen, wodurch Forschung und Lehre in Mosers Bemühungen in überzeugender Weise erkennbar werden.

Der Bericht über die österreichischen Donauländer, vorgetragen von Gunter Dimt, stellt die Frage nach dem Terminus „Hausforschung“ und verweist wie O. Moser auf K. Bedals Begriffsfassung, die, wie heute allgemein, über das Bauernhaus hinausführt. Dimts Überblick über Literatur und Aktivitäten nennt erfreulicherweise Historiker und Geographen ebenso wie Raumplaner und Architekten, die vor allem in der Siedlungs- und Strukturforschung tätig sind. Im Bereich der historischen Bauernhausforschung dominieren die Namen A. Klaar und R. Heckl. Ich möchte F. Lipp als jahrzehntelangen Sachwalter und Forscher unseres gesamten Faches in diesem Zusammenhang nicht missen.

Dimt bedauert den Mangel vollständiger Inventarisierungen, kann aber auf eigene Aktivitäten verweisen. Die zukünftigen Unternehmungen liegen auch im Donauraum noch immer in der Feldforschung, man denke an das großartige Material, das etwa die Fülle noch bestehender Vierkanthöfe bietet, um nur ein Beispiel zu nennen. An einer einschlägigen Dissertation wird derzeit bei Moser in Graz gearbeitet. Dankenswert ist Dimts Hinweis auf die hauskundliche Schichtenforschung, die immer wieder ein Opfer zeitlicher und finanzieller Beengtheit wurde. Im Lande, in dem seit Hans Commenda Stadtvolkkunde praktiziert wurde, ist die Betrachtung der Welt des Arbeiters neben jener der „Bauernherrlichkeit“ und des „goldenen Handwerks“ schon eine Selbstverständlichkeit. Wie alle Vortragenden unterstreicht auch Dimt die Einbeziehung der „Siedlungskonzentration und ihrer Bauwerke“ in der Hausforschung und erläutert die Erstellung eines

„Sozialtopographischen Atlas“ an drei Beispielen: Mauthausen, Markt Peuerbach und Markt Obernberg. Die aufgezeigten Beziehungen zwischen Bau- und Wohnkultur und der Berufs- und Sozialstruktur betonen den Aussagewert der Arbeiten. Abschließend verweist Dimt auf die größte Problematik der Hausforschung: den Mangel an wissenschaftlich ausgebildeten Fachkräften. Man wird daher alles, was Technische Universitäten, Fachschulen und Landesstellen für die Hausforschung tun können, mit Dankbarkeit begrüßen und nach entsprechender Sichtung einem Gesamtkonzept eingliedern.

Erich Kaessmayers Beitrag über volkstümliche Architektur in Wien verdient ob der Schwierigkeit des Themas besondere Beachtung. Zu Beginn seiner Ausführungen verweist Kaessmayer auf die fehlende Präsenz des Bundeslandes Wien im Österreichischen Freilichtmuseum und macht hierfür u. a. den Umstand geltend, daß in Stübing zum überwiegenden Teil Holzbauten wiedererrichtet wurden. Das ist allerdings vor allem dadurch begründet, daß Österreichs Bauernhäuser ehemals mit wenigen Ausnahmen aus Holz gebaut waren. Auch Wiens Häuser bestanden zur Zeit der Babenberger großteils noch aus Holz. Wie die Übertragung des oberösterreichischen Vierkanters und des Waldviertlerhofes zeigen, habe ich beim Aufbau des Österreichischen Freilichtmuseums vor Mauerbauten keinesfalls haltgemacht. Der Autor nennt die Schwierigkeiten für Wien dann selbst beim Namen, wenn er ein Schweizerhaus oder ein Gartensalettl als wenig repräsentativ für die Bundeshauptstadt erachtet. Hingegen schwebte mir ein kleines Vorstadthaus, das etwa die Biedermeierzeit spürbar macht, vor Augen. Alle meine diesbezüglichen Hoffnungen erfüllten sich nicht, da erfreulicherweise ein Umdenken in Fragen des Denkmalschutzes manches retten konnte, was einstens der Spitzhacke geopfert worden wäre. Dem von Kaessmayer erwähnten steinernen Wappenadler trauere ich allerdings sehr nach, da er vorerst zumindest eine symbolische Repräsentanz der alten Reichshauptstadt bedeutet hätte, unter deren Schutz und imperialer Macht manches entstanden ist, was heute im gesamtösterreichischen Freilichtmuseum eine letzte Heimstatt gefunden hat. Ich gebe allerdings meine Hoffnung, Wien zumindest in Form eines eindrucksvollen „Denkmals“ nach Stübing zu bringen, nicht auf.

Wenn man für Wien „volkstümlich“ mit „bäuerlich“ gleichsetzen will, landet man immer wieder in Niederösterreich. Um so dankenswerter sind Kaessmayers Bemühungen, unabhängig davon die Frage nach der „volkstümlichen Architektur“ in der Großstadt zu stellen. Die Bezeichnungen „naiv“ und „anonym“ bringen keine Klärung. Die funktionelle Einheit von Arbeiten und Wohnen ist möglicherweise ein brauchbares Kriterium, trifft sie gleichermaßen für das Haus der Bauern wie für jenes der Bürger in der Stadt zu, soweit dort das Handwerk oder der Handel diese Einheit noch sicherstellen. „Bassenatratsch“ und „Hausgemeinschaft“ mit der Zentralfigur des Hausmeisters sind, wie der Autor betont, zumindest volkskundlich ergiebige Forschungsobjekte. Indessen schafft auch der Weg zurück ins Mittelalter für Wien keine lückenlose volkstümliche Architektur, die im urbanen Siedlungsbereich wurzelt, zutage. Hingegen tragen die Wohnungen der vom Lande „Zugereisten“ zweifellos volkstümliche Züge, jene der urbanisierten bäuerlichen Menschen ebenso wie die frühen Arbeitersiedlungen. Baugeschichtliche Einblicke in die Entwicklung Wiens lassen in Kaessmayers Ausführungen auch so bedeutende Namen wie Camillo Sitte, Otto Wagner und Adolf Loos anklingen, wobei letzterer ja bald so etwas wie ein „Baureferent“ in Wien

geworden wäre. Aber das klappte dann doch nicht ganz, das mußte in unseren Tagen auch Roland Rainer zur Kenntnis nehmen. Schrebergarten-Kolonien und „Ringlgschbüßsizza“ bringen wahrscheinlich auch in ihren bescheidenen Baumöglichkeiten volkstümliche Elemente in die Stadt. Daß vor Einführung des Sparherdes auch im städtischen Bereich das offene Herd-Feuer brannte, macht gleichfalls eine Gemeinsamkeit zwischen städtischer und bäuerlicher Bauweise sichtbar. Hinweise auf getrennte Funktionen des Wohnens und Arbeitens, auf eine „soziale Entmischung“ u. a. m. deuten Forschungsbereiche einer städtischen Volkskunde an, wie sie Leopold Schmidt vorgestellt hat. Dankenswert ist das Bekenntnis des Vortragenden zum zeitgemäßen Bauschaffen mit der Maßgabe einer Respektierung architektonischer Vorgaben. Hinweise auf einschlägige Literatur beschließen Kaßsmayers vielseitige und aufschlußreiche Ausführungen.

Franz Grieshofers Beitrag über das Burgenland beginnt mit einem Überblick über die hauskundliche Literatur des Landes, der kritischen Bezug auf aktuelle Probleme der burgenländischen Hausforschung nimmt. Die historische Betrachtung in drei Problemkreisen schafft Ordnung und gibt eine Zusammenstellung erbrachter Leistungen, die von J. R. Bünker, A. Haberlandt, L. Schmidt, N. Riedl, R. Rainer, A. Schmeller, F. Simon, O. Bockhorn, C. Prickler-Wassitzky bis zum Autor selbst reichen, um nur die wesentlichsten Arbeiten zu nennen. Grieshofer artikuliert dennoch berechtigtes Unbehagen über mangelnde Aufmaßpläne, systematische Arbeiten u. a. m. Aufschlußreich sind die Ausführungen über „Urform“ des burgenländischen Hauses. Wenngleich man seit K. Bedals „Herd und Ofen“-Arbeit über Kochöfen im Zusammenhang mit Rauchstuben vorsichtiger urteilen muß, spricht im Burgenland nichts gegen Rauchstuben, die uns ja auch jenseits der ungarischen Grenze begegnen. Daß die Türken und nach ihnen noch einige östliche militante Reisegesellschaften insbesondere den Holz- und Lehmbauten zugesetzt haben, hat zu einer frühen „Versteinerung“ der burgenländischen Hauslandschaften geführt, wie übrigens auch in der mittleren und südlichen Oststeiermark. Beim Arkadenhof des Burgenlandes wird man gesunkenes Kulturgut ebenso ins Treffen führen wie „sozial-psychologische“ Aspekte. Ob man nach heutiger Auffassung die Römer und Ostgermanen bemühen muß, bleibe dahingestellt. Grieshofers Klage über den Verlust der Kittinge ist leider nur allzu berechtigt, zumal in Unterschützen nur noch etwa zehn denkmalgeschützte Exemplare stehen, einen konnte ich ins Österreichische Freilichtmuseum übertragen.

Wenn Grieshofer die Frage Roland Rainers wiederholt, warum sich die Bauern von ihren alten Häusern so leicht trennen, um fragwürdige Baukonfektion dafür einzutauschen, so wäre diese Frage einer eigenen Diskussion wert. Sie kommt allerdings zu spät und läßt sich mit der intellektuell-ästhetischen Betrachtungsweise des Städters nicht beantworten. Der Bauer hat sein Haus nie danach beurteilt, ob es schön ist, sondern ob es zweckmäßig und für seine Lebensweise geeignet ist. Die Berater unserer Bauern wären selbst gut beraten gewesen, hätten sie seinerzeit Josef Steinbergers „Bauernpsychologie“, die für die ältere Bauergeneration noch durchaus zutreffend war, sinnvoll und zeitnahe praktiziert und nicht fragwürdigen „Fortschritt“ und „Modernität“ ins Volk gebracht. Aber darüber wäre viel zu sagen, jetzt ist es leider zu spät, auch Roland Rainer kam zu spät. Grieshofers Frage nach dem Eingreifen der Hausforschung oder der Volkskunde im allgemeinen bei der Schaffung zeitgenössischer ländlicher Wohnbauten ist sehr wohl berechtigt, sie klang ja nahezu in jedem Referat an. Leider „ist die Kuh schon aus

dem Stall“, aber man möge retten, was noch zu retten ist, und man trachte bei Neubauten Maßstäblichkeit und Formensprache modifiziert in eine Bauevolution einzubringen. Daß dabei Neues entsteht, ist unausbleiblich und nur recht und billig, gut muß es sein. Wenn wir aber die Erfahrungen des guten Alten in das Neue einbringen wollen, bedarf es zumindest der Aufbereitung geeigneter wissenschaftlicher Unterlagen. Viktor Geramb war durch Jahrzehnte Präsident des Vereins „Heimatschutz in der Steiermark“ und in höchstem Maße um das zeitgenössische Bauen verdienstvoll bemüht. Grieshofer spricht im Zusammenhang mit den von der Landwirtschaftskammer geplanten Neubauten von einer Furcht vor dem „Stigma der Rückständigkeit“, die zum Bungalow führte. Hier gilt, was oben schon über Unkenntnis und psychologische Komponenten gesagt wurde. Auch im Bereich der Neo-Agrarier ist der Bungalow heute nicht mehr ganz aktuell, leider muß man mit den Bausünden in der Landschaft leben, und es gibt für diese keine Absolution.

Die Volkskunde kann an all diesen Erscheinungen nicht achtlos vorbeigehen. Zumindest deren geistige Hintergründe sollten Objekt unserer Forschung sein. Das Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften wird hier zweifellos ein dankbares Betätigungsfeld finden.

Torsten Gebhard, Hausforscher und Denkmalpfleger Bayerns, vollzieht durch seine Person den Brückenschlag zwischen wissenschaftlicher Hausforschung und praktischer Baupflege überzeugend, steht doch die eindrucksvolle Leistung seines Lebens beispielgebend dahinter. Auch in Bayern ist man nach wie vor um Bestandsaufnahmen bemüht, wobei das Landesamt für Denkmalpflege und seit 1962 das Institut für Volkskunde erfolgreiche Arbeit leisten. Aber auch der Landesverein für Heimattforschung, die Freilichtmuseen, die Technische Universität München sowie einschlägige Fachschulen werden genannt, und neuerdings gibt es eine Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung. Sechs Bände urgiert Gebhard im Rahmen des Bauernhauswerkes. Bis jetzt gibt es nur den „Schwabenband“ aus 1960. Sein eigenes Werk, „Der Bauernhof in Bayern“, will Gebhard in Bescheidenheit nur als „erneuerten Anstoß“ verstanden wissen. Der Vortragende legt dann insbesondere für Oberbayern das enge Verhältnis von Baupflege und Bau-forschung dar, das aufs engste mit Rudolf Hoferer verbunden ist, nennt aber auch u. a. G. Wolf, V. Geramb, K. Erdmannsdorfer, R. Esterer und R. Pfister in diesem Zusammenhang. Bauberatung in Oberbayern mit entsprechenden, von Kreisbauinspektor Gustav Vorherr veranlaßten Maßaufnahmen, reicht bis 1812 zurück, was Gebhard durch einen Bericht über Vorherr belegt. Dabei ruft er auch Auswirkungen in Erinnerung, die 1826 bis in die Steiermark reichten, wie dies Hanns Koren in der Geramb-Festschrift dargelegt hat. Die Auswirkungen der baupflegerischen Tätigkeit Vorherr's will Gebhard durch die Hausforschung festgestellt wissen, was in der Steiermark für die baupflegerische Erziehungsarbeit der von Erzherzog Johann 1819 gegründeten k. k. Landwirtschaftsgesellschaft getan wurde. Für das 19. Jahrhundert erwähnt der Vortragende noch G. Baumeisters Verhältnis von Forschung und Pflege, wobei die ästhetische Betrachtungsweise gegenüber der funktionalen bei Vorherr in den Vordergrund tritt. Die Hausmalerei, deren Blütezeit zwischen 1760 und 1800 anzusetzen ist und die Gebhard nicht als „Lüftelmalerei“ bezeichnet wissen möchte, wird als besonderes ästhetisches Merkmal des oberbayerischen Hauses gewürdigt. Ein Blick über das bayrisch-tirolerisch-salzburgische Einfirsthaus hinaus ruft in Gebhard's Vortrag noch die übrigen

Hoftypen Oberbayerns in Erinnerung. Bemerkenswert, weil leider auch andernorts feststellbar, ist der Hinweis über die Differenzen zwischen dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege und den Landwirtschaftsämtern im Bereich der Bauberatung. Annäherungen zeichnen sich allenthalben ab. Abschließend erwähnt Gebhard die Baufibel der einzelnen Länder, die für ihre Zeit wertvolle Bauberatungen boten und heute da und dort zeitgemäße Nachfolger finden, wie etwa in der Steiermark, wo die Landbaufibel durch die Broschüre „Bauen in der Landschaft“ (1981) einen Ersatz fand. Wenn Gebhard für die Bauforschung eine Öffnung nach vorne fordert und vor einer Erstarrung warnt, erweist er unserem Anliegen den besten Dienst. Die Erwähnung Alvin Seiferts, dessen „Leben für die Landschaft“ vor allem am alpenländischen Bauernhaus nicht achtlos vorbeigegangen ist, habe ich vermißt, doch mag dies eine Frage der lokalen Perspektive sein. Torsten Gebhard, dem Autor des bisher unübertroffenen Wegweisers zur Bauernhausforschung, wird man hoffentlich noch lange in dankbarer Verbundenheit in unserem Fachkreis begegnen können.

Der Untertitel „Zur Dekadenz einer Wechselbeziehung“ läßt von David Meili's Vortrag über Hausforschung und Architektur in der Schweiz einiges erwarten, und man wird auch nicht enttäuscht. Meili verweist auf „diskrete Reste der traditionellen Hauslandschaften“ und bietet auch keine traditionsorientierte Gegenwartarchitektur für die Schweiz an. Das klingt überraschend, da man die Arbeit des Schweizerischen Heimatschutzes doch anders einschätzte. 1966 habe ich im Berner Oberland doch noch einige bemerkenswerte historische Bausubstanz vorgefunden. Meili gliedert seinen Vortrag in drei Kapitel: „Forschen, um zu bauen“, „Die Leitbilder“ und „Ethnographie ohne Anwendung“. Im 1. Kapitel werden die Bemühungen um den Nachvollzug traditioneller Bauformen am Beginn der Hausforschung dargelegt. „Swiss Cottages“ erscheint in Musterbüchern des 18. Jahrhunderts, dem auch der Begriff des „Schweizerhauses“ entstammt. Man lief einem Haustyp nach, den es nach heutigen Auffassungen zumindest im historischen Bestand gar nicht gibt. Architekten entwarfen und bauten für höfische Kreise, gewissermaßen als Liebhaberei „Schweizer Holzstil“. Daß die Eidgenossen, insbesondere das „Volk der Sennen“, wie sie R. Weiss nennt, in ihren vielfältigen historischen Formen von Haus und Hof lebten, kümmerte vorerst kaum jemanden, dafür errichtete man bald Hotels und Bahnhöfe im „Schweizerischen Holzstil“. Ernst Georg Gladbach steht als Inventarisor, Zeichner und Entwerfer am Anfang einer Schweizerischen Hausforschung. Hans Schwab geht nach dem Ersten Weltkrieg dem Ursprung und der konstruktiven Entwicklung des Schweizerhauses nach, kritisiert das fabrikmäßig hergestellte „Dutzendchalet“ und propagiert ein neues Bauen. Zur Fußnote 17 fehlt hier die entsprechende Anmerkung. Im 2. Kapitel berichtet Meili über die seit 1896 in der Schweiz veranstalteten Landesausstellungen, in deren Mittelpunkt ein sogenanntes „Dörfli“ stand. Sperrholz und Pappmasché dienten als Baustoffe, was Wunder, wenn hier bestenfalls Folklore, nicht aber ernstzunehmende Bauberatung gedeihen konnte. Meili zeigt dann die Entwicklung der „Dörfli-Idee“ im Zeichen von Heimatschutz und Heimatwerk mit Arist Rollier und Ernst Lauer und dem Bemühen, die traditionellen Bauformen den Absichten der Architekten näherzubringen. Bei der letzten Ausstellung, der Expo '64 in Lausanne, verzichtet man bereits auf jegliche „Anspielung auf die Tradition der Dörfli“. Im 3. Kapitel schließlich zeigt Meili die Entwicklung der akademischen Hausforschung, an deren Anfang Jakob

Hunziker steht. Über Heinrich Brockmann-Jerosch führt der Weg zu Richard Weiss mit seinem Standardwerk der schweizerischen Hausforschung. Meili erwähnt die Aktion „Bauernhausforschung“, die Arbeiten Max Gschwends, das Sammelwerk „Die Bauernhäuser der Schweiz“ und viele andere Leistungen, dennoch findet er die Hausforschung in der Schweiz „heute in einer eher desolaten Lage“, was möglicherweise doch etwas hart formuliert wurde. Schließlich betont Meili immerhin die erfolgreichen Bemühungen um das Schweizerische Freilichtmuseum Ballenberg in Brienz.

An die Referate schließen sich einige Diskussionsbeiträge an.

Olaf Bockhorn gibt seinem Beitrag den Titel: „Marginalien zu Aufgaben und Problemen der Hausforschung.“ In vier Bemerkungen zeigt er, daß „Aufgaben für eine Wissenschaft gleichzeitig sehr wohl Indizien für ihre Probleme sein können“ und stellt folgende Anregungen:

1. Mehr Hausforschung außerhalb des bäuerlichen Lebensbereiches.
2. Hausforschung sollte gleichzeitig „Wohnforschung“ sein.
3. Neuinterpretation „historisch gewachsener Hauslandschaften“.
4. Mitwirkung an der Lösung sozialer Probleme durch entsprechende Aufgabenstellung der Forschung.

Helmut Eberharts Thema lautet: „Bewahren und Neugestalten“, womit er das konkrete Anliegen zeitnaher Hausforschung und notwendiger Bauevolution trifft und das Anliegen der Volkskunde mit jenem der Architekten vereinigt. Die von Eberhart vorgebrachten Anregungen entsprechen durchaus der steirischen Praxis, wenn man die Aktivitäten der Technischen Universität, des Vereins „Heimatschutz in der Steiermark“ und die erfolgreichen Revitalisierungen und Neubauten Herrad Spielhofers u. a. in Betracht zieht.

Elfi Lukas greift mit dem Hinweis auf den Bürgermeister als Baubehörde erster Instanz und auf die Schwierigkeiten mit den Bausachverständigen ein brennend aktuelles Thema auf. Schulung ist hier auf lange Sicht gewiß der einzige Weg zu besserer Baugesinnung. Der Volkskundler im Landesbauamt ist eine bemerkenswerte Anregung.

Johann Daum und Roland Gnaiger sprachen als Architekten. Daum stellt die berechnete Forderung nach Neugestaltung, wobei Funktion, Form, Material und Konstruktion den Gegebenheiten unserer Zeit entsprechen sollen. Raiffeisenkassen im Stile von Bauernhäusern sind sicher nicht der Weisheit letzter Schluß. In der Steiermark gibt es diese Sorge jedenfalls nicht, eher kippt sie etwas auf die andere Seite um. Die Charakteristik „weder echt noch richtig“ für die Produkte der Häuslbauer und mancher geplanter Wohnsiedlung ist treffend formuliert.

Roland Gnaiger gibt in sieben Punkten knappe und brauchbare Formulierungen über die im Tagungsthema begründeten Aktivitäten von Volkskndlern und Architekten. Begriffe wie „fragwürdige Moderne“, „ideologisiertes Traditionsverständnis“, „modernistisches Herumbasteln“ öffnen weite Gesprächsmöglichkeiten und münden in eine Zusammenfassung, die als Wunsch und Ergebnis für die gesamte Tagung stehen könnte: „Wer das Alte versteht, wird auch mit dem Neuen zurechtkommen, wie auch umgekehrt. In der Dialektik zwischen Alt und Neu entwickelt sich unsere gesamte Kultur und hat auch die Begegnung zwischen Volkskndlern und Architekten zu stehn.“

Viktor Herbert Pöttler

Ilse Luger, *Lebende Tradition – Das bäuerliche Wohnhaus in Oberösterreich. Erhalten, Gestalten und Planen.* Oberösterreichischer Landesverlag Linz (1981), 271 Seiten, 576 Abbildungen (Zeichnungen, Schwarzweiß- und Farbfotos, 4°.

Allmählich scheinen Architekturforschung und volkskundliche Hausforschung doch zum Vorteil beider miteinander ins Gespräch zu kommen. Das spürt man namentlich beim Studium dieses neuen und ungemein schön gestalteten Buches aus Oberösterreich. Auch hier geht man von der Erkenntnis aus, daß eben die Baugeschichte der Häuser von besonderem Einfluß auf deren heutige Erscheinung ist. Welchen außerordentlichen Reichtum an Mitteln der Außengestaltung wir dabei vorfinden und zu berücksichtigen haben, zeigt dieses Buch von Ilse Luger über das bäuerliche Wohnhaus in Oberösterreich. Als solches ist es ein vortreffliches Gegenstück zu R. Schachels Broschüre über die „Baugesinnung in Niederösterreich“ (Wien 1977), auf die wir seinerzeit schon hingewiesen haben*).

Hervorgegangen aus einer Forschungsarbeit im Auftrag des Bundesministeriums für Bauten und Technik, zeigt es eine Fülle wertvoller Baudetails mit wunderschönen Lichtbildaufnahmen und sehr klaren und anschaulichen Fassadenzeichnungen. Ilse Luger behandelt dabei im ersten Hauptabschnitt die Gestaltungsgrundlagen im ländlichen Bauen überhaupt, nämlich das Bauen in der Landschaft, Baumasse und Baukörper (mit Bedachtnahme auf die jeweilige Gehöftform!), Flächen und Flächenfolgen (Dach und Wand), Material und Farbe, Öffnungen in der Hauswand, zusätzliche ornamentale Gestaltung am Haus. Weiters zeigt sie in Analysen bestehender Lösungen die Möglichkeiten regionaler Anwendung solcher Gestaltungsmittel (ebenfalls unter Bedacht auf die vorgegebenen Hauslandschaften Oberösterreichs). Und in den drei abschließenden Kapiteln geht die Verfasserin dann auf die modernen Aspekte des Bauens ein und zeigt Möglichkeiten einer gekonnten und brauchbaren Weiterentwicklung und Neugestaltung mit zahlreichen Beispielen von Umbauten wie auch von Neubauten. Hier sei von ihr nur ein Satz ihrer grundsätzlichen Gestaltungsvorschläge herausgestellt: „Der gestalterische Ansatz für die Zuordnung und Baukörperentwicklung orientiert sich (nach dem Gesetz der Konformität) an den landschaftlichen Gegebenheiten und an den bereits bestehenden Bauten.“ (S. 185). Interessant ist u. a. die mehrfache Feststellung der Verfasserin, daß bei den eher lagerhaften Baukörperformen der donauländischen Höfe die Ausbildung von Aufmauerungen zum Halbstock (sogenannte Drempelbildungen) oft von Vorteil sind: „Die Übermauerung bedeutet einerseits eine Verbesserung der Proportion in Hinsicht auf die große Längsentwicklung, andererseits ergibt sich eine gute Belichtung und Belüftungsmöglichkeit für den Dachraum“ (S. 47). Bei Umbauten oder Neubauten in den alpinen Landschaften Österreichs erweist sich dagegen gerade die Raumgewinnung durch solche Drempelbildung als besonders störend und schädlich für Ponderation und Proportion der vorhandenen Baukörperformen. Vermerken möchten wir weiters den Gebrauch zweier Fachtermini, die man in die Hausforschung übernehmen könnte: für den seit jeher umstrittenen, auch von der Gefügeforschung her problematischen Terminus „einstöckig“, „zweistöckig“ usw. spricht I. Luger von „einhöhigen, eineinhalbhöhigen oder zweihöhigen Gebäu-

*) Vgl. ÖZV XXXIII/82, Wien 1979, S. 335–337.

den“ (S. 44–50). Und für die typische Struktur der Hauswände des Mühlviertels aus Granitblöcken mit breiter Mörtelfugung wählt sie den einheimischen, ansprechenden Terminus des „Steinbloßmauerwerks“ (S. 83 u. ö.). Widersprechen muß ihr der Volkskundler nur in einem winzigen Detail: Das schöne Nischenkreuz mit den arma Christi über einem Hoftor auf Abb. 489 (aus Sarleinsbach/Rohrbach i. M.) ist sicher kein „Pestkreuz“, sondern ein „Passionskreuz“. Alles in allem genommen, bietet die Verfasserin hier aber jedenfalls ein äußerst schönes und zugleich nützliches und lehrreiches Buch – auch für den volkskundlichen Hausforscher.

Oskar Moser

Adriano Alpago Novello u. v. a., Carnia – Introduzione all' Architettura Minore. Fotografie di Giovanni Edoardo Nogaro. Ristampa 1975. Görlich Editore S. p. A. – Paderno Dugnano (Milano) 1973. 191 Seiten, 231 Fotos, Risse, Pläne bzw. Karten.

Auf der Suche nach der „divina bellezza della semplicità“ hat eine Gruppe junger Mailänder Architekten diese schöne Studie erstellt. Sie gilt der Carnia, d. h. jenem nördlichsten Gebirgsteil der nordostitalienischen Region Friaul–Julisch-Venetien, der zugleich entlang des karnischen Hauptkammes an Kärnten und Osttirol grenzt. Was hier vorliegt, ist eine moderne Landschaftsmonographie mit dem Schwerpunkt auf Siedlung und Hauswesen, die schon von ihren Bearbeitern her in vieler Hinsicht über die bisherigen einschlägigen Darstellungen des Bauernhauses der Carnia von G. Marinelli (1898), G. Del Puppo (1907/09), G. Baragiola (1915), E. Scarin (1943) oder L. Zanini (1968) hinausführt und daher das Interesse der Hausforschung und Volkskunde verdient. Einleitend werden, begleitet von vortrefflichen Fotos und Graphiken, Natur und Landschaft, Arbeit und Leben sowie die Volkskultur der Carnia bis zu Volksdichtung und Tracht aufgezeigt. Der zentrale Hauptteil des Werkes befaßt sich jedoch mit dem ländlichen Hausbau und Siedlungswesen, mit deren historischem Baubestand und seiner Geschichte, deren Anlagen, Wohntypen und urbanistischen Dispositionen bis zu Kirchen, Kapellen, Brunnen u. dgl.

Wichtig und durch gute Sachaufschlüsse hervortretend sind dann vor allem mehrere Feldanalysen über die Val Pesarina, die Häuser der Val Degano, von Ampezzo und der deutschen Sprachinsel Sauris/Zahre sowie der Orte des Savorngnan (Forni di Sopra e di Sotto). Die Spannweite der z. T. sehr primären Bauformen und -strukturen reicht vom alpinen Blockbau und Haus mit Außentritten und -gängen („ballatoio voluminoso“) bis zum Palazzo mit Loggia auf venezianische Art. Sie alle finden hier eine relativ genaue Beschreibung, die auch die lokalen Besonderheiten jeweils gut herausholt und so die typischen Eigenarten der Häuser in der Carnia vom Wohnbau bis zu den einfachen Feldstadeln und Alpbauten nicht nur in Aufrissen, Planaufnahmen, sondern auch in besonders schönen Fotos festhält. An sie schließen dann Darstellungen der konstruktiven Bauweisen im einzelnen an, wobei Dachwerke, Laubgänge in Holz und Stein, Fenster und Wandöffnungen (mitunter noch mit Verstärkung oder Flechtwerk wie Abb. 152, 153, 157 und 159) sowie Tore und Türen mit ihren liebevollen Details besprochen werden. Dabei sollte man nicht übersehen, daß diese Landschaft der

inneren Carnia ähnlich wie Südtirol ein altes Strohdachgebiet ist, dessen spezifische Scherenjochgerüste es innerhalb der östlichen Südalpen zu einer sehr charakteristischen, bisher aber kaum beachteten eigenen Steildachlandschaft ausgeprägt haben, die sich vor allem auf die Hochtäler um Comeglians (Val Pesarina, Alto Degano und Val Calda) erstreckt und die wohl als Rückzugsraum altertümlicher Bauweisen zu vermerken ist, wenn dies als solches auch von den Verfassern nicht erkannt, wohl aber in sehr instruktiven Bildern erfaßt und registriert worden ist (S. 92–98). Begrüßen wird man ferner die Behandlung einer Reihe von historischen Hausdenkmälern des 16. und frühen 17. Jahrhunderts in Prato Carnico, Pesaris, Sauris/Zahre, Ovaro und Paularo. Ebenso die Darstellungen von Innenräumen der Bevölkerung, vor allem von Herdräumen, in ihrer sehr charakteristischen karnischen Eigenart.

Das letzte Kapitel des Buches sucht nach den Zusammenhängen von „gestern, heute und morgen“ (S. 176–184) und schließlich nach möglichen Lösungen in einer Problematik, die auch hier in dieser kargen und wirtschaftlich bis heute nur wenig begünstigten Gebirgslandschaft gerade in ihrer altertümlichen Struktur zur Debatte steht. Für Volkskunde und Hausforschung bietet der Band unerwartet viel Material an und gibt einen schätzbaren Einblick vor allem in das Bauwesen und Hausleben der uns benachbarten Carnia.

Oskar Moser

acta scansenologica, Tom 2, hrsg. von Jerzy Czajkowski – Muzeum budownictwa ludowego w Sanoku, Sanok 1981, 348 Seiten mit zahlreichen Fotos, Plänen, Rissen und Karten.

Jerzy Czajkowski (Hrsg.), Open-Air Museums in Poland (= Biblioteka Muzeum Narodowego Rolnictwa w Szreniawie 1981), Muzeum budownictwa ludowego w Sanok – Sanok/Poznań 1981, 314 Seiten mit zahlreichen Fotos, Plänen und Karten.

Beide Bände sind zuvörderst der durchschlagenden Initiative, Weitsicht und Fachbegeisterung des polnischen Museologen Jerzy Czajkowski vom Museum für Volksarchitektur in Sanok (Karpaten-Polen) zu verdanken. Beide würde man nicht nur den einschlägig befaßten Betreuern von Freilandmuseen, sondern auch der Fachvolkskunde und interessierten Fachfreunden besonders empfehlen. Die *acta scansenologica* sind dreisprachig (polnisch oder russisch-englisch-deutsch), das Museumswerk über Polen englisch und deutsch geschrieben.

Der neue Band der *acta scansenologica**) enthält diesmal umfangreiche Informationen über europäische und amerikanische Freilichtmuseen. Hervorgehoben seien zwei Beiträge über Konzeptionen von solchen Museen zur Dorfarchitektur in der UdSSR, hier neuerdings auch unter Einbeziehung staatlicher Gedenkstätten wie beispielsweise „Lenins sibirische Deportationsstätte“ in Szuzenskoje als Zentrum eines „sibirischen Dorfes“. Boris W. Gnedowskij (Moskau) vertritt dabei die Ansicht, „daß Freilichtmuseen nur in wirklichen Notfällen als Schutz-

*) Vgl. unsere Besprechung in ÖZV 84/XXXV, Heft 3, Wien 1981, S. 206 f.

objekte auftreten sollten“ (S. 86). Als Beispiel eines Museums der großrussischen historischen Holz- und Volksarchitektur stellt dazu L. Czarnocka (Lublin) jenes in der historisch bedeutsamen Stadt Susdal (Distr. Wladimir) am Ufer des Kamionkaflusses vor. Beide Beiträge mit hübschen Bildern! Dem setzt Hans Falkenberg (Schwabach/BRD) einen ebenso informativen und interessanten zusammenfassenden Bericht über „Entwicklung und Eigenart der Freilichtmuseen in den USA“ gegenüber. Er führt immerhin 164 Einrichtungen an, die in Europa wenig bekannt sind und die sich freilich auch von den vorwiegend bäuerlichen Anlagen hier intentionell und inhaltlich spürbar unterscheiden, die aber gerade deshalb auch unsere Beachtung verdienen (S. 101–139). Als Vertreter der skandinavischen Museumswelt referieren diesmal Arne Berg neben H. Björkvik (Oslo) aufschlußreich über das Großgeschäft, den norwegischen „Tun“ und seine archäologisch-historische Entwicklung in Südnorwegen (S. 11–30), deren ungemein weitläufige Anlagen als funktionell differenzierte und ausgeprägte Vielhaus-systeme ja Gegenstand der Forschungen und prächtigen Darstellungsmethoden von Arne Berg (Oslo) in dessen großem Werk „Norske gardstun“ (Oslo 1968) wie auch die Artikel „Gård/Norge“ bzw. „Tun“ von H. Björkvik (Oslo) im großen „Kulturhistorisk leksikon for nordisk middelalder“ (Band V und XIX) sind. Hier also findet sich für den europäischen Binnenländer eine sehr begrüßenswerte Einführung. A. Berg ergänzt dies museumsgeschichtlich mit seinem Aufsatz über eine der frühesten denkmalpflegerischen Translozierungen Skandinaviens zur Rettung der mittelalterlichen Stabkirche von Vang aus dem norwegischen Valdres mit wertvollen bautechnischen und methodischen Details (S. 31–71). H. Olszański (Sanok) gibt ferner eine Übersicht über die 12 heute bestehenden und 6 geplanten Freilichtmuseen der DDR (S. 141–160, mit einer Standortkarte!).

Besonders begrüßen wird man ferner die Aufnahme zweier weiterer Beiträge dieses Handbuches, u. zw. über den „Pueblo Español“ in Barcelona (S. 161–185), den ja die meisten Spanienreisenden nur oberflächlich kennenlernen. Es handelt sich dabei aber um einen der letzten erhaltenen Zeugen der großen Weltausstellungen im Europa des frühen 20. und des 19. Jahrhunderts aus dem Jahre 1929. Dessen Vorbilder und dessen besondere Problematik faßt M. Kurzatkowski (Lublin) kurz zusammen. Seine Ausstellungsformen und seine Substanz beschreibt P. Worytkiewicz (Sanok) sehr eingehend. Angesichts der besonderen fachhistorischen Bedeutung aller dieser Unternehmungen (London 1851, Wien 1873, Paris 1889) beispielsweise für die Volkskunst- und Hausforschung ist die Zusammenfassung und Behandlung gerade der jüngeren Fakten für Barcelona bzw. Antwerpen (1929/30) überaus dankenswert. Hier zeigt sich die Weitsicht in der polnischen Museologiegeschichte, übrigens auch bei der Diskussion um die Frage, warum Westeuropa sich bisher in der Schaffung von Freilichtanlagen so auffallend abstinenter verhält (S. 20 in „Open-Air Museums“). J. Czajkowski hat sicherlich recht, wenn er dafür mehrere Gründe anführt: Vorherrschen von Stein- und Ziegelbauten (statt Holzbauten!) z. B.; vor allem aber ein anderes geistiges inneres Verhältnis zur eigenen Vergangenheit, die sich in Ländern wie Griechenland, Italien, Spanien oder Frankreich viel unmittelbarer mit der Antike, mit deren Kultur und Denkmälern identifiziert als in den Ländern außerhalb des römischen Limes, der sich überraschenderweise auf einer Karte der Freilichtmuseen in Europa – sieht man von wenigen Ausnahmen ab – heute noch als eine effiziente europäische Kulturgrenze abzeichnet (man vergleiche die von J. Czajkowski entworfene

Karte der „Open-Air Museums in Europa“ ebendort S. 17, Fig. 1). Das bekannte Verkaufsgelände im Pueblo Español von Barcelona gilt ja nicht als Freilichtmuseum im heutigen oder im skandinavischen Verstande; es stellt aber einen interessanten Versuch dar, nach völlig anderen, kommerziellen Zielsetzungen Originalobjekte ad hoc zu übertragen und zugleich Rekonstruktionen (mit ganzen Ausstattungen von Werkstätten) aufzustellen. Freilicht müßte man in diesem Zusammenhang auch an die einst bahnbrechenden Intentionen Viollet-le-Duc's zur Erhaltung von Baudenkmälern und deren Ensembles im Sinne der frühen Denkmalpflege in Frankreich (Carcassonne, Pérouges, Cannes u. ä.) denken.

Von den polnischen Beiträgen möchte man den von E. und M. Długoszowie (Nowy Sacz/Neusandez) über Wohnbauten der Zigeuner im dortigen Ethnographischen Park (S. 187–201) und vor allem J. Czajkowski instruktive Übersicht über Methoden und Formen der (Außen- und Innen-)Information für Besucher in den europäischen Freilichtmuseen und in Polen hervorheben (S. 202–234), die reich bebildert ist. J. Czajkowski referiert weiters über das einschlägige Museumswesen Polens (S. 235–264) mit aufschlußreichen Auflistungen und berichtet zusammen mit anderen Kollegen über wichtige Fachtagungen dort 1980/81 (S. 265–334). Seinem Hinweis auf ein sowjetisch-polnisches Fachseminar in Riga (Sept. 1980) sind u. a. bedeutende Aktivitäten in diesem spezifischen Bereich auch in der UdSSR zu entnehmen, wobei man nach E. A. Rozowa (Moskau) sogar an dem „Projekt eines ethnographischen Freilichtmuseumsparks der UdSSR in der Nähe von Moskau“ arbeitet (S. 340); aus der Sowjetunion sind hier im übrigen 39 andere Freilichtanlagen aufgezählt. Der ungemein inhaltsreiche Band 2 der „acta“ ist dem Gedenken des verdienten polnischen Museologen, Holzkonservators und Mykologen Michal Czajnik (†) mit dessen Bibliographie gewidmet (S. 341–347).

Der ebenfalls reich bebilderte Band über „Open-Air Museums in Polen“ gliedert sich in drei Gruppen von Themen und Beiträgen polnischer Museumsfachleute. Die erste beschäftigt sich mit museumsgeschichtlichen und methodologischen Fragen in neuester Sicht und wird eingeleitet vom Herausgeber selbst mit dem etwas heiklen Fragenkomplex über „Die Freilichtmuseumsbewegung in Europa“ (S. 12–31) mit sechs Bildbeispielen, darunter auch eines mit der steirischen Baugruppe des Österreich. Freilichtmuseums von Stübing (S. 21, Fig. 3). Über interessante neue Aufgaben und Aspekte der „schnell wachsenden Popularität der Skansenidee“ auch für Architekten und Urbanisten berichtet W. Salwa unter Bedacht auf Natur und Umwelt (S. 56–69), während J. Czajkowski Möglichkeiten und Grenzen der Ausstellungstechnik und -methoden in solchen Museen kritisch und kenntnisreich untersucht (S. 70–92), die er auch mit Bildbeispielen stützt. Neben einem zusammenfassenden Überblick über Zustand und Entwicklungsperspektiven der insgesamt 64 bestehenden oder geplanten Freilichtmuseen in Polen (Standortkarte S. 46!) von F. Midura in der Zeit zwischen den Jahren 1979 (S. 32–55) enthält die zweite Gruppe von Beiträgen 15 Darstellungen einzelner polnischer Museen (S. 112–258). Von diesen seien wenigstens das bereits 1913 von dem Landeskonservator für Ostpreußen Richard Dethlefsen gegründete, 1940 nach Allenstein transferierte und 1958, nach dem vollständigen Verlust seiner originalen Inneneinrichtungen, von Polen abermals reaktivierte Freilichtmuseum in Olsztynek/Alenstein und das „Zeidler- und Imker-Freilichtmuseum“ in Radom erwähnt; letzterem wäre etwa das sehenswerte Čebelarski Muzej von Radovljica/

Radmannsdorf in Gorenjsko/Oberkrain (Slowenien/YU) gegenüberzustellen. Eine dritte Gruppe von Beiträgen befaßt sich mit der Organisations- und Konservierungsproblematik in (polnischen) Freilichtmuseen (S. 268–298); ihr folgt eine polnische museumskundliche Bibliographie und ein Adreßverzeichnis der bisherigen 37 Freilichtmuseen Polens. Der Band wird nicht nur für den Ausländer, Laien und Museumsbesucher hilfreich sein, er wird selbst den Ansprüchen des Fachmuseologen und – vom aufbereiteten Material her – dem Interesse einer vergleichenden Volkskunde in Europa entgegenkommen und ist wohl das besondere Verdienst von Jerzy Czajkowski.

Oskar Moser

Leena Sammallahti, Suomalainen kansanomaisen jalaskehto (Die finnische volkstümliche Kufenwiege). Kansatieteellinen Arkisto, Bd. 31. Helsinki 1980. 269 S.

Bereits gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts ist eine Abhandlung von R. Karutz über Ursprung und Formen der Kinderwiege erschienen (Globus, Bd. 75. 1899) – ein Thema, welches in der volkskundlichen Literatur seither häufig behandelt wurde. Ein aufschlußreiches Dokument dieser Tätigkeit ist das Buch von L. Sammallahti über die finnischen Wiegen, welches einen Einblick in „Wörter und Sachen“ sowie die kartographische Methode der Finnen gewährt. Eine Kinderwiege wird von S. Sammallahti ebenso in Elemente aufgeschlüsselt und analysiert wie ein Volksmärchen von den klassischen finnischen Folkloristen. Zugleich werden aber auch die Beziehungen dieses Möbelstückes zur Mutter und zum Kind sowie seine Stellung in der gesellschaftlichen Umwelt erörtert. Bei den Finnen sind die querschwingenden und längsschwingenden Kufenwiegen bekannt. Die ersteren wurden durch die Schweden verbreitet, während die Verbreitung der letzteren vermutlich von der westfinnischen Stadt Kokkala und Umgebung ausging, wo sich viele ausländische Kaufmannsfamilien niedergelassen haben. Die Ursprünge einiger Familien führen nach Norddeutschland. Freilich ist auch bei diesem Wiegentyp die schwedische Kulturwirkung in Betracht zu ziehen. Im 17. Jh. wurden Wiegen auch aus Schweden importiert, wie dies auch durch Zolltarife bezeugt wird. Die Kufenwiegen sind zu verschiedenen Zeiten nach Finnland gelangt, wie dies durch den Umstand belegt wird, daß sie den jeweils zeitbedingten Stil (Gotik, Renaissance, Barock, Rokoko usw.) bewahrt haben. Die Finnen benützten ursprünglich die verschiedenen Hängewiegen (Tuch-, Leder-, Kasten-, Korbwiege). Bereits Br. Schier lenkte unsere Aufmerksamkeit darauf: „Nord- und Osteuropa sind von dem Kulturkreis der Hängewiege erfüllt, der einst tief in das ostelbische Deutschland und bis ins Vogtland hineinragte.“ Diese Behauptung wird noch durch folgendes ergänzt: „Bei den Finnen und anderen finnisch-ugrischen und turkotatarischen Völkern liegt das Neugeborene in einer Hängewiege oder in einem Korb, der aufgehängt oder von der Mutter am Rücken getragen wird.“ (Br. Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. 2. Auflage. Göttingen 1966. S. 397–398.) Außer dem Buch von Br. Schier möchten wir noch zwei weitere Arbeiten über die Kinderwiege erwähnen, eine in slowakischer, die andere in tschechischer Sprache erschienen:

A. Polonec, Detské kolisky. Národopsny Sbornik, Bd. II. Preßburg 1941; F. Štampach, Hejčedlo. Plzen 1930. Selbstverständlich wird der Wert der vorzüglichen finnischen Monographie durch diese bibliographischen Lücken um nichts verringert.

Béla Gunda

Ulla Linström, Småbarns tillsyn och träning (Betreuung und Training von Kleinkindern). Nordiska Museets Handlingar 94. Stockholm 1979. 215 S.

Sobald es die Wiege verlassen kann, wird die Betreuung des Kleinkindes – sein Sitzen, Stehen und Gehen – durch verschiedene Geräte gefördert, die in Schweden in mehreren Formen bekannt sind, wie Hängestühle, Sitzkästen, Stehstühle, Laufbänke, Drehstühle, Kopfschutz, Leitbänder, Laufstützen usw. Bis auf die Hängestühle sind all diese Geräte auch im westlichen und südlichen Europa bekannt, wie dies auch durch ein reichhaltiges ikonographisches Denkmalgut aus dem 14.–15. Jh. bezeugt wird. Zu verschiedenen Zeiten erschienen die Betreuungsgeräte zuerst in Südschweden (Schonen) und verbreiteten sich von dort auf die nördlichen Gebiete Skandinaviens. Schonen hatte schon immer enge Kontakte mit Dänemark und Westeuropa; auch die Untersuchung anderer Kulturgegenstände führt uns zu einem ähnlichen Ergebnis. An dieser Stelle möchte ich an Hand der Forschungen von A. Sandklef nur auf die Bienenstöcke verweisen.

Ein eigenartiges Gerät der Kinderbetreuung ist der Hängestuhl, den wir nur in Schweden und im schwedischen Finnland finden können. Laut U. Lindström sind die Hängestühle nördliche Konstruktionen, die erst durch die schwedische Machtübernahme nach Schonen gekommen sind, also nach 1685. Die Hängestühle entwickelten sich zweifellos aus den nördlichen Hängewiegen. U. Lindström ergänzt das reichhaltige gegenständliche Material mit gesellschaftlichen Aspekten. Die Veränderung der wirtschaftsgesellschaftlichen Verhältnisse hat den Gebrauch und die Verbreitung dieser Geräte beeinflusst. Auch ist mit einer Vermittlerrolle der adeligen und bürgerlichen Gruppen zu rechnen. Die schwedischen Betreuungsgegenstände spiegeln verschiedene Tendenzen der Kindererziehung wider, die das Kind zur Aktivität anregen wollen. Die Verwendung verschiedener Geräte (Kopfschutz, Laufstuhl) wurde im 18.–19. Jh. von Ärzten untersagt, doch das Volk ignorierte diese Verbote. Erst seit Beginn dieses Jahrhunderts löste sich die Kindererziehung von den Traditionen los, hauptsächlich unter der Einwirkung der Mutterberatungsstellen. Dieses vorzügliche Buch ist ein Beweis dafür, daß wir durch Sachforschung auch gesellschaftliche Bedürfnisse und Veränderungen kennenlernen sowie zahlreiche geschichtliche Prozesse rekonstruieren können. Der Band ist nicht nur aus der Sicht schwedischer Volkskultur von grundlegender Bedeutung, sondern auch ein wichtiges Quellenwerk für alle, die den Weg der Geräte und Gegenstände bis zum Mittelalter verfolgen möchten. U. Lindström überzeugt uns davon, daß zahllose Sachen, Geräte und Vorrichtungen bereits in der Wiege der mittelalterlichen Kultur

lagen. (Ich möchte die Aufmerksamkeit auf das schwedische Jahrbuch Kulturen, Band 1960, lenken, eine wichtige Quelle der Kindervolkskunde.)

Béla Gunda

Franz Maier-Bruck, Vom Essen auf dem Lande. Das große Buch der österreichischen Bauernküche und Hausmannskost, Wien 1981.

Zu Ostern des Vorjahres gestaltete ich für Schloß Walchen eine Ausstellung über die österreichische Volksnahrung. Zur Eröffnung gab es nicht nur meinen Vortrag, sondern auch eine Präsentation des Buches „Vom Essen auf dem Lande“ durch den Autor Franz Maier-Bruck. Bei dieser Gelegenheit schrieb er mir zur Widmung in mein Exemplar noch die scherzhaft-ernste Bitte, bei der Rezension „nachsichtig-wohlwollend“ zu sein. Das Buch hat für eine gute Beurteilung wohlwollende Nachsicht nicht nötig, es ist ein gutes Buch. Leider kann ich es dem Autor nicht mehr mitteilen, denn seit dem 7. Mai 1982 ist Franz Maier-Bruck tot, verstorben an den Folgen eines Herzinfarktes, der ihn bei der Arbeit im Büro ereilte. Die Besprechung seines Buches ist von diesem Ereignis aber nur insofern beeinflusst, als sie nun auch seinem Gedenken gewidmet ist.

Der aufschlußreiche Untertitel des Buches lautet „Das große Buch der österreichischen Bauernküche und Hausmannskost“, und das ist mehr als bloß das „Essen auf dem Lande“. „Hausmannskost“ kann die Kost in Stadt und Land, bei arm und reich, hoch und niedrig sowie beim sogenannten Durchschnittsbürger und Mittelstand bedeuten. (Das Wort wurde im 16. Jahrhundert geprägt und ist eine Bildung zu „Hausmann“ im Sinn von „Hausvater“; „Hausmannskost“ bedeutete demgemäß „Nahrung, wie sie ein Hausvater den Seinen bereiten läßt“, ein Wort-sinn, der noch heute nicht gänzlich überholt ist, da Geschmack und Geldbeutel immer noch entscheidend die Kost mitbestimmen).

Franz Maier-Bruck legt in seinem Vorwort dar, daß der Plan zu diesem Buch während seiner fünfjährigen Arbeit am vorangegangenen „Großen Sacher Kochbuch“ (1975), mit dem er die „bürgerliche Küche Altösterreichs“ umreißen wollte, entstanden sei, weil er dabei die Überzeugung gewonnen hätte, „daß gerade in Österreich von ‚höherer‘ Kochkunst nicht gesprochen werden kann, ohne die Bauernküche und Hausmannskost dieses Landes zu erforschen“. Diese Aussage gilt wohl generell, denn überall stehen bürgerliche und bäuerliche, feinere und deftigere usw., aber auch regionale und überregionale Küche in Wechselbeziehung zueinander. Im Hinblick auf das in Rede stehende Buch sei aber doch eine wichtige einschränkende Anmerkung gemacht: Der „bürgerlichen Küche Altösterreichs“ im Sacher Kochbuch ist im „Essen auf dem Lande“ nur der Bereich der heutigen Republik Österreich gegenübergestellt. Diese entscheidende Reduzierung ist sicherlich primär in äußeren Umständen wie Zugänglichkeit der Quellen, Feldforschungsmöglichkeiten, tragbarer Buchumfang u. ä. zu suchen. Reisen auf dem Territorium des alten Österreich sind, auch wenn man hauptberuflich nicht den größten Teil eines Jahres an einen Ort gebunden und finanziell dazu in der Lage wäre, heute nicht mehr ohne weiteres zu bewerkstelligen.

Franz Maier-Bruck sammelte sein Material – aus Büchern und von Gewährspersonen im heutigen Österreich und ordnet das Ergebnis regional in neun

Abschnitten (entsprechend den neun Bundesländern), thematisch in jeweils 15 Abschnitten (von „Suppen und Suppeneinlagen“ bis „Haustrunk“) an. Leider, und das ist eigentlich meine einzige echte Kritik an dem Buch, fehlt eine Zusammenstellung der benützten Literatur, und die Quellenangaben im Text sind unvollständig und vielfach unzureichend. Wenn man schon, der leichteren Lesbarkeit wegen und um den Textfluß nicht allzuoft und auch nicht allzulang zu unterbrechen (wofür ich Verständnis habe), Quellenangaben in Auswahl und z. T. auch stark verkürzt macht, dann darf auf keinen Fall ein Gesamtverzeichnis der benützten Primär- und Sekundärquellen sowie eine Zusammenstellung der verwendeten Abkürzungen fehlen.

Es ist völlig klar, daß ein erstes großes Überblickswerk über die Kost „auf dem Lande“ überhaupt nur durch Kompilation aus schon vorhandenen Arbeiten entstehen konnte. Diese Feststellung gilt natürlich für die Vergangenheit in besonderem Maße, aber auch weitgehend für die Gegenwart, denn eine Materialerhebung mittels Feldforschung wäre ein langfristiges Projekt für ein ganzes Team. So mußten Stichproben die systematische Direkterhebung als Methode andeuten und teilweise besondere Glanzlichter aufsetzen.

Das Hauptverdienst von Franz Maier-Bruck wird bei Ansicht und Durchsicht des umfang- und inhaltsreichen Bandes ganz deutlich: Das „Essen auf dem Lande“ ist die erstmalige überblicksmäßige Darstellung der traditionellen Kost in Stadt und Land in Österreich, mit ausreichenden Wort- und Sacherklärungen (man merkt die germanistische Ausbildung des Autors), kulturhistorischen Informationen und überprüften (d. h. nachgekochten) Rezepten, denn Maier-Bruck wendet sich nicht nur, ja nicht einmal vorrangig an Volkskundler bzw. ein wissenschaftliches Fachpublikum, sondern an alle kulinarisch Interessierten. Wer von diesen mehr praktisch als theoretisch unterrichtet sein will, bekommt dennoch viel Hintergrundinformation mit. Auch dieses volksbildnerische Verdienst des Werkes sei gebührend herausgestrichen. Für den Fachmann stellt das Buch ein hochwillkommenes Nachschlagewerk dar, das über Details informiert und den oft notwendigen schnellen ersten Überblick bietet.

Das „Essen auf dem Lande“ legt Zeugnis ab vom Fleiß und der Gewissenhaftigkeit der Arbeit Franz Maier-Brucks. Nicht zufällig heißt es in den Zeilen „Zum Tod von Dr. Franz Maier-Bruck“ von Monika Baar (Pressediener der Buchgemeinschaft Donauland, Wien, wo Franz Maier-Bruck Lektor war): „Die Arbeit war für ihn der einzige Weg, sich seinen Mitmenschen mitzuteilen, nur hier war er zu erreichen.“ Über die Ergebnisse seiner Arbeit, seine Bücher, erreicht Franz Maier-Bruck uns, auch über seinen Tod hinaus; das ist ein tröstlicher Gedanke.

Edith Hörandner

Keramische Bodenfunde aus Wien, Mittelalter – Neuzeit, 8°. 227 Seiten mit 16 Farbabbildungen, 6 Tafeln, 5 Formentafeln und 453 Objektphotos. Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien o. J. (1982).

Forschungsgeschichtlich wäre es interessant festzustellen, wann in Wien von musealer Seite mit dem Sammeln von mittelalterlicher und neuzeitlicher Keramik begonnen wurde. Es ist anzunehmen, daß dies schon unter Friedrich von Kenner und J. Nowalski de Lilia eingesetzt hat. Als ich 1937 meine Arbeiten am

damaligen Römischen Museum der Stadt Wien begann, war jedenfalls schon ein gewisser Fundbestand vorhanden. Doch war es damals meine Aufgabe, das ur- und frühgeschichtliche Fundgut zu ordnen und für eine Ausstellung bereit zu machen. Aber schon 1925 hatte Oswald Menghin in seinem Beitrag zum Katalog des neu eröffneten Niederösterreichischen Landesmuseums das damalige Wissen um die mittelalterliche Ware, auch jene aus dem Wiener Bereich, zusammengefaßt. Die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Bautätigkeit hat zweifellos viele neue Funde dem Museum gebracht, doch wird auch manches in die Hand privater Sammler gegangen sein. Wenn nun das in Jahrzehnten angesammelte Fundgut aus den Depots der Städtischen Sammlungen in einer größeren Auswahl in der ehemaligen Virgil-Kapelle beim Stephansdom der Öffentlichkeit gezeigt wird, so darf man dies namens der Mittelalter- und Neuzeit-Archäologie aufrichtig begrüßen. Die hier ausgestellten 453 Fundstücke sind im vorliegenden Katalog bildlich festgehalten, ihre Beschreibung wird durch Typentafeln und Erläuterungen zur Gefäßtypologie ergänzt. Das dient auch einer terminologischen Verständigung, obwohl man die Objektansprache im einzelnen nicht immer konsequent durchgeführt hat. So ist beispielsweise keine klare Unterscheidung zwischen Dreifuß-Schüssel, Dreifuß-Pfanne und Dreifuß-Reine (nach dem Österr. Wörterbuch und Duden: die Rein!) bzw. „gefüßte Pfanne“ versucht worden, falls eine solche überhaupt möglich ist. Denn Rein und Pfanne könnten am ehesten – wenn überhaupt – nur durch ihre verschiedene Größe auseinandergelassen werden. Nicht einsichtig ist auch, warum die Nr. 333 und 334 als „gefüßte Reine“ bezeichnet werden, während die Stücke 343 und 344 als Stiele von Pfannen angesprochen sind. Eher müßte man wohl unterscheiden zwischen Dreifuß-Schüsseln mit Bandhenkel und Dreifuß-Schüsseln mit Stielgriff, weil die beiden Henkelarten auf eine unterschiedliche Verwendung hindeuten. Die Stücke Nr. 168–170 werden zutreffend als Dreifuß-Töpfchen angesprochen, da die Erhöhung des Bodens zum Aufstellen solcher Kleingefäße über dem offenen Feuer gedient haben wird. Die als Bügelkännchen bezeichneten Kleingefäße 172 und 173 werden unter dem Begriff „Bügelkanne“ subsumiert, doch ist nicht der Henkel, sondern der Ausguß (nicht „Tülle“) das entscheidende Formkriterium (vgl. dazu W. Endres, Kleine Gieß- und Sauggefäße aus Niederbayern und der Pfalz; Der Storchenturm. Heft 31, 1981 8 ff.), das auch die Funktion solcher Kleingefäße bestimmt. Man sieht also an solchen Beispielen, daß noch eine Vereinheitlichung und übereinstimmende Formulierung von Formbezeichnungen anzustreben wäre. Auch der Typus „Godenschale“ ist anscheinend noch nicht so geläufig, um allgemein verwendet zu werden, wie die Beispiele 310, 316 und 398 vermuten lassen. Allerdings müßte man bei dieser Form noch nachforschen, wie weit sie im bayerisch-österreichischen Bereich verbreitet ist und ob es auch Material gibt, das ihre nähere chronologische Bestimmung ermöglicht. – Auch einige Ergänzungen zu den mittelalterlichen Gefäßen mit Töpfermarke seien noch angefügt. Mir scheint, soweit dies an Hand des von mir bearbeiteten Materials gesagt werden kann, daß es für die weitere Forschung nützlich wäre, Töpfermarke und Tongattung zu kombinieren, um regionale Zuordnungen einzelner Markenformen zu erzielen. So dürfte die Zipfelbildung an den Topfrändern in Verbindung mit der Stichmarke (vgl. Nr. 44, 45, 87, 112) auf Erzeugnisse aus oberösterreichischen Hafnerwerkstätten hinweisen, während das Stück 49 aus einer niederösterreichischen Werkstätte stammen wird. Hingegen sind dann die Stücke 89, 90, 110, 324 und 326 durch Ton und Töpfermarke als

Passau-Hafnerzeller-Produkte anzusprechen. In diesem Zusammenhang wäre auch noch auf eine offene Frage hinzuweisen: hat man in Wien tatsächlich Graphit aus Nieder- und Oberösterreich oder Bayern bezogen, um ihn hier als Magerungsmittel zu verwenden, oder sind die nicht mit einer Passau-Hafnerzeller-Marke versehenen Gefäße doch auch aus diesem Produktionsbereich gekommen? Vielleicht könnte eine planmäßige röntgenographische Untersuchung einer größeren Reihe von in Frage kommenden Gefäßen hierzu neue Gesichtspunkte erbringen. Auf diesem Wege könnte es vielleicht auch gelingen, echte Wiener Erzeugnisse festzustellen, für die wahrscheinlich auch der Bindenschild einen verwertbaren Hinweis geben wird. – Für die weitere Erforschung der mittelalterlichen und der neuzeitlichen Keramik bringt der Katalog mannigfache neue Gesichtspunkte und Anregungen, die eine fruchtbare Entwicklung für die Zukunft erwarten lassen.

Richard Pittioni

Wendel Hambuch, Der Weinbau von Pusztavám (Pusztawahn). Ungarndeutsche Studien I. Publikation des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen. Lehrbuchverlag. Budapest 1981. 180 S.

Das deutsche Dorf Pusztawahn (ung. Pusztavám) liegt im nördlichen Teil des Komitats Fejér (Ungarn), an den westlichen Ausläufern des Schildgebirges (ung. Vértes). Die ersten deutschen Ansiedler kamen in den Jahren 1715–1746 aus dem nördlichen Burgenland, später (1746–1780) ließen sich weitere aus Österreich, Bayern und Mähren im Dorf nieder. Bis 1945 war Pusztawahn ein rein deutschsprachiger Ort, doch hat sich infolge der Aussiedlungen die deutsche Bevölkerung um fast die Hälfte verringert. Heute arbeiten auch die Deutschen in landwirtschaftlichen Genossenschaften, Fabriken und Bergwerken. „Man kann mit Sicherheit feststellen – schreibt der Verfasser – daß die ersten Ansiedler offensichtlich aus ihrer Heimat Nickelsdorf und Ragendorf Reben mitgebracht und hier ausgesetzt haben. Das scheint auch ein Argument dafür zu sein, daß die Pusztavámer den Weinbau nicht von Mór (deutschsprachiges Zentrum einer benachbarten Weingegend) erlernten“ (S. 52–53). Der Verfasser schildert diese traditionelle deutsche Weinkultur in allen Einzelheiten, sowohl von der gegenständlichen als auch von der sprachlichen Seite her. Anschaulich schreibt er z. B. über die Traubensorten, die Weingärten und -keller, die Technik des Weinbaus, die Bewachung der Weingärten, die Weinlese usw. Der Weinkeller und das Wohnhaus spielen eine wichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben. Der Weinkeller ist der herkömmliche Treffpunkt kleinerer Gemeinschaften (Freunde, Nachbarn, Verwandte). Trauben und Wein werden zur Zubereitung verschiedener Speisen benützt. Der Verfasser bringt auch mehrere Weinlieder und Weinsprüche, schildert die Weinkultur der deutschen Bevölkerung im benachbarten Mór, den heutigen Privatweinbau sowie die Arbeit der Deutschen in den Produktionsgemeinschaften. Wir lernen ferner die heutigen deutschen Kulturbewegungen des Dorfes, die Kulturgruppe, den Gesangverein und den Gebrauch der deutschen Sprache kennen (bei der Totenwache wird z. B. auch deutsch gebetet und gesungen, aber der Gottesdienst wird nur noch in ungarischer Sprache abgehalten). Bemerkenswert ist auch, daß in den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften nicht nur auf den Feldern, sondern auch im Büro deutsch gesprochen werden

kann. Die Beziehungen zu den ausländischen Verwandten gewähren den Einwohnern von Pusztawahn stets unvergeßliche Erlebnisse. Oft werden ausländische deutschsprachige Rundfunksendungen gehört. Trotz der vielen positiven Wesenszüge läßt das Buch dennoch die Zukunft einer deutschen Sprachinsel ahnen.

Béla Gunda

Michael Unterlercher, In der Einsicht. Das Leben eines Kärntner Bergbauernbuben – Erinnerungen eines Siebzigjährigen. Mit einem Geleitwort (und Erläuterungen im Anhang) von Prof. Dr. Oswin Moro. Klagenfurt, Verlag Johannes Heyn 1976, 248 Seiten, 5 Abb., 2 Pläne – 2. Nachdruck.

Gerne zeigen wir dieses liebenswerte Buch nochmals an, das nach seiner Neuauflage innerhalb kürzester Zeit in 3. Ausgabe erschienen ist. Oskar Moser hat es in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, XXX/79, 1976, S. 173, bereits eingehend gewürdigt. Offensichtlich hat man seinem Bedauern Rechnung getragen und die fehlenden Pläne des Pließnig-Hofes und die Abbildungen in den 2. Nachdruck aufgenommen. Dieses ursprünglich nur in Fachkreisen bekannte und geschätzte Buch gibt jedenfalls Zeugnis, daß die Volkskunde in Österreich schon sehr früh den Wert der Autobiographie zu schätzen wußte.

Franz Grieshofer

Bori, Karlsberg und andere deutschböhmisches Siedlungen in der Bukowina. Herausgegeben von Rudolf Wagner. München 1982, Verlag „Der Südostdeutsche“ (Schriftenreihe der Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen).

„Den ehemaligen Einwohnern von Bori und Karlsberg möge das Buch Erinnerungen an ihre alte Heimat wachrufen, ihren Kindern aber die Leistungen ihrer Vorfahren, in erster Linie derer, die auf den Bukowiner Friedhöfen ruhen, vor Augen führen.“

Diesem Ziel widmet der Herausgeber den vorliegenden Band der Schriftenreihe der Landsmannschaft der Buchendeutschen. Man findet darin Monographien über Karlsberg und Bori und kleinere Aufsätze und Berichte, meist persönlich gefärbt aus der eigenen Erinnerung der Autoren, aber durchwegs mit dem Bemühen, genaue Angaben und Daten zu liefern.

Barbara Mersich

„**Die Frau in der Banernkultur Pannoniens**“. Die Vorträge der V. Internationalen Wissenschaftlichen Tagung „Ethnographia pannonica“ zu Vinkovci 1980, für das „Hrvatsko etnološko društvo“ (Kroatischer Ethnologen-Verband), hrsg. v. Dunja Rihtman-Auguštin und Vlasta Domačinović. Zagreb, Sonderausgabe der „Etnološka tribina“ (Ethnol. Tribüne) 1982. Brosch. 160 Seiten (Bilder, Graphiken, Musiknoten).

Es erscheint als ein glücklicher Gedanke grenzüberschreitender wissenschaftlicher Zusammenarbeit und Dokumentation, ein wichtiges Thema modernen

Sozialinteresses in der Frage nach der Stellung der Frau im immer noch vorwiegend ländlich bestimmten pannonischen Raume von vielen Volkskundler(inne)n, Schriftstellern, Soziologen, Länder und Ethnien überschreitend auf einer Tagung zu Vinkovci im kroatischen Slawonien 1982 behandeln zu lassen. Zumal wenn hier die Ergebnisse für eine europaweit interessierte Fachwelt in deutscher Sprache gesammelt vorgelegt werden. Immerhin sind es achtzehn Referate, zumeist von Frauen dargeboten. Sie gliedern sich thematisch in diese drei Gruppen: 1. Die pannonische Frau in der Vergangenheit; 2. Soziale Stellung der Bauernfrau; 3. Folklore. Es wären hier klingende Namen unter den Referenten zu nennen. So z. B. die Hauptverantwortliche, Frau Dunja Rihtman-Auguštin, die das überaus erfolgreich tätige „Institut für die Erforschung der Folklore“ in Zagreb/Agram leitet; Maria Dekanović-Helebrant (München); Maja Bosković-Stulli und Jelka (Desa) Radauš-Ribarić, Zdenka Lechner, beide hervorgegangen mit vielen Arbeiten aus dem „Ethnographischen Museum“ zu Zagreb u. v. a. Auch zwei Österreicherinnen sind unter den Beiträgern (bei 40 Teilnehmern an der Tagung) zu nennen: Gertraud Liesenfeld vom Institut für Gegenwartsvolkskunde (Wien) mit einem Beitrag „Zur Situation der Frau von Auerthal/Niederösterreich“ (49–55) und Sylvia Engel (St. Pölten), die über „Änderungen der Familienorganisation innerhalb eines Kleinbauernorfes“ berichtet (43–48). Im 3. Referateteil werden zumal die kreativ-künstlerischen Leistungen der pannonischen Frau herausgestellt: als Trägerinnen von Volksmusik und Liedgut; als Weberinnen (dazu eine Sonderausstellung in Vinkovci); die für Slawonien so sehr kennzeichnenden Haar-Sonderfrisuren bei bestimmten Festen, die ich selber vor langen Jahren dort aufnehmen hatte können (Festbrauch der „Lelje“, der „Kraljice“ u. ä.) (J. Radauš-Ribarić). Stellung in der (nunmehr historischen) Großfamilie (zadruga), Eheleben, Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett nach Volksglaube und (vorwiegend apotropäischem) Brauch (Bela Römer, Zagreb, 141–152); „Die Rolle der Frau in der traditionellen Gutshofkultur“ (K. Gáal, Wien, 23–31): der Themenbogen ist weit gespannt. Er sollte es auch sein, sollte jedenfalls über das übliche üble Klischee von der Frau für K+K+K (Kinder–Küche–Kirche) hinausgehen, ja sogar programmatisch-„erzieherisch“ wirken (5–6).

Nun erreichen gewiß nicht alle Beiträge die wünschenswerte, auch schon wegen der Raumbeengtheit nicht überall mögliche Klarheit hinsichtlich Umfang und Tiefenschichtung der Probleme um die Stellung der Frau hier und letztlich vergleichsweise wo anders. Doch sind es zumeist gute Einführungen in eine wenig, viel zu selten behandelte Thematik. Aber man ist als Leser doch etwas verwundert, wenn dem Historischen der Zustände ein so sehr beherrschendes Übergewicht zugestanden wird. Denn die Situation eben dieser pannonischen Frau in zwei seit über 35 Jahren vom Sozialismus geprägten Ländern wie Jugoslawien und Ungarn, in denen sie sich den Gesellschaftsprogrammen nach doch eine bedeutsame Veränderung emanzipatorischer Art in Richtung auf horizontale wie auf vertikale Mobilität mit vielerlei Möglichkeiten zu Milieuwechsel und „Aufstieg“ errungen haben könnte, müßte, spiegelt sich kaum in diesem Sammelwerke wider. Solche Beobachtung aber verstärkt den sicherlich nur teilweise berechtigt erscheinenden Eindruck, daß sich hier weniger als in den politischen Manifestationen vorgetragen wirklich „verändert“ haben dürfte. Vielleicht ist das dadurch bedingt, daß der pannonische Raum an sich seiner ihm (nur klischeehaft?) zugeschriebenen „Mentalität“ nach auch durch eine lange Abfolge von vielen Machtsystemen verschie-

denster Ethnien im tiefsten Grunde Veränderungen revolutionärer Art doch nicht sehr offen steht. Vielleicht läßt er gerade im Falle der (zumeist doch „leidenden“) Frau auch theoretisch mögliche Ansätze eben nicht so leicht wie anderswo wirksam werden.

Auf jeden Fall wird man sich, selbst wenn da und dort in diesem Bande nur Ansätze gegeben sind, Entwicklungsmöglichkeiten des Dynamischen innerhalb eines offenkundig besonders stark bewahrten, als nicht so sehr aufgebenswert empfundene „Statischen“ einer Lage der Frau im pannonischen ländlich-bäuerlichen Umgrunde angedeutet werden, über solch ein recht verschiedenartiges als „Quellen“ ausschöpfendes wissenschaftliches Unternehmen freuen.

Leopold Kretzenbacher

Franz Grieshofer, Volkswandern in Österreich. Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkkunde, Nr. 11, in: Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 119. Jg., 1982, S. 42–53.

Das Wandern ist nicht mehr nur „des Müllers Lust“, sondern hat seit gut 10–15 Jahren als neue Bewegung breite Kreise der Bevölkerung mitgerissen.

Diesem auffallenden Phänomen hat Franz Grieshofer eine kleinere, aber inhaltsreiche Arbeit gewidmet und dabei u. a. Fragen wie Ursache, Organisation bzw. Durchführung, weiters Beweggründe bei Veranstaltern und Teilnehmern behandelt. Die Arbeit bezieht sich vorwiegend auf die organisierten Wandertage oder Volksmärsche, welche jedoch im Gefolge weitere Wanderbewegungen bzw. Aktivitäten gebracht haben. Gerade durch die interessante und mehrschichtig verzweigte Materie sowie die anschauliche Darstellung wird aber beim Leser der Wunsch nach einer eingehenderen Behandlung geweckt. Auch der Titel „Volkswandern“ würde erlauben, die einzelnen Möglichkeiten des Wanderns zu analysieren und einzuordnen.

Manches konnte in der überblickshaften Darstellung nur angerissen werden, etwa die stark einheitliche Kleidung der Teilnehmer, die Bedeutung der Medaillen (wobei es auch aufschlußreich wäre, die Darstellungsinhalte aus volkskundlicher Sicht zu beleuchten), das Verhältnis zu früheren Wallfahrten bzw. Hottergängen oder die Verbindung mit Kulturwanderwegen bzw. Lehrpfaden.

All dies tritt jedoch im Hinblick auf die Wichtigkeit, einen neu entstehenden Brauch zeitgerecht zu erfassen und aufzuarbeiten, in den Hintergrund.

Monika Habersohn

Ilka Peter, Das Ranggeln im Pinzgau und verwandte Kampfformen in anderen Alpenländern. Hrsg. von der Salzburger Heimatpflege – Harald Dengg und Rotraut Acker-Sutter, Salzburg, Verlag der Salzburger Druckerei, 1981, 184 S., 137 Schwarzweißfotos, 7 Farbfotos, 20 Abb. (= Schriftenreihe der Salzburger Heimatpflege, 3. Band).

Der Zugang zu diesem Thema ergab sich für Ilka Peter bei der Erarbeitung ihres inzwischen zum Klassiker gewordenen Buches über „Gaßbrauch und Gaßl-

spruch in Österreich“. Das Raufen wie auch das im Wettkampf bevorzugte Rangeln stellen nämlich innerhalb des organisierten, bestimmten Spielregeln unterworfenen nächtlichen Werbens eine häufige Begleiterscheinung dar. Ilka Peter kann sich bei der Schilderung dieser Bräuche auf die Aussage alter, kampferprobter Gewährsleute stützen, die sie bereits Ende der dreißiger Jahre aufzeichnete und die sie für dieses Buch durch rezente Befragungen ergänzte. So erhält sie nicht nur einen guten Einblick in die verschiedenen Spielarten des brauchtümlichen Ringkampfes, sondern sie vermag dadurch auch die Veränderungen aufzuzeigen, die selbst vor diesem traditionellen Kampfsport nicht haltmachen. Man erfährt im „Originalton“, wie schon in frühen Jahren die Leidenschaft zum Rangeln geweckt wurde, wie man sich vorbereitete, nach welchen Regeln man das Rangeln durchführte und auf welche Weise der Sieger ermittelt wurde. Bedenkt man die vielen Verletzungsgefahren, ist man erstaunt zu lesen, daß es auch rangelnde Weberleute im Salzburgischen gab. Mit großer Sachkenntnis wird auf die Unterschiede zwischen Raufen, Hosenrecken und Rangeln verwiesen, ebenso wie auf die Ausformungen der lokalen Rangelfestveranstaltungen. Das berühmte „Hagmoar-Rangeln“ am Hundstein steht dabei natürlich im Mittelpunkt. Konkurrenzzangeln, Mannschaftsrangeln, Landesmeisterschaften, ja sogar Länderkämpfe stellen neuere Wettkampfformen dar, die eng mit der im Jahre 1947 erfolgten Gründung des „Salzburger Ranglerverbandes“ stehen. Einvernehmlich mit den Ranglerverbänden von Nord- und Südtirol und Bayern wurden 1958 einheitliche Wettkampfbestimmungen ausgearbeitet, die in eine neue Richtung weisen. „Das Rangeln“, schreibt Ilka Peter „ist jedenfalls in unserer Zeit nicht mehr als bäuerliches Wettkampfspiel anzusehen, sondern es ist zu einem heimatgebundenen Kampfsport geworden, der die unterschiedlichsten Bevölkerungskreise in sich zusammenschließt.“

Als Choreographin und Tanzforscherin interessieren Ilka Peter aber im besonderen die Griffe und Würfe, deren Bewegungsabläufe sie gleichsam wie im Film in ihren einzelnen Phasen mit Fotos und den entsprechenden Beschreibungen dokumentiert. Sie stellt dabei das Repertoire des in der bäuerlichen Tradition stehenden Sepp Mitteregger jenem des „intellektuellen“ Verbandsobmannes Günter Heim gegenüber, der bereits über das doppelte Arsenal verfügt. Ilka Peter geht aber noch einen Schritt weiter. Im 2. Abschnitt ihres Buches bringt sie Albrecht Dürers Zeichnungen aus seinem Fecht- und Ringbuch und vergleicht sie mit den Griffen des Pinzgauer Rangels. Hier ergäbe sich nun auch der Anknüpfungspunkt für eine kulturgeschichtliche Einordnung des Rangels, die leider unterbleibt. Mit dem bloßen Hinweis auf die kultische Funktion ist es nämlich nicht getan. Dabei hat Gustav Gugitz, der unverständlicherweise nicht zitiert wird, eine mögliche Herleitung aus dem Totenkult zur Diskussion gestellt. In seinem Artikel über „Die alpenländischen Kampfspiele und ihre kultische Bedeutung“ (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 1952, S. 101–133) gibt Gugitz außerdem einen Überblick über sämtliche Nachrichten von Rangelfestplätzen, und auch Ilka Peter beschließt ihr Buch mit einer Übersicht über die Kampfformen anderer Alpenländer im Spiegel verschiedener Veröffentlichungen. Der Wert dieses Buches liegt aber ohne Zweifel in der authentischen Darstellung des Pinzgauer Rangels und in dem erstmaligen Versuch einer Choreographie der Griffe und Würfe.

Franz Grieshofer

Ilse Koschier, Alte Kärntner Weihnachtskrippen. Katalog zur Ausstellung im Landesmuseum für Kärnten, Klagenfurt, 25. 11.–15. 12. 1982. Klagenfurt – Landesmuseum für Kärnten 1982, 17 Seiten, ill. Umschlag (Maschinen-Offset).

Wir möchten auf diesen Ausstellungskatalog kurz hinweisen. Er enthält einen gut fundierten Einführungstext zur Geschichte des Kärntner Krippenwesens. Die Ausstellung selbst versuchte einen neuerlichen Überblick zu den Kärntner Weihnachtskrippen vom frühen 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg zu geben. Die Verfasserin war dabei vor allem bemüht, Material aus verschiedenen Kirchenkrippen Kärntens aufzuzeigen, wofür die volkskundliche Krippenforschung besonders dankbar sein wird. Den 27 Exponat-Gruppen sind drei Zeittafeln zugeordnet, welche die Krippenentwicklung in Kärnten in der Frühphase (17. Jh.), im 18. sowie im 19. bis 20. Jahrhundert übersichtlich zusammenfassen, im Katalog aber leider nur jeweils als Titel angeführt sind. Der Katalog enthält auch eine kurze Bibliographie zur Geschichte und Verbreitung der Weihnachtskrippe in Kärnten, um die sich I. Koschier überaus verdient gemacht hat.

Oskar Moser

Volksschauspiel im Burgenland, Katalog der gleichnamigen Sonderausstellung, Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gemeinsam mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde. Mattersburg 1982; Selbstverlag des Österr. Museums f. Volkskunde, Brosch. 158 Seiten.

Wie sehr hätte sich mein allzufrüh abberufener Freund Leopold Schmidt, unser aller Vorbild an Arbeitsethos in der Geistbetätigung für die Volkskunde als „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“ und für die Volksschauspielforschung im besonderen gefreut, hätte er im vergangenen Sommer zu Mattersburg/Burgenland sehen können, wie seine so früh schon ausgestreute Saat der regen Anteilnahme an den Volksschauspieltraditionen zumal des pannonischen Raumes, von ihm sorgsam gehütet, zur Reife in vielen eigenen und in Arbeiten anderer gebracht, längst also ernstschwer eingeheimst, sich nun in einer sehenswerten Ausstellung präsentieren konnte. Dies in jenem ebenfalls von Leopold Schmidt unter gar nicht leichten Umständen gegründeten, geistig ausgerichteten und im Rahmen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften abgesicherten „Institut für Gegenwartsvolkskunde“ mit dem Doppelsitz in Mattersburg und in Wien.

Es war ja schon die Tagung zu Mattersburg (16. VI. 1982) ein voller und wirklich verdienter Erfolg für die Vortragenden: Friedrich Fuhrich (Wien); Karl Eugen Fürst (Fürstenfeldbruck/Bayern), von dem als dem wirklich letzten aus Miterleben, Mitgestalten noch in Oberufer auch „authentischen“ Traditionsträger und -kenner vor wenigen Wochen als kommentierte Textausgabe „Das Oberuferer Schuster- und Schneiderspiel“ (Selbstverlag Fürstenfeldbruck) erschienen ist; Tonbanddemonstration Eva Kausel und Helga Thiel. Als am Abend der Altmeister europäischer und weltweiter theaterwissenschaftlicher Forschung, zeitlebens Gönner auch aller Bemühungen wissenschaftlicher Art um das „Volksschauspiel“ in der Vielzahl seiner Facetten Univ.-Prof. Heinz Kindermann (Wien) die prächtige Ausstellung in treuem Gedenken an Leopold Schmidt (†) mit be-

rechtigt lobenden Worten für diese Sonderausstellung im Rahmen der Gesamthematik des Burgenländischen Landeskulturtages 1982 „Theater“ eröffnete, da wurde auch den sich durch Jahrzehnte mit dem Phänomen „Volksschauspiel“ Befassten beglückend offenbar, wieviel reicher die Entfaltung solch eines Zweiges des „Lebens“ innerhalb einer Volkskultur gerade in jüngster Zeit über die an sich schon reich dargebotenen Erkenntnisse von P. Géza Karsai-Kurzweil, Karl Horak, Adalbert Riedl, Franz Probst, Karl M. Klier und so manchem anderen, die schon ihrerseits einem Karl Julius Schröer wie einem P. Remigius Sztachowics folgen konnten, erarbeitet und im besten Sinne als „Lehr“-Ausstellung gezeigt werden durfte. Und es sind an Lebensalter junge Kräfte, die sich hier in der Forschung, in der vortragenden wie in der museal zu lebenerfüllter Schau gewendeten Wiedergabe hervorragend bewähren, im Katalog eben „Bleibendes“ für künftige Forschung niederzuschlagen imstande zeigen: Eva Kausel mit dem schwierigen, weil im Begriffbestimmenden so lange umstrittenen Teile der Definitionen des „Volksschauspiels“, seiner Träger wie seines Publikums, seiner ideellen, materiellen, sozialen Funktionen und deren ja auch so schwer „meßbaren“ Wirkung, die ja ihrerseits wieder eine Voraussetzung dafür ist, den Grad jener „Verbindlichkeit“ allen brauchwürdigen Geschehens zu erkennen, von der einmal Hanns Koren als einem Wesentlichen der Forschung gesprochen hatte. Es geht in der Katalog-Aufgliederung für Eva Kausel um Termine und Anlässe, um Spielstätten, Landschaften, die sich im Burgenlande m. E. anders gliedern als im nachbarlichen Innerösterreich (vgl. ÖZV NS 2, Heft 3–4, 1948, 148–194), um Stoffe, Motive, um die Darstellungsmittel (mimisch, akustisch, optisch), um die Hauptgattungen (Ortsfester Spielbrauch, Umzugs-, Prozessions-, Stuben-, Groß-, d. h. Bühnen-Spiel bis hin zum Freilichtspiel) (Katalog S. 9–21). Hier schließt Franz Grieshofer an mit Sonderuntersuchungen zum „Spielhaften Brauch“ (S. 22–45) wie Lutzelfrau und Pudelmutter, Sternsingen (mit dem Sonderrequisit der „Streckschere“), Faschingsbrauchtum eher theatralisch-mimischer Art (Blochziehen, Sauschädelball, Narren in Mattersburg, Faschingbegraben), dazu das Neckenmarkter Fahnen-schwingen und vielfältiges Hochzeitsbrauchtum der ethnischen Gruppen des Burgenlandes. Von theaterwissenschaftlicher Seite kommt der Beitrag von Fritz Fuhrich über Passionsprozessionen, Kreuzweg und Kalvarienberge als „Bühnen des steinernen Spiels“ oder als sakralzeitbetonte Spielstätten. Klaus Beitzl, geistiger Anreger des wohl gelungenen Gesamtkonzeptes, steuert (51–74) seine Beobachtungen um „Das alte Volksschauspiel im engeren Sinn: Umzugsspiele und Stubenspiele“ bei. Auch hier ist es eine reiche Thematik, für die viele Studien seines Lehrers Leopold Schmidt vorgearbeitet haben: Sebastiansspiele und -säulen; das Paradeisspiel des Heidebodens; das Spiel vom armen Lazarus und vom reichen Prasser, in Innerösterreich als das „Haupt-sündenspiel“ oder der „Reiche Prasser“ fester Bestandteil der etwa in Steirisch wie in Kärntisch Laßnitz noch lebendigen Spieltradition. Das Spiel vom Jüngsten Gericht und das Christgeburtspiel samt einem Ausblick auf die jüngeren Entwicklungen. Gerade diese aber finden wichtige Katalog-Darstellungen, so wie sie ausgezeichnet in Statistiken, Bildern, Requisiten, Plakaten usw. ausgewiesen wurden, durch Michael Martischinig und Fritz Fuhrich im Einreihen sowohl des barock prägenden Jesuitentheaters wie der Schul- und Jugendspiele von heute, die nicht zu trennen sind von dem allzulange übersehenen Amateurtheater von informellen Gruppen, mehr noch von jenen „Vereinen“, denen ja M. Martischinig kürzlich (Wien 1982) sein inhaltlich gewichtiges Buch „Vereine als Träger von Volkskultur in der

Gegenwart am Beispiel Mattersburg“ (SB der phil.-hist. Kl. d. Österr. Akademie der Wissenschaften, 392. Bd.) widmen konnte.

Es wird (91 ff.) Augenmerk gerichtet auch auf die Themenauswahl dieses heute erstaunlich dominierenden Amateurtheaters, auf seine Charaktere bezeichnende, Stil kundgebende Requisiten (wie z. B. die Kopfbedeckung), auf den sozialen Umgrund von Darstellern und Zuschauern usw. Mattersburg gilt hier – was ja alles fast völlig neu ist in Erkenntnis und Schilderung – ein sehr wesentliches aussagendes Beispiel eben auch neben dem erstmals stärker mit einbezogenen Theater-spielleben der burgenländischen Kroaten, Magyaren, Juden, fortgeführt bis zum unmittelbar Gegenwartigen, eben auch als Forschungsvorhaben primärer Absicht des veranstaltenden Institutes.

Es bleibt ein weiterer Gewinn, daß hier erstmals in solchem Zusammenhang wissenschaftlicher Forschung, musealer Dokumentation und eben auch an breite Kreise sich wendender Ausstellung unter dem Begriff des Freilichtspieles „Das Passionsspiel von Sankt Margarethen“ einbezogen erscheint, wie ich es in tiefer eigener Anteilnahme inmitten meiner Münchener Volkskunde-Studenten hatte miterleben dürfen. Entstehung, Tradition, Familien-„Leistung“, Text, Spielstätte, Requisiten, Darsteller, Szenenbildgestaltung usw.: sie werden von Eva Kausel katalogbedingt knapp, aber vorzüglich dokumentierend ebenso (140–146) dargestellt wie die gleiche junge Forscherin einen guten Überblick über die „Volks-schauspielforschung im Burgenland“ (147–152) bietet. Alles in allem: wieder ein erfreuliches Dokument aus Forschung und Präsentation, wie es das Österreichische Museum in Fülle zu schenken vermochte, nunmehr auch gemeinsam mit dem Mattersburger Institut für Gegenwartsvolkskunde überzeugend zu geben vermag.

Leopold Kretzenbacher

Horia Barbu Oprişan, Teatru fără Scenă. Evocări ale unor spectacole, personaje și interpreți ai teatrului popular românesc. Editura Meridiane, București, 1981. 291 S., 36 Abbildungen.

Das rumänische Volkstheater hat lange im Schatten anderer Zweige der Volksforschung gestanden, wenn auch einzelne Erscheinungsformen – wie vor allem die Masken – größere Beachtung gefunden haben. So schließt das Buch von Oprişan eine spürbare Lücke.

Der Autor erweist sich als ein ausgezeichnete Kenner der Materie, der im vorliegenden Buch eine Menge von Materialien und Fakten verarbeitet hat.

Nach einem Vorwort von Ovidiu Papadima versucht Oprişan zu umreißen, welches Ziel er sich mit dem Buch gesetzt hat. Er unterscheidet dabei vor allem zwischen Aufführungen mit und ohne Text, ist sich dabei auch bewußt, daß man ebenso zwischen frei improvisierten und mehr oder weniger inszenierten Vorstellungen unterscheiden könnte.

Es ist grundsätzlich schwierig, eine klare Linie zu ziehen, um Theater von Aufzügen und Umzügen abzugrenzen. Es gibt in jedem Brauchtum Mischformen und Übergangstypen zwischen Spiel und traditionellen Auftritten, wie sie bei Brautwerbung und anderer Gelegenheit in Erscheinung treten können.

Der Autor geht von Grundstrukturen aus – wie den Spielen und Szenen des Weihnachtsbrauchtums – und stellt damit die „caractere“, wir möchten lieber „Typen“ übersetzen, vor. Die ganze Vielzahl von Gestalten und Figuren der winterlichen Spiele und Umzüge findet eine detaillierte und genaue Darstellung, angefangen von den Typen der Weihnachtsspiele (wie Herodes) bis zu den historischen Persönlichkeiten oder aus Legende und Volksbuch populär gewordenen Namen wie „Genoveva de Brabant“ oder dem Volkshelden der Türkenkriege „Tudor Vladimirescu“.

Das Schwergewicht des Buches liegt auf der Schilderung der Verhältnisse unseres Jahrhunderts. Das hat seine Ursache darin, daß hier der Autor mit exakten Angaben dienen kann, während unsere Informationen über die ältere Geschichte rumänischer Volksdramaturgie sehr lückenhaft, manchmal auch widersprüchlich sind. Auch der Bilderteil, der mit photographischen Materialien von etwa 1920 bis in die siebziger Jahre reicht, unterstreicht diese Akzentuierung in der Erfassung der verschiedenen theatralischen Phänomene. Ältere Stiche von historischen Persönlichkeiten geben lediglich die Vorbilder für entsprechende Spiele wider.

Hervorzuheben ist, daß Oprişan mit Akribie den spärlichen Quellen nachgeht, die wir seit der „Descriptio Moldaviae“ von Dimitrie Cantemir über Bräuche und Gepflogenheiten der Rumänen besitzen, und daß er alles ausscheidet, was in jüngster Zeit, seit es aus touristischen Interessen neu konzipiert, sei es aus fremden Volkstum versehentlich adaptiert worden ist. Texte werden nur auszugsweise mitgeteilt, vor allem dann, wenn sie für den Spielinhalt aussagekräftig sind. Gewünscht hätte man sich wenigstens auch für Einzelbeispiele Notenausschnitte aus Darbietungen in Tanzform, sind doch hier besonders typische Spielkräfte lebendig.

Man wird verstehen, daß ein solches Büchlein nur Ausschnitte bringen kann und daß der Autor bei manchen Exemplifizierungen stärker ins Detail geht als bei anderen, die nur kurz gestreift werden können, jedoch bleibt nicht zu übersehen, daß manche Bereiche – wie das Puppenspiel – nicht entsprechend berücksichtigt werden konnten, und das ist bedauerlich.

Andererseits möchte man keines der gebotenen 67 Kapitel missen, zumal Oprişan bewußt verzichtet, auf die Welt des volkstümlichen Schwankes der städtischen Bühnen einzugehen, und streng bei seinem Theater ohne Kulissen bleibt.

Zu wünschen wäre sowohl ein Ortsregister wie auch ein Figuren- bzw. Motivregister, da viele Gestalten oder Inhalt in verschiedenen Spielen anklingen und man sich nur sehr mühsam einen Überblick verschaffen kann. Ebenso bedauert man das Fehlen bibliographischer Hinweise und manchmal auch von Querverweisen auf Parallelerscheinungen außerhalb Rumäniens. Auch gegenüber dem Volkstheater anderer Volkstumsgruppen innerhalb Rumäniens bleibt das Buch zu zurückhaltend; man könnte sich vorstellen, daß das Vereinstheater in deutschen Siedlungsgebieten – etwa mit der Genovefa – gewisse Anregungen vermittelt hat.

Es muß jedoch bestätigt werden, daß innerhalb des beschränkten Umfangs des Buches der Raum optimal ausgenutzt worden ist, um die wichtigsten Phänomene zu analysieren und systematisch einzuordnen. Das macht dieses Buch wertvoll.

Felix Karlinger

Astrid van Nahl, Originale Riddarasögur als Teil altnordischer Sagaliteratur. Frankfurt a. M. Bern: Lang 1981. – IV, 291 S. (= Texte und Untersuchungen zur Germanistik und Skandinavistik. Bd. 3). Auch als: Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 447.

Die Arbeit beschäftigt sich mit einer bis vor kurzem sehr vernachlässigten Gattung isländischer Sagaliteratur, welche hier mit der treffendsten Gattungsbezeichnung: originale oder isländische Riddarasögur belegt wird. Diese nicht allzu umfangreiche Gruppe von etwa 30 Werken, die vorwiegend aus dem 14. Jahrhundert stammen, wurden in der älteren Forschung, soweit überhaupt berücksichtigt, häufig gemeinsam mit den Märchensagas abwertend als Lygisögur bezeichnet. Bei der Auswahl des Textcorpus (S. 10 f.) fällt auf, daß keine der jüngeren, noch unedierten Riddarasögur (wie die Ásmundar saga, Vilhjálm's ok Valtara, die Ajax saga fraekna, die Fertrams saga ok Platos u. a. m.) berücksichtigt wurden, was man der Autorin aber kaum zum Vorwurf machen kann, da dies den Rahmen einer Dissertation sicherlich gesprengt hätte; bedauerlicher ist allerdings, daß auch einige der wichtigsten von den gut edierten Riddarasögur fehlen, wie etwa die Samsons saga fagra, die Rémundar saga keisarasonar oder die Thjalar-Jóns saga. Die Einbeziehung dieser Sögur hätte auch dem Vergleich zwischen originalen und übersetzten Riddarasögur (S. 133–195) eine breitere Basis gegeben. Trotz des Umfangs dieses Kapitels über die Beziehungen zwischen den beiden Gruppen wird aber auf die Gründe für die intensive und andauernde Rezeption der höfischen Literatur in Island, die sich in der Entstehung der Gattung der originalen Riddarasögur manifestiert, leider nicht eingegangen. Wie die Autorin selbst vorhersieht (S. 11), ist ihre Arbeitsmethode eine rein textimmanente, und das Ziel der Untersuchung bleibt auf eine formale Typologie der originalen Riddarasögur an Hand von Erzähleinheiten beschränkt; dabei geht A. v. Nahl allerdings kaum strukturalistisch vor, sondern bietet zu den Überschneidungen mit den Fornaldarsögur und übersetzten Riddarasögur eine ausführliche Motivsammlung, welche dann auch in einer tabellarischen Übersicht zusammengefaßt wird (S. 201–249); diese Zusammenstellung erweist sich als der weitaus nützlichste Teil des Bandes. In Verbindung mit Registern der Motive und der Sagastellen (S. 247–249, 271–279) liegt damit ein brauchbares Hilfsmittel für die inhaltliche Erschließung dieser Sögur vor. Daß auf neue Ansätze bei der Betrachtung der Riddarasögur verzichtet wurde, liegt an der erstarrten Einschätzung und Wertung von Sagagattungen in der Sagaforschung überhaupt und kann einer Dissertation nicht vorgeworfen werden.

Rudolf Simek

Friedrich Reinhold Kreutzwald, Estnische Märchen. Aus dem Estnischen übertragen von Ferdinand Löwe, bearbeitet von Aivo Kaidja. Illustriert von Peeter Ulas. Tallinn, Verlag Periododika, 1981. 415 S.

Märchenspezialisten sind die Volkserzählungen des estnischen Arztes und Dichters Kreutzwald (1803–1882) – Halle 1869 und II Dorpat 1881 – ein Begriff. Freilich sind diese Ausgaben längst eine Rarität und deshalb nur wenigen wirklich bekannt. Um so erfreulicher ist es, daß diese Texte nun wieder – wenn auch mit leichten Veränderungen – abgedruckt worden sind.

Die Original-Texte gehören zur Frühstufe der estnischen Literatur und sind in Heftchen-Form erschienen. Um 1860 beginnen die estnischen Märchen ihren Lauf in diesem schlichten Kleid, das über die Seriosität des Unternehmens hinwegtäuscht. Fast um die gleiche Zeit wie der sizilianische Landarzt Giuseppe Pitrè hat der Stadtarzt Kreuzwald seine Veröffentlichungen im Bereich der Volksliteratur eingeleitet, nachdem er schon seit den Jahren kurz vor 1850 Texte und Lieder gesammelt hatte. Neben der Arbeit an seinem Epos „Kalevipoeg“ erweiterte er im Jahrzehnt vor 1860 laufend seine Märchen-Sammlung, deren Publikation aber verschiedene Hindernisse erwachsen, woraus sich die Erscheinungsform in drei Heftchen (1860, 1864 und 1865) erklärt.

Erst 1866 konnte in Helsinki der Band „Eestirahva Ennemuistessed jutud“ erscheinen, der 43 Märchen und 18 Sagen enthält.

Obwohl Kreuzwald eine Reihe volkskundlicher Abhandlungen selbst in deutscher Sprache geschrieben hat, wollte er seine Märchen nicht selbst übersetzen, sondern er hat die Übertragung Ferdinand Löwe (1809–1889) anvertraut. Die Märchen enthalten viele Motive, die uns vertraut sind, wenn auch oft in originellen Varianten, wie z. B. „Der mächtige Krebs und das unersättliche Weib“ zu KHM 19 (Von dem Fischer und seiner Frau) und AT 555, wo ein Krebs als Jenseitsfigur auftritt und das Ehepaar sich am Schluß im Schweinestall findet.

Manche Erzählungen allerdings – vor allem Sagenmärchen – zeigen Eigenheiten und estnisches Gepräge. So etwa „Wie eine Waise unverhofft ihr Glück fand“, wo wir einen vermutlich tatarischen Sagenstoff als Ausgangsform erkennen. Wir begegnen unter anderem auch der Melusinsage in „Die Meermaid“, wobei man nicht zu sagen vermag, wieweit Kreuzwald auch auf das Volksbuch zurückgegriffen hat; der Stoff war jedenfalls der Westestnischen Tradition nicht unbekannt. An den „Freischütz“ erinnert „Des Jägers verlorenes Glück“, wenn die estnische Erzählung auch sagenhaft tragisch endet.

Stärker im Lokalkolorit und echter in der Originalität sind die Ortssagen, die von Seite 381 bis 404 reichen. Hier wirkt Historisches nach und die Erinnerung an bestimmte Persönlichkeiten.

Der Neuausgabe ist ein kluges Nachwort von Heldur Niit angefügt, das auch die Beobachtung wiedergibt, wie Kreuzwalds Märchen sich auf dem Umweg über die deutsche Ausgabe über die Welt verbreitet haben. Niit zitiert aus einem Brief Kreuzwalds von 1870: „Vielleicht haben Sie schon gehört, welche Verbreitung die Eestirahva ennemuistessed jutud durch die Löwesche Übersetzung gefunden haben? Sie sind aus der deutschen Übersetzung ins Französische und Englische übergegangen, in letzter Version bis nach Amerika gedrunken und werden jetzt von einer Dame ins Russische übersetzt . . .“

Endlich sei noch dankbar vermerkt, daß zwei Seiten Worterklärungen Begriffe erläutern, die dem landesfremden Leser sonst schwer verständlich blieben.

Felix Karlinger

Ion Nijloveanu, Basmе populare româneşti. Bukarest, Editura Minerva, 1982. XLIII, 849 S.

Angeichts der großen Anzahl rumänischer Märchen-Veröffentlichungen ist

man überrascht, daß immer noch weitere Bände erscheinen können, bei denen es sich keineswegs nur um neue Anthologien handelt, sondern die in der Feldforschung der letzten beiden Jahrzehnte gesammeltes Material enthalten. Davon gibt der vorliegende und sehr umfangreiche Band ein beredtes Zeugnis.

Der Verfasser Nijloveanu, Professor in Craiova, bringt Texte, die im wesentlichen in den sechziger und siebziger Jahren unseres Jahrhunderts gesammelt sind, und die somit einen wertvollen Einblick in die gegenwärtige Erzählsituation Rumäniens bieten. Die Märchen stammen aus der Landschaft Oltenien, die freilich bisher noch weniger hinsichtlich ihrer Volkserzählungen exploriert worden ist. Die Texte sind wissenschaftlich sehr sorgfältig ediert, mit Angaben des Aufnahme-Datums und der jeweiligen Erzähler. Man merkt an der Frische und Spontaneität dieser Geschichten, welche vitale Erzähkraft hier noch am Werk ist, und vor allem an den Dialogen fällt auf, daß sie nicht erstarrt oder schematisiert sind, sondern daß sie aus der einzelnen Situation erwachsen und den Ablauf der Handlung entscheidend mitbeeinflussen.

Als Kenner der rumänischen Volkserzählung erwartet man sich zunächst von diesem Band kaum Neues; hat man ihn aber durchgelesen, so muß man erkennen, daß doch tatsächlich wieder Texte auftauchen, die das Bild des rumänischen Märchens erweitern und ergänzen. Als pars pro toto sollen hier nur die Balladen genannt sein, die in diesem Band in Prosaform begegnen. Von bekannten rumänischen Balladen galt bisher die Anschauung, sie kämen ausschließlich in der gesungenen epischen Form vor, wie etwa eines der verbreitetsten Motive, das vom „Meister Manole“ (Bau-Opfer). Als Constantin Virghil Gheorghiu in deutscher Sprache rumänische Märchen veröffentlichte (Heidelberg 1948), hat man ihm vorgeworfen, er habe Balladen nacherzählt, die nie in Prosaform existiert hätten, darunter die Manole-Geschichte. Sicher war die Nacherzählung Gheorghius problematisch, aber wie wir nun auf S. 301 sehen können, existiert der Stoff tatsächlich auch in Prosa. Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1968 aus dem Munde einer 76jährigen Frau. Die vorliegende Fassung setzt mit einer sechszeiligen Versfolge ein, und auch in den Ablauf der Bauopfersage sind fünfmal Versfolgen eingesetzt. Aber auch andere Themen begegnen, die der Kenner der rumänischen Volksliteratur bisher nur oder fast nur aus balladesken Versionen erfahren hat. Die motivische Streuung dieser Geschichten ist sehr breit, und bei den Kontaminationen finden sich originelle und ungewohnte Verbindungen. So bildet der Band sicher eine wichtige Ergänzung der bisher vorliegenden Materialien.

Nijloveanu hat sich in der Editionstechnik vor allem an die Ausgaben von Ovidiu Bîrlea als Modell gehalten. Seine ausführliche Einleitung zeigt, worauf es ihm angekommen ist. Vor allem streut er weiterführende Interpretationen ein und nennt wichtige Sekundärliteratur. Dankbar ist man für das ausführliche Glossar, welches ein Eindringen in den Dialekt erleichtert. Wertvoll ist besonders auch die Serie von Informationen über die Erzähler der vorgelegten Märchen. Der Autor berichtet dabei nicht nur über das Alter, gegebenenfalls die Schulbildung und die Lebensgeschichte der Erzähler, sondern er hält auch fest, von wem sie ihre Erzählungen gehört oder übernommen haben. Zirka 75% der Erzähler sind Männer, das entspricht etwa dem rumänischen Durchschnitt.

Zu den einzelnen Märchen ließe sich manches sagen; hier können jedoch nur einige Beobachtungen mitgeteilt werden. Dazu gehört sowohl ein häufig auftre-

tender sagenhafter, (seltener auch) legendenhafter Zug in diesen Märchen, wie ein starker Bezug zur jeweiligen Umwelt. Überraschend ist jedoch, daß die Legendenmärchen weniger religiös akzentuiert sind als sonst in der Romania. Nehmen wir etwa das Motiv von den 12 Fragen und den 12 Antworten, daß wir auf S. 263 unter dem Titel „Basmu lú Ignat“ finden: die (hier nur 9) Fragen werden nicht religiös gedeutet, vielmehr zeigen sie Schlagfertigkeit und einen gewissen Witz. Lautet etwa in fast allen spanischen und südamerikanischen Fassungen, deren älteste ins 18. Jahrhundert zurückreicht, die Antwort auf die Frage „Was ist die Zwei?“ – „Adam und Eva“ oder „Zwei sind die Apostel Petrus und Paulus“, so heißt es hier: „Zwei Brustwarzen hat das Mädchen“. Der schwankhafte Zug wirkt dabei umso stärker, wenn man weiß, daß der Herrgott und der hl. Petrus die Antwortenden auf die Fragen des Teufels sind.

Insgesamt ist der Band zweifellos eine Bereicherung für die Märchenforschung
Felix Karlinger

Publikationen zur rumänischen Volkskunde in Ungarn

Rumänischsprachige Volkstumsgruppen leben in der UdSSR, in Ungarn, Jugoslawien und Griechenland. Die „Moldavische Volksrepublik“ beiseite, finden wir lediglich in Ungarn eine größere Zahl selbständiger Studien und Veröffentlichungen, während solche für die in Jugoslawien und Griechenland lebenden Gruppen zumeist in Rumänien oder im deutschen Raum gedruckt worden sind (und in Griechenland ungern gesehen werden).

Dabei ist zahlenmäßig die Gruppe der Rumänen in Ungarn nicht sehr groß, und doch vermag sie eine Serie von bedeutenden Publikationen vorzulegen, die hierzulande meist noch relativ wenig bekannt sind, weil man sie aus Ungarn nicht erwartet. Daß die bekannte Forscherin Ágnes Kovács in diesem Bereich mit tätig ist, verschafft den Ausgaben Gewicht und sichert das wissenschaftliche Niveau.

Es soll zunächst auf die Serie „Din tradițiile populare ale românilor din ungaria“ (aus den volkstümlichen Überlieferungen der Rumänen in Ungarn) hingewiesen werden, deren 1. Heft (131 S.) 1975 in Budapest erschienen ist. Es bringt Artikel zur Maskenkunde und Volkstheater, zur Volksmusik und Volkskunst sowie zum Brauchtum und Volkserzählung von Zoltán Újváry, Gábor Lükö, Szabó Lórándné, Alexandru Hoțopan, Elisabeta Magda sowie ein Vorwort von Gyula Ortutay. Die folgenden Hefte, von Jahr zu Jahr umfangreicher, bringen Forschungen von den genannten Fachleuten und weiter von Sámuel Domokos, Igor Grin, Edda Illyés, S. László Károly und Ana Simon (Oros). Sowohl im Bild- wie im Notentmaterial sind die Hefte sorgfältig ediert und widmen sich den verschiedenen Teilaspekten rumänischen Volkstums.

Zu nennen ist weiter die Zeitschrift „Izvorul“, die jährlich zweimal in Gyula erscheint. Sie bringt zum Beispiel in Jahrgang 1982, Heft 1, einen interessanten Beitrag über Totenbrauchtum sowie einen über Weihnachtsspiele, beide bebildert.

Schließlich sei noch auf die Textausgaben aus dem Bereich der Volkserzählung hingewiesen, die Alexandru Hoțopan besorgt hat: „Poveștile lui Mihai Purdi.“ Budapest 1977, 132 S. „Florian. Poveștile lui Teodor Șimonca.“ Békéscsaba 1981, 229 S. „Împăratu Roșu și Împăratu Alb. (Poveștile lui Teodor Șimonca).“ Budapest 1982. 226 S.

In diesen drei Büchern ist das Erzählrepertoire zweier Volkserzähler eingefangen, die heute sozusagen nicht mehr „aktiv“ tätig sind, jedoch noch über einen großen Schatz an Erzählungen und über eine originelle Gestaltungsweise verfügen. Ágnes Kovács hat zu den beiden letztgenannten Bänden eine aufschlußreiche Typologie geschrieben.

Die Märchen und Schwänke bringen zwar motivisch kaum etwas, was nicht bereits aus dem vorliegenden Fundus bekannt wäre, doch ergeben sie ein Bild der Eigenwilligkeit ihrer Erzähler und vermitteln eine Vorstellung von der Biologie des rumänischen Märchens außerhalb des Mutterlandes. Die sorgfältige Transkription und die ergänzenden Glossare erweitern den Bereich zugänglich gemachter Texte zur rumänischen Volksliteratur.

Es ist erfreulich, daß trotz Spannungen, die zeitweise zwischen den beiden Ländern zu bestehen scheinen, in Ungarn solche Veröffentlichungen aus dem Volkstum der benachbarten Nation, das in Ungarn heimisch geworden ist, gepflegt werden, und man möchte wünschen, daß diese Publikationen zu breiterer Bekanntheit gelangen.

Felix Karlinger

Zur Besprechung der Perchtenmonographie des Österreichischen Volkskundeatlasses in der ÖZV

Im 3. Heft des Jahrganges 1981 der ÖZV bespricht L. Schmidt (S. 215) meine Perchtenmonographie im 7. Kommentarband des Volkskundeatlasses. Dabei schreibt er: „Manche Kapitel wie ‚Christliche Umdeutungsversuche‘ wird man nach wie vor mit einer gewissen Skepsis beurteilen. Die Atlas-Befragung hat ja dafür nichts ergeben, da war und ist alles Interpretation.“ Hier ist dem Rezensenten ein Irrtum unterlaufen. Der geheimnisvolle nächtliche Tanz der geisterhaften Heiligen Drei Könige in der Dreikönigsnacht (sonst auch Perchtennacht genannt) auf der Tenne und die für sie aufgestellten Speisen sind eindeutig christlicher Ersatz für die nächtliche Einkehr der Percht mit ihrem Geistergefolge und den für sie bereiteten Speisentisch. Hier hat die Atlasbefragung nicht weniger als 46 Orte in Ober- und Niederösterreich ergeben, in denen dieser Ersatz stattgefunden hat. Die Orte sind auf Karte 113 b deutlich gekennzeichnet und leicht erkennbar. Ein weiterer christlicher Einfluß ist es, die Percht zur Führerin der ungetauft verstorbenen Kinder zu machen, jedoch mit dem Erlösungsmotiv durch Namensgebung. Auch dafür erbrachte die Atlasbefragung reichen Stoff.

Ein 3. Versuch christlicher Umdeutung, die nach L. Schmidt lediglich eine Interpretation darstellt, ist es, daß die Kirche sichtlich versucht hat, die Percht in ihrer lichten Seite durch die heilige Lucia zu ersetzen. Das mißglückte. Die sizilianische Heilige wurde bei uns selbst zur Perchtengestalt und behielt nur ihren Namen. Dies ist das Ergebnis der Forschungen von Leopold Kretzenbacher in seinem Buch „Santa Lucia und die Lutzelfrau“ (München 1959). Der Versuch wurde in 2 zeitlich unterscheidbaren Vorstößen unternommen, einem mittelalterlichen und einem barocken. Hier habe ich bloß Kretzenbacher zitiert.

Richard Wolfram

Folgende Arbeiten wurden zur Rezension an die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde eingesendet:

Baskische Märchen. Übersetzt und herausgegeben von Felix Karlinger und Erentrudis Laserer. (= Die Märchen der Weltliteratur. Begründet von Friedrich von der Leyen. Herausgegeben von Kurt Schier und Felix Karlinger.) Düsseldorf, Köln. Diederichs, 1980. 288 S.

Märchen aus Australien. Traumzeitmythen und -geschichten der australischen Aborigines. Herausgegeben von Anneliese Löffler. (Die Märchen der Weltliteratur. Begründet von Friedrich von der Leyen.) Düsseldorf, Köln. Diederichs, 1981. 277 S.

Litauische Volksmärchen. Übersetzt und herausgegeben von Jochen D. Ranget. (Die Märchen der Weltliteratur. Begründet von Friedrich von der Leyen.) Düsseldorf, Köln. Diederichs, 1981. 286 S.

Vom Menschenbild im Märchen. (= Veröffentlichungen der Europäischen Märchengesellschaft, Band 1.) Im Auftrag der Europäischen Märchengesellschaft herausgegeben von Jürgen Janning, Heino Gehrts und Herbert Ossowski. Im Erich Röth-Verlag Kassel, 1980. 155 S.

Gott im Märchen. (= Veröffentlichungen der Europäischen Märchengesellschaft, Band 2.) Im Auftrag der Europäischen Märchengesellschaft herausgegeben von Jürgen Janning, Heino Gehrts, Herbert Ossowski und Dietrich Thyen. Im Erich Röth-Verlag Kassel, 1982. 179 S.

Sorbisches Lesebuch. Sorbska čitanka. (= RUB Bd. 602.) Herausgegeben von Kito Lorenc. Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig 1981. 730 S.

Christoph Daxelmüller: *Disputationes curiosae.* Zum „volkskundlichen“ Polyhistorismus an den Universitäten des 17. und 18. Jahrhunderts. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte.) Würzburg 1979, 368 S.

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. (Bayerisch-österreichisches Wörterbuch: I. Österreich) Hg. von der Kommission für Mundartkunde und Namenforschung. 18. Lieferung (4. Lieferung des 3. Bandes), Polle I – Prätze. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1980.

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. (Bayerisch-österreichisches Wörterbuch: I. Österreich.) Hg. von der Kommission für Mundartkunde und Namenforschung. (19./20. Lieferung des 3. Bandes), Prätze-Preue. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1981.

Haim Schwarzbaum: *The Mishle Shu'Alim (Fox Fables) of Rabbi Berechiah Ha-Nakdan. A Study in Comparative Folklore and Fable Lore.* Kiron, 1979. 658 S.

Alois Senti: *Reime und Sprüche aus dem Sarganserland* (= Volkstum der Schweiz, Band 12), Basel, Verlag G. Krebs AG 1979. In Kommission bei Rudolf Habelt Verlag GmbH., Bonn. 232 S.

Christa Tuczay: Der Unhold ohne Seele. Eine motivgeschichtliche Untersuchung. (= Wiener Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Philologie, 18.) Wien, Verlag Karl. H. Halosar, 1982. 389 S.

Rumänische Märchen außerhalb Rumäniens. (= Veröffentlichungen der Europäischen Märchengesellschaft, Band 3.) Herausgegeben von Felix Karlinger, mit Schabeblättern von Herbert Rosner illustriert. Im Erich Röth-Verlag Kassel, 1982, 128 S.

Klaus Roth: Ehebruchschwänke in Liedform. Eine Untersuchung zur deutsch- und englischsprachigen Schwankballade. (= Motive, Freiburger folkloristische Forschungen, Band 9.) Wilhelm Fink Verlag, München 1977. 500 S.

Chin-Gill Chang: Der Held im europäischen und koreanischen Märchen. Ein literaturwissenschaftlicher Vergleich unter besonderer Berücksichtigung der Handlung. (= Beiträge zur Volkskunde. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. 1.) Basel 1981. Verlag G. Krebs AG, Basel. In Kommission bei Rudolf Habelt Verlag GmbH., Bonn. 194 S.

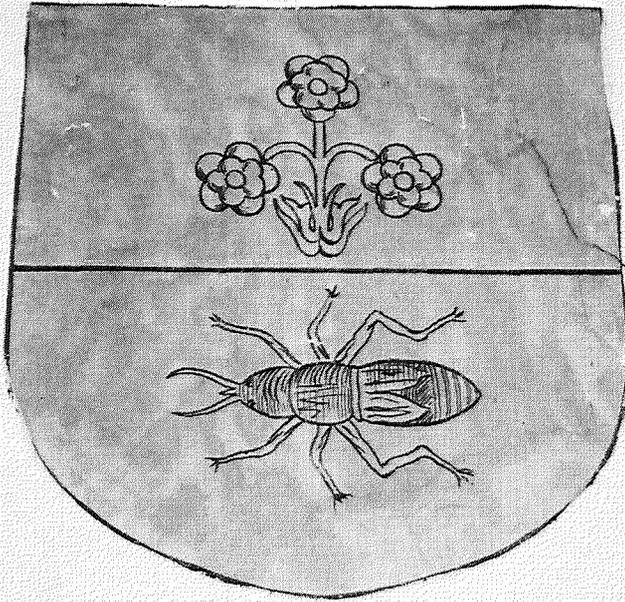
The slave narratives of Texas. Edited by Ronnie C. Tyler & Lawrence R. Murphy. 1974, The Encino Press, Austin. 143 S.

Romanische Volksbücher. Hrsg. von Felix Karlinger und Irmgard Lackner. (= Texte zur Forschung, Bd. 29.) Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1978. 350 S.

Offenlegung:

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde steht zu 100 Prozent im Eigentum des Vereins für Volkskunde in Wien. Der Verein für Volkskunde in Wien dient dem Zweck der wissenschaftlichen Pflege der Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Österreichs und der sonst in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde vertretenen Gebiete Europas, der Verbreitung wissenschaftlich-volkskundlicher Kenntnisse und Erkenntnisse, und er ist der Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien und seiner Außenstellen.

Dem Vorstand des Vereins für Volkskunde in Wien gehören an: Ehrenpräsident Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni, Ehrenpräsident Landtagspräsident Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, Präsident Dir. Dr. Klaus Beitzl, Vizepräsident Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Vizepräsident Wirkl. Hofrat i. R. Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp, Generalsekretär Rat Dr. Franz Grieshofer, Generalsekretär-Stellvertreter OKomm. Dr. Margot Schindler, Kassier Prof. Ing. Franz Maresch †, Kassier-Stellvertreter Rat Dipl.-Ing. Gerhard Maresch.



Georg II. Gwer
1615 † 1620.

Erzählende Kurzprosa des geistlichen Barock

Aufriß eines Forschungsprojektes am Beispiel
der Marienliteratur des 16. bis 18. Jahrhunderts

Wolfgang Brückner

Ad Mariophilum: Praxes colendi Mariam diebus Sabbati . . .
III. Legere libellum pium de vita et virtutibus Mariae.
Aus Wiener Sodalitätsbüchlein des 18. Jhdts. „Cultus festorum“, 7. Aufl. o. J., S. 9.

Wenn in diesen Tagen der polnische Papst in Österreich sein wird, um der Türkenschlacht des 12. Septembers 1683 zur Entsetzung Wiens zu gedenken, so hat das unmittelbar mit unserem Thema zu tun, nämlich mit dessen kulturellen Hintergründen und Weiterwirkungen bis in die politische Gegenwart hinein. Johannes Paul II. führt nicht bloß im blauen Wappen unter dem Zeichen des Kreuzes den Anfangsbuchstaben des Mariennamens, sondern er hat soeben beim zweiten Polenbesuch erneut die nationale Identifikation seines Volkes im Kult der himmlischen Patronin bestärkt und in Tschenschau von den geschichtlichen Folgen der Übernahme und des Festhaltens am römischen Christentum gesprochen, mit dem die westliche Kulturprägung verbunden sei. „Polonia semper fidelis“ heißt die Devise des Siegers Johann Sobieski auf dem Kahlenberge in der nach ihm später benannten Kapelle, damals Sakristei der im Bau befindlichen Josefskirche. Vor der Schlacht las hier (oder auf dem Leopoldsberg) der persönliche Vertraute des Kaisers die Messe, der Kapuzinerpater Marco d'Aviano aus Venedig, der als päpstlicher Legat über Leopolds I. Zufluchtsort Passau nach Wien gekommen war. Der polnische König ministrierte; als Altarbild diente eine Marienikone, die er auf allen Feldzügen mit sich führte.¹⁾

Spätestens seit dem 19. Jahrhundert wird in der Kahlenbergkirche eine Kopie der Madonna von Tschenschau als Gnadenbild verehrt. 1907 ist eine Kopie des römischen Bildes „Nome di Maria“ (aus der städtebaulichen Pendantkirche zum Loretoheiligtum an der Trajanssäule) hinzugetreten: ein Gedächtnis-

geschenk Papst Pius X. zur Erinnerung an die Einsetzung des Festes „Mariae Namen“ 1684 zum Dank für den Sieg über die Türken vor Wien. „Maria“ war der Schlachtruf der Christen. Kaiser Leopold soll in Passau täglich die dortige Kapuzinerwallfahrt „Maria Hilf“ besucht haben, um für den Sieg zu beten. Das ist gewiß keine nachträgliche fromme Erzählung, gibt es doch schon aus dem Jahre 1674 ein großes Innsbrucker Thesenblatt, das bildhaft die Gnadenstrahlspiegelungen des dortigen Mariahilferbildes auf die Wappenschilder beider Österreich und das Kaiserpaar darstellen, bezeichnet als „Auxilium Austriacorum“, gemünzt auf die Vermählung mit Claudia Felicitas von Tirol, die so schnell versterben sollte. Die Hochzeit mit der dritten Gemahlin, Eleonora von Pfalz-Neuburg, fand in Passau statt, so daß nun das Passauer Mariahilferbild mit doppeltem Bezug an die Stelle des Innsbrucker treten konnte.²⁾

Vor den Mauern des damaligen Wien befand sich im heutigen 6. Bezirk, der offiziell den Namen „Mariahilf“ trägt, seit 1660 in einer von den Türken 1683 niedergebrannten Kapelle eine Kopie des Passauer Gnadenbildes, die während der Belagerung in die Stadt gerettet werden konnte. Nach dem Sieg erst entstanden Kirche und Kloster und damit der Name eines der heute noch bedeutendsten Straßenzüge Wiens.

Bei uns in Franken geht die Wallfahrt bei Bischwind am Steigerwald auf einen Soldaten des hochstiftisch-würzburgischen Truppenkontingents für den Prinzen Eugen zurück. Aus Dank für die Befreiung aus türkischer Gefangenschaft erbaute dieser Johann Mitnacht 1708 mit eigener Hand die erste Kapelle für „Maria, Helferin der Christen“, wie das Patrozinium der Kirche heute noch heißt.³⁾

Diese Spuren der Frömmigkeitsgeschichte lassen sich kaum als Kulturkuriosa abtun und noch weniger in die Festseligkeiten einbinden, bei der Geschichte zur „fröhlichen Heimatkunde“ zu verkommen droht, wie die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ am 20. 6. 1983 (S. 21) kritisch über eine Wiener Ausstellung schrieb: „Die versunkene Welt . . . wirkt nur noch wie ein hübsches Feentheater, wie eine heroisch-liebenswürdige Farce Herzmanovskys“, um deren Überreste „die Folkloristen tänzeln.“ Die wissenschaftliche Volkskunde war und ist an diesem „gefälligen Flohmarkt ästhetisierender Hausmeister“ nicht beteiligt. Wir wissen inzwischen sehr genau, wieviel Grundlagenforschung noch geleistet werden muß für weiterführende Erkenntnisse.

Die folgenden Ausführungen beruhen auf einem Vortrag „Marianische Erzählliteratur des Barock“, auf Einladung von Prof. Dr. Werner Welzig im Institut für Germanistik der Universität Wien, gehalten am 21. Oktober 1976. Der geplante und andernorts angekündigte Ausbau zu einer größeren Akademiepublikation ist aus Zeitgründen immer wieder hinausgeschoben worden, so daß nun wenigstens Vorhandenes zugänglich gemacht werden soll, wie sich das Hofrat Prof. Dr. Leopold Schmidt schon damals spontan für „seine“ Zeitschrift gewünscht hatte. Da Anmerkungen im Computerzeitalter nicht mehr dem laufenden Text unmittelbar vergleichbar sind, scheint es mir für den Leser nützlicher, die wichtigsten bibliographischen Angaben sogleich einzubringen, ansonsten aber auf die geplante Handbuchpublikation zu vertrauen, wo dann auch Standortnachweise usw. geführt werden sollen.

1. Das Beispiel zweier Prediger in Wien und Würzburg

„Narrabo mirabilia tua“, Deine Großtaten will ich erzählen, so spricht der Psalmist, und solches Motto läßt sich über die ausschweifende Panegyrik aller Mariendichtung, Marienlegende und Marienpredigt des Barock schreiben. Es ist zugleich das Schriftwort, das in Wien im Jahre 1705 Abraham a Sancta Clara seiner „Redlichen Red für die löbliche Crainerische Nation“ zu Ehren ihrer Heiligen „in der kayserlichen Hofkirchen der Patrum Augustinianorum Barfüßern vor einem volkreichen Auditorio“ an den Anfang gestellt hat und die bald auch im Druck erschien, etwa in Würzburg 1714 im zweiten Band des „Geistlichen Kramerladens“. Natürlich gilt der Psalmspruch dem frommen Lobpreis des Herzogtums Krein, aber in solchem Zusammenhang darf um 1700 folgender Abschnitt voll typischer Assoziationsketten nicht fehlen (S. 12 f.):

„Ein Wunder über Wunder ist es, daß Crain so Gold-reich, daß so gar Häuser darinn anzutreffen, welche von purem Gold seynd, daran niemand zu zweiffeln hat. Es wissen aber alle bevorderist eiffrige Christen, daß in der Litaney oder Laurentianischen Lob-Verfassung die Seeligste Mutter Gottes Maria genannt wird: Domus Aurea, ein goldenes Haus. Dergleichen goldene Häuser seynd sehr viel in diesem Hertzogthum. In der Haupt-Stadt Laibach seynd sechs Gnaden-Bilder unser Lieben Frauen, worunter fast dem Vorzug die schmerzhaftte Mutter bey St. Florian, durch welche viel von ihren Schmerzen entlediget werden. Ohnweit Laibach ist die berühmte Wallfahrt unser Lieben Frauen zu Dobrova, wohin diese

Nation nicht anderst laufft, als wie ein durstiger Hirsch zu einem Brunn Quell; ja die Stadt Laibach ist durch Hülff dieser Gnaden Mutter von der grassirenden Pest errettet worden . . .“, usw. über die Gnadenorte Worescheck, Frauenthal und Ehrengub.

Abraham hat für diese Passage der Lobpredigt weder nach Originalität ringen noch sich Kuriositäten aus den Fingern saugen müssen, sondern er folgt einer bewährten rhetorischen Tradition, er steht im Gefolge einer dafür eigens produzierten Spezialliteratur, und er hat das hier benutzte Rezept selbst mehrfach angewendet, z. B. in der Armen-Seelen-Predigt „Lösch Wien“ nach dem Pestjahr 1679, wo Maria u. a. als „Mutter der verstorbenen Wiener“ beschrieben wird anhand der Muttergotteskirchen, speziell von Maria-Stiegen und der sich hier anschließen lassenden, von angesehenen Autoritäten überlieferten Beispielgeschichten aus der zumeist mittelalterlichen Exempelliteratur monastischer Überlieferung.⁴⁾

Wie Abraham aus zeitgenössischen Marienkompendien schöpft, läßt sich direkter sehen im „Glücklichen Fischzug in Anzbach“, einer Predigt, gehalten auf Mariae Geburt in Maria-Anzbach in Niederösterreich 1677 „Von der überschwencklichen Barmhertzigkeit der Mutter Gottes“. Er beginnt mit einer charakteristischen Aufzählung von zehn Ehrentiteln Mariens, zugeordnet theologischen Autoritäten, voran St. Bernhard. Es folgt ein Akrostichon vom Typus des „Goldenen ABC“ barocker Kirchenlieder, in dem zu 22 Buchstaben des Alphabets marianische Wallfahrtsorte Altösterreichs und passende Epitheta gestellt werden:

„A. Alt Wilmstorff in Böhmen dort Maria bistu ein Heyl der Kranken. / B. Brün in Mähren, dort Maria bistu ein Trösterin der Betrüben. / C. Cronabet in Tyroll, dort Maria bistu ein Hauß des Heyls. / D. Däffert in Oesterreich, dort Maria bistu ein Würckerin der Wunderwerck“ usw. bis „Z. Zell in Steyermarckt, dort Maria bistu ein Schatz der Wunderwerck“, eine Anspielung auf die berühmte Schatzkammer⁵⁾, insgesamt eine Paraphrase der Laurentianischen Litanei in der historischen Konkretisierung ihres Lobpreises durch Kirchenväterbezug und Ortsbeleg, durch die doppelte Beweisführung mit theologischer Tradition und mit lokaler Überlieferung, von geistiger Tiefe und geographischer Breite. Wiederum alles Motive, Argumente, Techniken der Zeit. Die Stichworte lauten: Loreto und der Atlas Marianus, Metaphorik und Emblemik; dazu die dogmatische Basis, von Abraham selbst im „Sermo de cultu Mariano“ seiner „Grammatica religiosa“, Salzburg 1691,

abgehandelt, auch dort übrigens unter 18 Punkten, 10 durch sogenannte „Historiae“, legendarische Beispielerzählungen, belegt (lt. Köln 1699, S. 472–486).

Zum Beweise meiner Behauptungen zunächst ein einziges Parallelbeispiel, mit dem ich Wien nochmals Würzburg zur Seite stelle, das im fraglichen Jahre 1687 noch nicht die für Kunst- und Kulturgeschichte so bedeutsamen herrscherlichen Nahkontakte des Hauses Schönborn mit dem kaiserlichen Hofe besaß. Damals erschien erstmals das „Lauretanum Mariale“ des Domvicars Laurentius Lemmer, eine Sammlung von 42 Marienpredigten „beschrieben in alle Ehren-Titul, so die ohnfehlbare, wahre Catholische Kirch der ohne Macul empfangenen, ohne Sünd gelebten, vor Lieb gestorbenen Jungfrauen und Mutter Mariae gibt in der Lauretanischen Litanía. Worin bewiesen wird, daß Mariae alle diese Titul wohl und rühmlich gegeben werden, worin fast über 200 Exempel von Maria“, Würzburg 1687 (2. Aufl. Mergentheim 1690).⁶⁾

Der bislang unbekannt gewesene, in keiner Bio- oder Bibliographie auftauchende Autor hat dieses „Mariale“ zugleich als Predigthandbuch und Materialfundus nicht nur durch einen alphabetischen Sachindex aufgeschlüsselt, der in sich wiederum ein Gesamtverzeichnis der 134 ausführlich erzählten Marienmirakel enthält, sondern er bietet in einem zweiten umfangreichen „Index concionatorius“ 40 weitere Predigtanleitungen für alle Marienfeste des Jahres durch Angabe von Thema, Ausarbeitung eines Exordiums sowie von Hinweisen auf einschlägige Passagen seiner ausgeführten Predigten. Das heißt: der Autor macht Umsortierungsvorschläge. Genauso arbeiten alle Prediger seiner Zeit. Ihr geistliches „Spielmaterial“ ist vorgegeben, wie übrigens auch im Kanon der Dichtung der verschiedenen Epochen. Für den Literaturhistoriker kommt es also darauf an, diesen Kanon der inhaltlichen und formalen Möglichkeiten kennenzulernen und nach seinen Bedingungen und Bearbeitungen zu befragen.

Die fünfzehnte lauretanische Predigt des Laurentius Lemmer über „Virgo praedicanda ora pro nobis – du hochwürdige Jungfrau, bitte für uns“ (S. 211–225) setzt mit der biblischen Begründung des Gotteslobs ein, aus den Propheten bewiesen, aus Lukas für Maria belegt. Es folgen literarische Bildungserinnerungen der Antike als zu übersteigende heidnische Analogien: Stimme und Lautstärke von Merkur und Stentor werden u. a. beschworen; diesen schließen sich die christlichen Doctores Bonaventura,

Chrysostomus, Bernhard usw. an. Der Autor behandelt die Möglichkeiten des Marienlobs unter zweimal zwei Punkten: 1 a) „Durch die Zung oder Gesang“; 1 b) in „Gebet und Lobsprüchen“; 2 a) „Mit dem Herzen“; 2 b) „Mit guten Werken“. Jeder Punkt ist gegliedert nach Belegen von Autoritätsvorbildern und ausführlichen Exempelbeweisen, morphologisch gesprochen: er ist unterteilt in Zitat und Erzählung; oder formkritisch genauer benannt: nach Sentenz und Bericht. Dabei nimmt letzteres den breiteren Raum ein, hier insgesamt 10 Stücke solcher, im vagen literarwissenschaftlichen Umgangsjargon gesprochen, novellistischer Kurzprosa. Der Autor benennt diese Geschichten in seinem „Register der mercksamsten Sachen“ S. v. „Exempel“ (Nr. 43–51) wie folgt:

„Salve Regina ist ihr [Maria] gantz angenehm. – Einer betet den kleinern Rosenkrantz, und wird unter den Mördern erhalten. – Noch zwey dergleichen [Exempel]. – Aus eines Soldatenmund wächst ein Baum, an dessen Blättern mit guldenen Buchstaben Ave Maria stehet. – [Maria] Setzt einem Clerico seine Zung wieder an. – Ein Jud kan vor einem Buch-Baum nit fürüber daher die Wallfahrt Buchen. – Mariä gestohlenen Bild kommt wieder an sein Ort. – Mariä Bild wird funden auf dem Berg Serrato. – (Maria hilft einem Maler, der den Teufel konterfeit hat. –) [Maria] Erlangt einem Mörder nach abgehauenen Haupt [die] Gnad zu beichten“.

Lemmers Quellen dafür sind – soweit in seinen Marginalien angedeutet – dreimal das „Magnum Speculum Exemplorum“, also die Erstausgabe der Wiederauflage einer bekannten spätmittelalterlichen Beispielkompilation aus Deventer 1481, zu Douai in Belgien ab 1603 durch den Jesuiten Johann Maior bearbeitet; einmal Vinzenz von Beauvais, der hochmittelalterliche Enzyklopädist, ebenfalls zu Douai 1624 erneut aufgelegt; zweimal Pietro Antonio Spinelli, ein italienischer Mariologe, dessen „Maria Deipara Thronus Dei“ in seinen ersten Teilen schon 1585 erstmals zu Neapel und Rom, dann ebenfalls in Belgien herauskam, unserem Autor aber wohl erst durch die Kölner Gesamtausgabe von 1618/19 oder 1663 bekannt gewesen sein dürfte und übrigens zu seiner Hauptquelle geworden ist.

Als letztes bietet Lemmer die heimische Legendenüberlieferung für seine Beweiskette auf unter dem Titel „Würtzburg ist andächtigt gegen Mariam“, was, wie bei Abraham a Sancta Clara, durch eine Aufzählung sieben fränkischer Wallfahrtsorte geschieht, nämlich unter dem letzten Punkte über die Werke, und dies wiederum im

gelehrten Vergleich zur Antike mit ihren Junotempeln, Diana-Weihegaben, Proserpina-Lichtern, Venus-Statuen, Molloch-Opfern, Apollo-Wallfahrten usw. „Freylich seynd noch viel Weiß und Manieren, diese Himmels-Königin zu loben, als ore et corde, nemlich mit den Wercken wird Maria über die massen gelobet, und seynd eben vorgenannte, nemlich, da ihr so viel Kirchen, Statuae, Bilder, Seulen aufgerichtet werden, so vielmal zu Ehren gefastet wird, die Rücken durch blutige Geissel disciplinirt, und andere gute Wercke geschehen. Ich wil hie niemand weisen in Italiam oder Hispaniam, spatzire einer nur in unserem Ost-Franckenland ein wenig herumb, wie viel Kirchen und zwar miraculos, wird er nicht sehen, Mariae zu Ehren und Lob auffgerichtet? Zu Dettelbach, Tymbach, Kirchberg, Föhrbruck, Höchberg, Retzbach, zu Buchen bey Lohr. Wie viel Mariae-Bilder wird er nicht sehen, fast vor allen Häusern in der einigen Residentz Würtzburg, wird er finden Mariae-Bilder stehen, vor welchen offt Kertzen brennen“ (S. 221 f.).

Hier vermag nun der aus dem Mainstädtchen Lohr gebürtige Autor die Ursprungslegende des nahen Gnadenortes Maria Buchen einzuflechten, deretwegen er wenigstens den Volkskundlern wieder bekannt geworden ist.⁷⁾ Wie sehr aber auch der Literaturhistoriker Anlaß besitzt, solche Bücher zur Kenntnis zu nehmen, möchte nicht allein der Gesamtzusammenhang des Forschungsprojektes erweisen, sondern es belegt der zitierte Textausschnitt selbst durch den Bezug auf immer schon auch in der Germanistik für literaturwürdig erachtete Dichtung des 17. Jahrhunderts. Da heißt es nämlich unter Predigt-punkt 1, „Mariam soll man loben mit singen“, zwischen biblischen Belegen und Beispielerzählungen zum Thema: „Also (Andächtige Auditores) sollen wir auch Mariam loben mit jenen Gesängen, so ihr zu Ehren gesungen werden. Sirenes sollten wir sein in ihrem Sirenes Büchlein, Waldvögelein in dem Waldvögelein, Psyche in der geistlichen Psyche, da sollen wir sein lauter Trutznachtigallen“ (S. 214).

Das ist unmittelbarer Poesiebezug, auch auf im modernen Sinne hohe Literatur, und zwar nicht nur auf den Titel der geistlichen Gedichtsammlung „Trutznachtigall“ des Jesuiten Friedrich von Spee, posthum 1649 († 1635) zu Köln erstmals als Anthologie aufgelegt, sondern auch in deutlicher Kenntnis ihres Inhalts, nämlich der kunstvollen Seelenmetaphern und emblematisch geprägten Natur-Allegorien⁸⁾. Unter dem Predigt-punkt 2, „Wie Maria mehr zu verehren mit dem Herzen“, nimmt der Autor das zwar der Liebeslyrik von alters her geläufige Motiv nochmals auf im Zusam-

menhang einschlägiger Hohelied-Stellen, in deren Tradition auch Spee entsprechend seiner literarischen Vorläufer einschließlich der Verwendung des Nachtigallenbildes steht: „So seist du dann wer du willst, so sei ein Nachtigall: wie die Nachtigall nicht nur hell singet, sondern zuvor auch in ihrem Kopf dichtet ihr Gesang, also singe du das Lob Mariae nicht nur mit dem Mund, sondern dichte es auch im Herzen“ (S. 220).

Auf der Kanzel – das muß man sich einmal vergegenwärtigen – stehen also gleichrangig einander gegenüber: die heimische Wallfahrtslegende und der Verweis auf intellektuell hochanspruchsvolle Sprachkunstwerke, oder näher betrachtet: schlichte Wundererzählung und gelehrte Bilderwelt. Nun läßt sich schwer vorstellen, daß der Prediger damit im gleichen Atemzug seines rhetorischen Beweisganges zwei voneinander getrennt zu denkende Rezipientenschichten anzusprechen hoffte, wie das aus den Forschungsinteressen unserer geisteswissenschaftlichen Disziplinen vielleicht abgeleitet werden könnte, weil den Literaturwissenschaftlern (bislang zumindest) im geistlichen Barock meist nur die Spuren der profanen Poetik, neuestens auch die des rhetorischen Systems interessieren und auf der anderen Seite der Volkskundler nur den fündigen Steinbruch der Stoffgeschichte und Motivüberlieferung zu sehen pflegt, während doch schon die Kunstgeschichte zeigen könnte, wie gerade am Wallfahrtsort sich sogenannt Volkstümliches und sogenannt Hochschichtliches zu unverwechselbaren Einheiten verbindet und dort zu keiner Zeit und in keiner Weise schichtenspezifisch angelegt war. Zwei Beispiele dafür. Die Wallfahrtskirche Hergiswald bei Luzern, von 1651 bis 1662 über einer Nachbildung des heiligen Hauses von Loreto errichtet, dazu an der Decke über 300 gemalte Marienembleme, deren lateinische Lemmata von einem Kapuzinerpater stammen; ein uns Heutigen verwirrender Sinnbildhimmel.⁹⁾ Oder die berühmte Zwiefaltener Klosterkirche der Benediktiner in Oberschwaben mit einem Gnadenbild von 1430 als Kultmittelpunkt und einer visualisierten marianischen Wallfahrts-theologie der Gnadenvermittlung im riesigen zentralen Deckengemälde von 1751.¹⁰⁾

Die lauretanische Litanei hat der fränkische Kapuziner Isaac von Ochsenfurt zum Motiv- und Strukturgerüst seiner fünfhundertseitigen lateinischen „Elogia Mariana“ (Augsburg, 1700) gemacht, und doch galt den Zeitgenossen selbst ein derartig gelehrtes Kunstwerk mit teuren Kupferstichen nicht als *l'art pour l'art*, sondern der Autor brachte schon drei Jahre später zu Würzburg 1703 eine

Fassung „zum Trost der Teutschen Nation in deren Mutter-Sprache“ unter dem Titel heraus: „Marianische Ehren-Titeln in der Lauretanischen Lytaney begrieffen“, die lateinischen Elogen nur als deutsche Arien durchkomponiert und zum Teil mit Instrumentalstimmen versehen, also zum Volksgesang bestimmt, so wie zuvor Abraham a Sancta Clara ein Andachtsbüchlein verfaßt hatte: „Stern, So auf Jacob aufgangen Maria; Deren Heilige Lauretanische Litaney mit soviel Sinn-Bilderen, als Titulen, Mit so viel Lob-sprüchen, als Buchstaben in jedem Titul seynd“, [Wien] ²1686. Das 1684 zum Massenverkauf bestimmte, preiswert aufgemachte Büchlein besitzt darum nur einfache Holzschnitte, aber von veritablen Emblemen mit lateinischen Lemmata und erklärenden deutschen Epigrammen auf jeder linken Seite. Rechts dazu stehen die Anrufungen Mariens in der errechneten Zahl: also jeweils Betrachtung und Gebet, sinnhafte Vergegenwärtigung im Entschlüsseln des Rätselbildes auf der einen Seite und auf der anderen des Buches lobpreisende Verehrung im Litanei-Rhythmus des vielfachen „ora pro nobis“, kurz: Einübung mit Auge und Mund in eine hochliterarische religiöse Bildersprache.

2. Die Forschungssituation

Bekanntlich waren dem heute wieder geschätzten Literaturwissenschaftler Gervinus die Werke des Abraham a Sancta Clara „Schmierereien“, und seit Wilhelm Scherer gilt unter den katholischen Prosaisten des Barock nur Abraham neben Martin von Cochem im deutschen Sprachraum für literaturgeschichtswürdig.¹¹⁾ Nichts aber ist bei ihm grundsätzlich anders als bei den übrigen, bislang vergessenen Autoren. Es gibt gerade in Wien vielerlei verstreute Ansätze auf allen angesprochenen Ebenen der Verstehenszugänge, die es heute möglich machen, den Schritt auf das unbeackerte Feld der marianischen Erzählliteratur zu wagen. Voran drei Namen: auf historischer Seite Anna Gräfin Coreth mit ihrer schmalen, aber gewichtigen Schrift: „Pietas Austriaca“ von 1959; auf kunstgeschichtlicher Seite Hans Aurenhammer mit seinem Buch von 1956: „Marianische Gnadenbilder in Niederösterreich“; auf volkskundlicher Seite Gustav Gutz mit seinem fünfbändigen Werk von 1955/58 „Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch“ und natürlich die zahlreichen Einzelstudien der österreichischen Kollegen Leopold Schmidt und Leopold Kretzenbacher. Frau Coreth hat belegt, wie seit der Gegenreformation aller herrscherlicher Heiligenkult in Maria kulminiert, und zwar als

Pendant zur habsburgischen Eucharistieverehrung, was exakt den Frömmigkeitsvorstellungen der marianischen Sodalitäten des Jesuitenordens entspricht. Aurenhammer hat gezeigt, wie konkrete Marienverehrung sich an bestimmte Bildtypen, Ordenspropagandisten und fürstliche Förderer heftet; Gugitz hat die geistig-geographischen Verortungen solchen Kultes im Volke festgehalten.

Noch fehlt eine Darstellung des Vermittlungsgliedes zwischen theoretischer Mariologie und praktischer Marienverehrung im gesprochenen und geschriebenen Wort der dazugehörigen Literatur, die allerdings mehr ist als bloßes Gebrauchsgut oder gar nur technisches Medium, welche Meinung die bisherige Geringschätzung nahelegen muß. Es gibt da bezeichnende Wahrnehmungsbrüche in der Vergangenheit. Mittelalterliche Mariendichtung ist ein etabliertes Feld der Literaturwissenschaft, und nicht wenig haben wiederum Wiener Gelehrte hierzu beigetragen. Es sei nur erinnert an den Germanisten Franz Pfeiffer mit seiner Edition von „Marienlegenden“ aus dem alten Passional (Stuttgart, 1846, Wien, 1863) und an den Romanisten Adolf Musaffia mit seinen fünf Akademiestudien „Zu den mittelalterlichen Marienlegenden“, 1887–1898, die sich beide auf einen barocken Vorläufer, den Benediktiner des Stifts Melk, Bernard Pez, und seine Edition des mittelalterlichen „Liber de Miraculis Sanctae Dei genitricis Mariae“, Wien 1731, berufen konnten (ed. Th. F. Crane, Ithaca, 1925). Der barocke Quelleneditor Pez allerdings mußte nicht über seine eigene Zeit hinweg ins Mittelalter greifen, um es wieder zu entdecken; für ihn bedeutete es, wenn auch in anderen Formen, lebendige Literaturgegenwart; Pez stellte somit neuerliche Fontes, zusätzlich noch zu nutzende, bereit.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts aber waren religiöse Praxis und gelehrtes Anliegen stark auseinandergerückt, wenngleich bemerkenswert bleibt, wie eigentümlich parallel zumindest sich das neuerliche Interesse an derartiger Thematik zu entwickeln begann. Im Jahr vor Pfeiffers zuerst anonym erschienener Edition kam 1845 ebenfalls zu Wien ein keineswegs als Erbauungsbuch gedachtes Werk von J. P. Kaltenbaeck auf den Markt: „Die Mariensagen in Österreich“. Hier geht es um die barocke Marienüberlieferung, voran der Wallfahrtsorte, aber – wie schon der Titel „Sagen“ andeutet – als ein Beitrag zur „Kultur- und Sittengeschichte Österreichs“, sozusagen um folkloristische Motivationen. Auch in den poetisch bearbeiteten „Legenden, frommen Sagen und Erzählun-

gen“ des überaus fruchtbaren Wiener Erbauungsschriftstellers Johann Peter Silbert von 1830 finden sich immer noch und wiederum geläufige Marienmirakel, die zum Teil von hier aus über Kirche und Schule neuerlich ins Volk drangen, wie sich im Einzelfalle nachweisen läßt.¹²⁾

Nach der Jahrhundertmitte war dann auf diesem Gebiete die Thematik des religiösen Barocks wiederum präsent. Zu Regensburg erschien zum Beispiel 1864 ein dickleibiges Handbuch von über 750 Seiten mit fast 2000 Erzählungen unter dem Titel: „Liebfrauengarten. Geschichtliche Beispiele, Legenden, Sagen, Parabeln und Gleichnisse von der Macht und Güte der allerseeligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria und ihrer Verehrung“ (anonym, Vorwort Ludwig Mehler). Zehn Jahre zuvor, 1854, hatte durch die Dogmatisierung der von der Gegenreformation eifrig gepflegten Immaculata-Lehre der Marienkult sein altes Ansehen wieder gewonnen und eine Welle historisch-positivistischer Quellenstudien ausgelöst, um den Traditionsbeweis zu stützen.¹³⁾ Nichtsdestoweniger blickte die neugotische Wiederentdeckung des Mittelalters über die barocke Wiederbelebung in der eigenen Zeit, über das Mittelalter im Barock und über die Vermittlung von Mittelalter durch die zeitgenössischen Barockrückgriffe hinweg allein in die Zeit vor der Reformation, und so ist es entsprechend dem bürgerlich-protestantischen Literaturbegriff des 18. und 19. Jahrhunderts für die marianische Thematik fast bis zum heutigen Tage geblieben. Man lese die einschlägigen Artikel in unseren Fachlexika nach. Das geht bis zu den katholischen Theologen und Dogmenhistorikern. Sie kennen Maria im Mittelalter und wissen für die Neuzeit fast nichts außer Gemeinplätzen.¹⁴⁾

Die historische Periodisierung und das sich daraus entwickelnde Schubfachdenken bis zu strikten Lehrstuhlabbgrenzungen verwehrt bislang dem Mediävisten, über die Reformation hinaus zu schauen und ersparte der noch jungen Barockforschung den Rückgriff ins Mittelalter. Allein in der Schweiz, wo die Altgermanisten an den Universitäten den Zeitraum bis zum Jahre 1600 von Amts wegen zu vertreten haben, ist der Blick auch noch offen für das 17. Jahrhundert, so daß zum Beispiel von Max Wehrli entscheidende Anregungen zur lateinischen Barockdichtung ausgegangen sind, die sich zwar im alten Literaturkanon des „eigentlich“ Dichterischen bewegen, aber gerade an herausragenden Gestalten des geistlichen Barock den tiefen theoretischen Hintergrund und die breite praktische Basis solcher „Divina Poesis“ aufzeigen.¹⁵⁾ Nicht ohne

Konsequenz hat auch die Schule von Friedrich Ohly in Münster, vom „geistlichen Sinn des Wortes im Mittelalter“ ausgehend, die Emblematis des Barock für sich entdeckt, so daß wir zumindest auf bestimmten Gebieten schon eine andere Epocheneinheit sehen zu lernen beginnen, jedenfalls eine viel engere Verwandtschaft bisher getrennt gedachter Jahrhunderte, nämlich das halbe Jahrtausend vom späten Mittelalter bis zur Aufklärung, vom 14. bis zum 18. Jahrhundert.¹⁶⁾

Hierzu zählen die endliche Entdeckung und beginnende systematische Erforschung der *Eloquentia sacra* und der oberdeutschen Literatur des Barock durch die Literaturwissenschaft¹⁷⁾, zu der die volkskundliche Forschung auch einige Anstöße gegeben hat, z. B. durch das 1964 in Berlin erschienene Buch der Wiener Volkskundlerin in Deutschland, Elfriede Moser-Rath: „Predigtmärlein des Barock“ (Einführung, Edition und Kommentar). Seitdem konnten Erzählüberlieferungen in homiletischen Quellen die Traditionsproblematik sogenannter „littérature orale“ deutlich machen. Der Erzähler auf der Kanzel läßt sich als literarisch wirksame Institution nicht mehr fortdiskutieren, und seitdem ist, wiederum auf volkskundlicher Seite, begonnen worden, für die beiden großen Konfessionen jene dahinterstehende „Erzählliteratur“ auszugraben. Sofort hat sich gezeigt, daß es dabei nicht bloß um stoffgeschichtliche Quellenerschließung gehen kann, sondern daß damit das Gesamtproblem der Entwicklung der europäischen Kurzprosa seit dem lateinischen Mittelalter zur Diskussion steht, ja auf weiten Strecken für alle nationalen Philologien des *Orbis Christianus* der Wiederentdeckung bedarf.¹⁸⁾

3. Die spezielle Forschungsaufgabe

Hier soll nur der Abriß eines kleineren, klar umrissenen Projektteils vorgelegt werden, um am begrenzten Ausschnitt und seiner besonderen Problematik besser zeigen zu können, was der Erforschung harret. Zunächst einmal positivistische Kärner-Arbeit, denn nichts davon wissen unsere gängigen Bibliographien. Eine Art Goedeke der geistlichen Erzählliteratur zur Bereithaltung der Materialbasis steht für jeden Teilbereich aus. Es bleibt zu beachten, daß wir dabei zwei Grundsätze der früheren Germanistik mißachten müssen, nämlich die Beschränkung auf allein deutsche Sprachdenkmäler und die Idee einer evolutionistisch verstandenen Hierarchie ästhetischer Normierungen.

Vom Lateinischen war bislang schon mehrfach die Rede. Seine Beachtung mag im Rahmen kirchlich gebundener Traditionen eher einleuchten, aber man würde bei solchem Argument allein verkennen, daß es a) nicht bloß eine katholische Latinität gibt, sondern gerade über das Mittelalter hinaus und in der frühen Neuzeit erneut eine humanistische, die bis um 1700 auch und gerade die protestantischen Universitäten Mitteleuropas bestimmt hat, und b), daß erst durch das lateinische Sprachgewand eine Internationalität der Wissenschaften, der Künste und voran der religiösen Ideen gegeben war, die wir, die an den Folgen der modernen Nationalismen leiden, uns nicht oft genug bewußt machen können, auch wenn gerade in unseren Jahrzehnten die letzten Reste der alten Geistes- und damit Gedankeneinheit auf einem offenbar als kulturellem Reliktbereich empfundenen Gebiet, der römischen Meßliturgie, mit Macht über Bord geworfen worden sind. Dies geschah aus gewiß wohlbe-gründeten pastoralen Überlegungen, wie sie allerdings schon vor über 450 Jahren angestellt worden sind, aber das führt uns auf eine ganz andere Ebene, denn Dr. Martin Luther feierte den Gemeindegottesdienst zwar deutsch, aber er hielt selbstverständlich sein Universitätskolleg lateinisch, und noch seine Prädikanten des 17. Jahrhunderts haben zwar deutsch gepredigt, aber lateinisch konzipiert, also zweisprachig gedacht.

Latein ist die Kommunikationsweise des Jesuitenordens gewesen, seiner gegenreformatorischen Bücherproduktion und seiner wirksamen Internationalität. Das schloß die Volkssprache nicht aus, sondern notwendig mit ein, weil erst vom Thesaurus aus auch die kleinere Münze sich in der richtigen Währung prägen ließ. Oft genug gelangten italienisch, französisch, spanisch oder deutsch abgefaßte Bücher erst durch lateinische Übersetzungen zu den anderen Nationen, wo sie dann nicht aus dem Original, sondern aus der lateinischen Fassung übertragen worden sind. Uns geht also die Gesamtentwicklung im Mundus Catholicus an, zumindest insoweit sie in Mitteleuropa spürbar geworden ist, das heißt Wirkungen gehabt hat. Für den deutschsprachigen Raum gibt es auf unserem Felde seit dem späten 17. Jahrhundert in vermehrtem Maße die direkte Übersetzung aus dem Italienischen, während in Italien zu Beginn des Jahrhunderts die französische und deutsche Mönchsüberlieferung aus dem lateinischen Mittelalter weitgehend präsent, benutzt und zitiert worden ist, nämlich so weit sie in den oben beispielhaft angedeuteten gegenreformatorischen Wiederauflagen dieser Jahre erneut im Druck greifbar geworden waren.

Damit sind wir schon bei Punkt zwei. Anders als für frühere philologische und literaturwissenschaftliche Zielsetzungen existiert – wohlgemerkt für unsere geschichtlich überschaubaren, wahrhaft kurzen Zeiträume – nicht die evolutionistische Prämisse, daß sich wie überall in der belebten Natur hier alles vom Einfachen zum Komplizierten, vom Primitiven zum Erhabenen, der Homo sapiens vom praeologisch denkenden Magier zum vernünftig agierenden Individuum entwickelt habe, mithin in der Geschichte des Geistes allein die voranweisenden, sozusagen zukunftssträchtigen Ideen interessieren, Geschichtsschreibung darum vornehmlich das notiert, was jeweils ein Stück Zukunft zu enthalten scheint und also, übertragen auf die Literaturgeschichte, diese nur jene Autoren, Werke und Jahre registriert, welche Neuerungen brachten und sich damit in der Regel über ihre eigene Zeit erhoben usw. usw. So sahen einst zumindest unsere Hauptvorlesungen an den Universitäten aus, und nach derartig aufgebauten synchronoptischen Tabellen der Lebens- und Erscheinungsdaten pauken noch heute die Examenskandidaten. Das hat sich gerade bei den engagiertesten Kritikern solcher Methode – jedenfalls in Deutschland – nur insofern geändert, als sich deren eigene Beurteilungs- und Auswahlkriterien für sogenannte fortschrittliches Bewußtsein geändert haben. Es entsteht dort lediglich ein anderer Literaturkanon, aber keine realistischere Betrachtungsweise der jeweiligen Literaturwirklichkeit in der Geschichte. Darum soviel Apologie, um mein Thema zu rechtfertigen.

Anders als bei früherer Philologie und Literaturwissenschaft entfällt für uns aus dem Gesagten zugleich der bloße Blick auf möglichst frühe Textzeugnisse oder gar die vermeintliche Wiederherstellung ursprünglicher Lesarten, die Rekonstruktion einer Urgestalt. Die Betrachtung allein des autonomen Sprachkunstwerks einer unverwechselbaren Autorenindividualität setzt den voll entwickelten modernen Künstler- und Dichtungsbegriff des 18. und 19. Jahrhunderts voraus und projiziert ihn in Zeiten oder literarische Bereiche, die weder das Urheberrecht kannten noch es verstanden hätten. Die moderne Prosaforschung für das Spätmittelalter hat daraus editorische Konsequenzen gezogen. Es interessieren heute die Gebrauchswandlungen eines Textes mehr als sein vermeintlicher Ursinn.¹⁹⁾ So haben auch wir zum Beispiel die in der Gegenreformation wieder ausgegrabenen Autoren des Mittelalters zu beachten und sie nicht allein der Mittelalterforschung zu überlassen oder zu meinen, wir trieben damit lediglich Wirkungsgeschichte von mittelalterlichen Texten. Einige blieben lebendige

Gegenwart, andere, die wir durch Übersetzungen unseres Jahrhunderts als höchst vertraut empfinden, wie die „Legenda Aurea“, sind im Barock nicht tradiert worden. Warum das eine und nicht das andere? Fragen über Fragen! – Um sie für die marianische Erzählliteratur des Barock beantworten zu können, bedarf es noch weiterer historischer Erinnerungen vorab.

4. Der geistige Hintergrund

Zwar ist die Marienverehrung in der Reformation zumindest auf lutherischer Seite nicht grundsätzlich ausgeschlossen worden. Man vergleiche Luthers Magnificat-Übersetzung und die Beibehaltung einer Reihe von Marienfesten, ablesbar in den frühen Kirchenordnungen und in den evangelischen Postillen des 16. Jahrhunderts; dazu etwa die Marienbilder und Altäre in Lübeck usw. Aber durch die vehemente Kritik gerade der marianischen Wallfahrten (bei Luther speziell Grimmenthal in Thüringen und die Schöne Maria in Regensburg) haben sich im konkreten Marienkult die dogmatischen Positionen besonders klar voneinander scheiden lassen: Zwischen bloß beispielhaftem Vorbild der Heiligen und Heiligen-Fürbitte im Himmel, also Anrufungsmöglichkeit; sowie zwischen einer nur die fromme Vorstellungskraft lehrreich unterstützenden bildlichen Wiedergabe von Heiligen und Gnadenbildern von numinoser Wirkmächtigkeit, zumindest die Zulassung des Glaubens an Orte besonderer Gnadenhilfe.

Die Marienverehrung der Gegenreformation bildete die Antwort auf jene allgemeineren Fragen des Heiligenkultes. Demgegenüber trat die schon von den altkirchlichen Reformtheologen kritisch betrachtete Praxis der spätmittelalterlichen Heiligenverehrung stark in den Hintergrund. Ihr wirksamster literarischer Anstoß und Niederschlag zugleich, die „Legende Aurea“ aus der Wende zum 14. Jahrhundert und bis zur Reformation das in Handschriften und Frühdrucken am meisten aufgelegte Buch, ist nach 1520 buchstäblich in der Versenkung verschwunden. Maria hingegen wurde zur Patronin der katholischen Fürsten, die ihr Land und Leute weihten, zur Führerin der akademischen Jugend und ihrer Gelehrten sowie der tragenden städtischen Sozialschichten in den sogenannten lateinischen und Bürger-Sodalitäten des Jesuitenordens. Die erhaltenen, zum Teil berühmten Kongregationssäle in Süddeutschland zeugen noch sichtbar davon. Als Beutestück des Dreißigjährigen Krieges wird in Schweden bis zum heutigen Tage die

Fahne des kaiserlichen Feldherrn Tilly aufbewahrt. Sie trägt das Bild Mariens und der Gnadenkapelle von Altötting. Mit dem Schlachtruf „Maria“ auf den Lippen warfen die katholischen Heere Europas die Türken zurück, und Juan d' Austrias Sieg in der blutigen Seeschlacht von Lepanto am 7. Oktober 1571 schrieb man dem Rosenkranzgebet und somit der Hilfe Mariens zu, so daß der Oktober seit dem Jahre 1573 in der römischen Kirche offizieller Marienmonat ist. Gegen die Türken war Maria „Auxilium Christianorum“, aber in Mitteleuropa stand sie für die „Religio immaculata“, sie verkörperte die unversehrte Lehre und wahre Kirche. Im Sieg am Weißen Berge 1620 wurde sie zur Maria de Victoria und so für Ferdinand II. und III. zur Generalissima und obersten Feldmarschallin.²⁰⁾

In dem erwähnten Jahre 1573 begann in Franken der Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn mit seinem Regierungsantritt die Rekatholisierung seines Herrschaftsgebietes. Er ließ dabei durch gezielte Förderung erloschene Wallfahrtsstätten fast durchweg als Mariengnadenorte wiedererstehen. An seiner 1575 privilegierten und 1582 eröffneten Universität lehrte bis zum Jahre 1607 der aus Augsburg stammende Konvertit Mattsperger, der sich den bezeichnenden Namen Christopherus Marianus zulegte. Maria war zum Signum des Katholischen geworden.²¹⁾ In ihrem Umkreis vermochten nur noch St. Anna und der hl. Josef zu bestehen, ja um ihretwillen sind die spätmittelalterliche Annaverehrung im 16. Jahrhundert weitergeführt und der Josefskult im 17. Jahrhundert überhaupt erst etabliert worden. Die herrscherliche, und davon ausgehend, die volkstümliche Namengebung der katholischen Länder spricht dafür eine beredete Sprache.

Vor diesem geistigen Hintergrund lassen sich nun besser die Fragen der sogenannten Lesersozio-logie, genauer gesagt, asketische Leistungs- und sozialgeschichtliche Rezeptionsprobleme erörtern, die in der Volkskunde bisweilen Erzählbiologie genannt werden, bei den Bibelexegeten seit Hermann Gunkel zutreffend „Sitz im Leben“ geheißten. Wie also geschah u. a. die Vermittlung, der Gebrauch, der „Konsum“ marianischer Erzählliteratur, wann und wo, und das heißt zugleich in welchen Kreisen? Natürlich voran in Form der Marienpredigt, zu der es häufige Gelegenheit gab, aber sicherlich kaum weniger innerhalb der Marienandachten, für die in damaliger Zeit ausgiebige Anlässe zur Verfügung standen; genauso wie die Gebetbuch- und Erbauungsliteratur ein ebenso reichhaltiges Angebot für die stille Privatandacht bot, neben der es aber auch

das unterhaltsame Vorlesen im sonntäglichen Kreise der Familie oder bei winterlichen Abendgesellschaften gegeben haben dürfte. Letzteres legen für das 17. Jahrhundert die Schriftenmission der Jesuiten, die Vorworte volkstümlicher Autoren und die noch im 19. Jahrhundert geübte Praxis des Marienliedersingens in Spinnstuben nahe.²²⁾

Damit sind wir beim zeitlichen Anlaß, der Frage nach dem „Wann“. Außer den häuslichen Möglichkeiten gab es mindestens fünf institutionalisierte Zeiten und Termine: Voran die zahlreichen Marienfeste, dann der Besuch von Marienwallfahrten, zumeist regelmäßig an deren Hauptfeiertagen, und zwar Jahr für Jahr mit der Gemeinde oder mit einer Bruderschaft. Für die Marienandachten gab es den neuen Marienmonat Oktober (erst im 19. Jahrhundert auch noch den Mai) und dazu allwöchentlich die Samstagsfeier als Marienfesttag. Schon das hohe Mittelalter hatte diesen Wochentag Maria geweiht.²³⁾ Das 17. Jahrhundert brachte mit der jesuitischen Volkskatechese die Übung – und ich zitiere den italienischen Jesuiten Tommaso Auriemma aus dem Jahre 1657 in der deutschen Übersetzung von 1707 – als einem „nunmehr in unser Kirchen eingeführte(m) Brauch, alle Sambstäg eine von Maria ihren Dienern angethane sonderbare Gnad zu erzehlen“, weshalb dann nicht nur jener Autor ein umfangreiches Historien- und Exempelbuch verfaßte, „daß auch die Abwesende möchten angefeuert werden Sie zu lieben und zu verehren“, das heißt, in privater wöchentlicher Lektüre den Kirchgang nachholen können.²⁴⁾ Wiederum also eine Hoffnung auf häusliches Lesen oder Vorlesen.

Aber es gab für einige angesehene Gruppen der Gesellschaft noch einen Termin, der zugleich einen weiteren Ort neben Pfarrkirche, Gnadenkapelle und Hausandacht benennt: die Kongregationsversammlungen der Sodalitäten in eigenen Saalbauten, von denen oben schon die Rede war. Bei den Volksmissionen des frühen 18. Jahrhunderts tritt dann noch die Bußpredigt auf offenem Platz mit theatralischem Aufwand und drastischen Erzählexempla hinzu, gewiß auch von dem rettenden Eingreifen Mariens zumal beim Katechismusthema von den vier letzten Dingen (Tod, Gericht, Himmel und Hölle). – Im jesuitischen Schuldrama kommt Maria zumindest bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts relativ selten vor, wofür wir exakte Statistiken besitzen, dafür standen Jacob Baldes anspruchsvolle Latinität und Marienverehrung im Dienste gegenreformatorischer Theologie, und seine Marienoden knüpfen ganz selbstverständlich, ja logischerweise an „realen Andachtsgegenständen“ an, am Altöttinger Gnadenbild, am Hochaltarblatt

des Freisinger Domes, an dem Standbild der Patrona Bavariae auf der Münchner Mariensäule als fürstlichem Ex Voto von 1638.²⁵⁾ Procop von Templin und Laurentius von Schnüffis sind der Germanistik schon eine Weile als kapuzinische Mariensänger bekannt, doch werden sie für „Lyriker“ gehalten und wie Dichter des 19. Jahrhunderts betrachtet. Noch selten nimmt jemand wahr – und das heißt nimmt ernst –, was Hans Fr o m m in seinem Handbuchartikel deutlich benannt hat, daß ihre Lieder „im Dienst von Predigt und Lehre stehen“; sonst würde nämlich auch ihre Prosa gelesen und für Literatur erachtet. Procop nennt das 1660: „Concionnes mutare in cantiones“.²⁶⁾

5. Büchergattungen und Titel

Die erzählende Marienliteratur des Barock aus den Tausenden von Titeln über Maria herauszufinden, die im Zeitraum der Vorläufer bis zur Epoche des Ausklangs, also vom späten 16. Jahrhundert bis über die Mitte des 18. hinaus erschienen, übersetzt oder neu aufgelegt worden sind, bereitet große Schwierigkeiten. Weder gibt es einschlägige Bibliographien noch zureichende Kriterien der Abgrenzung allein von den Buchtiteln her. Hier vermag nur Autopsie weiterzuhelfen und für die Beurteilung der „Relevanz“ eines Textes die Kenntnis seiner Benutzung durch spätere Autoren. Man muß sich über Fußnoten und Marginalien sozusagen weiterhangeln, wobei allerdings Vorsicht geboten ist, wollte man hier quantifizieren, um Rückschlüsse auf den möglichen Handapparat oder die Größe der Bibliothek eines Autors zu ziehen. Es bedarf einer Menge Erfahrung, um rechtzeitig das bloße Schöpfen aus Kompilationen bemerken zu können. Doch die jeweilige Quellenfrage ist ein Problem für sich. Zunächst geht es um eine sinnvolle Methode zur generellen Titelermittlung. Dafür nützen die entweder protzenden oder schlampigen Quellenlisten der barocken Autoren nur wenig. Auflagenziffern und Übersetzungen sagen schon einiges mehr aus, sobald ein Autor als gewichtig feststeht. Damit aber wird die nicht selten mühselige Suche nach seiner Biographie vorrangig.

Ich darf es mit diesen Hinweisen bewenden lassen. Wir sehen jedenfalls im Augenblick für jenen Teilbereich unseres umfassenden Projekts sich folgende Büchertypologie herauschälen: 1. Der dogmatische Positionsbezug gegenreformatorischer Mariologien und katechetischen Legendenbeweises in Standardwerken und Populärliteratur. – 2. Die direkte mittelalterliche Marienüberlieferung im Barock, das heißt die unmittelbaren Nachdrucke von

Inkunabeln und Handschriften. – 3. Das marianische Jahr im Spiegel einer neuen zeittypischen Büchergattung, den Kalendarien. – 4. Die Marienwallfahrt und ihre umfangreiche, in sich dreifach gliederbare Literatur: a) Kontroversschriften und Ortsmonographien; b) Atlas Marianus; groß und klein, weltweit oder nach Provinzen geordnet; c) die gedruckten Mirakelbücher. – 5. Die eigentlichen, oder besser gesagt, reinen Erzählkompendien, je nach Aufbau einteilbar in: Marienlob, Marienwunder, Marienpredigt und das Marienbeispiel in allen übrigen Exempelsammlungen der Zeit. – Für jede der genannten Gruppen sei im folgenden der Versuch erster Charakterisierung einiger typischer Titel und deren Autoren gewagt.

5.1. Kontroversistischer Legendenbeweis

Der von den Katholiken heute „zweiter Apostel Deutschlands“ genannte Jesuit niederländischer Herkunft, der hl. Petrus Canisius, hat für seine ignatianische Missionstätigkeit in Mitteleuropa auf päpstliches Geheiß eine grundlegende Apologie der altkirchlichen Lehre gegen das kirchengeschichtliche Zentralcorpus der „Magdeburger Centurien“ verfaßt, um die angezweifelten Traditionsbeweise erneut zu erbringen. Schon der zweite Band, Ingolstadt 1577, 4. Auflage Lyon 1584, enthielt eine Mariologie: „De Maria Virgine incomparabili et Dei Genitricis sacrosancta libri quinque“. Das Werk bietet dogmatische Grundlagen und historische Autoritätsbelege, aber keine katechetischen Ausschmückungen narrativer Art, mithin keinerlei Ansätze für unmittelbare Popularisierung. Das hat zunächst wohl mit der strengen Handhabung des tridentinischen Index zu tun, unter dessen absurden Forderungen Canisius selbst litt.²⁷⁾ In Deutschland vorhandene Bücher waren damals praktisch unbenutzbar, und die geforderte Zensur bot keinen Anreiz, volkssprachliche Schriften dem erdrückenden protestantischen Angebot des Büchermarkts entgegenzusetzen. Allein die drei Katechismen des Canisius erfuhren von 1555 an Breitenwirkung und mit ihnen seine Erklärung des „Ave“ als einer Mariologie in nuce mit der von ihm nach Mitteleuropa vermittelten Schlußbitte des Gebets.²⁸⁾ Er sah sich seit einer Vision des persönlichen Mariensegens während seiner römischen Profefßmesse 1549 unter besonderem Schutz und hat darum – ebenfalls erstmals im deutschen Sprachgebiet 1558 die *Lauretana* publizieren lassen.

Der Beginn einer katholischen „Volksliteratur“ sollte jedoch erst zu Ende des Jahrhunderts möglich werden. In diesem Zusammen-

hang ist es notwendig zu erwähnen, daß der Marienverehrung und der Marienliteratur hier und überall der Eucharistiekult und eine entsprechende Eucharistieliteratur vorangingen.²⁹⁾ Auch Canisius selbst hatte an jenem Tage seiner Probe in Rom am Hauptaltar von St. Peter zunächst eine Eucharistievision.

Der Frankfurter Domscholaster und kaiserliche Zensor der Buchmessen Valentin Leucht, einer der frühesten gegenreformatorischen Schriftsteller in deutscher Sprache, hat 1596 in der Hausdruckerei des Canisius im Jahr vor dessen Tod in Freiburg im Üchtland, ein Duodez-Bändchen „Vita Mariae Virginis“ erscheinen lassen, „mehrteilß auß Herrn Doctoris Petri Canisii Werck gezogen“.³⁰⁾ Aus dessen 783 Seiten starkem Foliobande und andere Lektüre stellte Leucht ein schmales Büchlein für Laien zusammen, das untermischt ist mit Erzählbeispielen und das der Autor 1610 zusammendrucken ließ mit seinem „Leben Christi“ und einer Anna-Vita, welche drei Schriften wiederum in die Neuauflage seiner deutschen „Vitae Sanctorum“ nach Surius aufgenommen wurden 1611, 1629, 1660, 1678, 1708, 1751 und 1625 zu Prag in tschechischer Sprache herauskamen. Das sind mithin 155 Jahre ununterbrochener Wirkungsgeschichte.

Die Marienverehrung wird bei Leucht in allen für die spätere literarische Entfaltung wichtig gewordenen Themen angesprochen. Auf 12 Kapitel Vita und Festtage folgen 6 zu Fragen der Verehrung und Anrufung Mariens nach 10 zu Beginn des 13. Kapitels aufgeführten „Dienstämtern“ Mariens (wie sie uns oben bei Lemmer 1687 in dieser Tradition begegnet waren). Sie bestehen: 1. „In der Ehrerbietung, 2. in dem Gruß [= Ave]; 3. in der Anrufung; 4. in den Aufgesetzten Fest- und Feyertägen; 5. In Aufrichtung der Kirchen; 6. In Ampt und Opfer der Heyligen Meß; 7. In den Gelübden; 8. In den Bildern; 9. In der Wallfarth; 10. In der andächtigen Gesellschaft“ [= Kongregation]. All diese Fragen werden hier von Leucht anders als in seinem Hauptteil ohne Beispielerzählungen abgehandelt, wie auch seine Marienpredigten kaum Erzählerisches enthalten. Ein „Mariale“ ist 1603 erschienen mit 42 Predigten, verteilt auf die Hauptfeste Mariens. Der Autor hatte inzwischen Geschichten-Werke verfaßt, die er nun in der „Vita Mariae“ zitieren konnte.

Leucht beruft sich auf ein Vorbild für diese volkstümlich gemeinten Erzählbüchlein: den Kölner Kanonikus Tilmann Bredenbach mit dem mehrfach aufgelegten lateinischen Werk von

1584: „Collationum Sacrarum libri octo.“³¹) Diese frommen Sammlungen antiprotestantischer Wundergeschichten besaßen ein schulumachendes Programm. Buch 1 ist der Eucharistie gewidmet, Buch 2 handelt in 33 Kapiteln von „historischen Erzählungen über die unbefleckte Gottesmutter und ihr wunderbares Wirken“. Im dritten Buch werden unter dem Titel „Insignes et Historiae“ 29 Wunder von Christus und Heiligenbildern, darunter 7 Mariens abgehandelt, im 8. unter dem Titel „De Visionibus“ unter 41 Beispielen auch wiederum marianische. Leucht hat nach dem Vorbild dieser lateinischen Sammlungen ab 1590 deutsche Einzelbüchlein verfaßt und diese gemeinsam mit anderen eigenen Werken am Ende seines Lebens neu zusammengefügt zu einem großen Foliobande „Viridarium Regium illustrium miraculorum et historiarum“, Mainz und Köln 1614, 1652, 1678 und wohl noch zu Ende des Jahrhunderts eine weitere Auflage. Sein Fundus an Marienmirakeln geht über den des Bredenbach hinaus, da er inzwischen auf wieder greifbar gewordene mittelalterliche Exempelsammlungen zurückgreifen konnte. Wichtig für uns sind jedoch drei Beobachtungen zur inneren Zurichtung.

Leucht hat vornehmlich das Kapitel über die marianischen Bilder zu einem herausgehobenen Teil verarbeitet. Damit kündigt sich eine neue Büchergattung des 17. Jahrhunderts an, die Marienverehrung durch Marienbilderkult weltweit zu dokumentieren sucht. – Eine zweite Beobachtung: Über Leucht wird Bredenbachs apologetische Themenkreisaufteilung als Grobraster für das Sortieren von Beispiel-Geschichten weitervermittelt bis zu Martin von Cochem, dessen „Auserlesenes History-Buch“ im ersten Bande von 1687 direkt auf Leucht fußt und also auch ein Kapitel „Von der Allerseeligsten Jungfrau Maria“ besitzt mit den Erweiterungen „Von der großen Krafft des heiligen Rosenkranzes“ und wiederum ein Kapitel „Von der Verehrung der Bildnussen“, die Hälfte davon marianisch. – Die dritte Beobachtung: Leuchts Büchlein sind schon zu seiner Zeit systematisch benutzt worden und z. B. inhaltlich strukturierende Exempelquelle für eine der ersten deutschsprachigen katholischen Postillen in Augsburg gewesen, für Bartholomäus Wagners „Homiliarum Centuria“, Freiburg 1607. Unter den 168 Historien nach Leucht befinden sich natürlich auch marianische. Eine solche Postille sollte Handbuch und Nachschlagwerk sein, war sie doch für die Predigtanleitung gedacht und nicht – wie spätere Predigtdrucke des 17. Jahrhunderts – Dokumentation tatsächlich gehaltener Kanzelreden.

In diesen kontrovers-theologischen Zusammenhängen sind noch die drei Bände des italienischen Oratorianers Tommaso Bozio „De Signis Ecclesiae Dei“ zu nennen, Rom 1591, ab 1592 in Köln mehrfach aufgelegt und voller Wunderbeweise aus der meist mittelalterlichen Beispielliteratur, wie sie nun in den Niederlanden und am Niederrhein zu Douai und zu Köln in jener Zeit nachgedruckt wurde und wovon hier nicht ausführlich gehandelt werden kann, sondern nur Namen genannt werden sollen wie Caesarius von Heisterbach, Thomas von Chamtimpré, Vinzenz von Beauvais aus dem 13. Jahrhundert, Johannes Nider sowie Johannes Bromyard aus dem 14. und aus dem 15. Jahrhundert: Johannes Herolt sowie das „Speculum Exemplorum“, alles reine Geschichtensammlungen, Mönchsmärlein, wie sie ihr großer Kenner, der Prager Albert Wesselski um die Jahrhundertwende genannt hat, und darum alle voller Marienüberlieferung, da sich bekanntlich alle Orden unter dem besonderen Schutz Mariens wußten und Maria ohne ihre Mönche wohl nie jene beherrschende Stellung in Kult und Frömmigkeit hätte erringen können.³²⁾

Im Zusammenhang von „De Signis Ecclesiae Dei“ muß nochmals auf die sich im Aufgreifen der mittelalterlichen Mirakeltradition manifestierende Hoffnung der Kontroversisten verwiesen werden, populäre Argumentationsmaterien bereitzustellen. Gerade weil damals die historisch-philologische Textkritik in der Kirchengeschichtsschreibung einzusetzen begann, wurden die weiterverwendbaren und die neuen Geschichten umso höher geschätzt. Von 1643 an edierten die Bollandisten gesicherte Heiligenviten, und vornehmlich aus dem Index moralis dieser „Acta Sanctorum“ zog der italienische Theatinermonch Johann Bonifatius Bagatta sein kompendiöses Wunderzeichenbuch: „Admiranda Orbis Christiani“, 2. Bde., Venedig 1683.³³⁾ Über seine beiden minutiös aufschlüsselnden Indices sind s. v. „Maria“ drei lange, eng, klein und fortlaufend bedruckte Spalten Hunderter von Stichworten und Verweisen auf Wundergeschichten zu finden.

Damit ist nun schon von den Vermittlungsstationen, Anlässen und Arten der barocken Tradierung älterer Stoffe und Motive die Rede, ohne daß unsere Gruppe 1 zu Ende besprochen worden wäre; wir können zunächst nur idealtypische Kategorisierungen anbieten. Das dogmatisch-katechetische Anliegen bediente sich zunehmend gerade der narrativen Stoffe, um anschaulich und einprägsam explizieren zu können.

5.2. Mirakelkatechese

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts förderte für die Marianische Sozialität in Köln der dortige Verleger *Gualterius* das Werk des Jesuiten *Johannes Bonifatius* „*De Divae Virginis Mariae Vita et Miraculis libri quinque*“, Köln 1610 und 1628, zuvor in Paris 1605 unter anderem Titel erschienen und empfohlen zum öffentlichen Predigtgebrauch sowie für die Privatlektüre. Auch spätere Titel ähnlicher Art gehören hierher, wie das „*Chronicon SS. Deiparae Virginis Mariae*“ des Coelstiners *Benedikt Gononus*, dessen erster von drei Teilen „*Vita et Miracula Deiparae*“ umfaßt: Lyon 1637.

Für die Erzähltradition wichtig gewordene Mariologien des 17. Jahrhunderts waren der oben als Quelle genannte italienische Jesuit *Pietro Antonio Spinelli* mit „*Maria Deipara Thronus Dei*“ (Neapel, 1613), zu Köln 1619 (und 1663 nochmals aufgelegt), dessen *Appendices* (1618!) für unseren Zusammenhang besonders interessant sind und als typisch gelten dürfen mit Tractaten über das Ave, über die Feste und Kirchen, besonders aber jener reine Erzähltractat Nr. 2: „*Exemplorum et Miraculorum Deiparae*“. Des weiteren sind zu nennen der Jesuit *Christoph de Vega* mit seiner „*Theologia Mariana*“, Lyon 1653 und 1671, sowie der Deutschspanier *Eusebius Nieremberg*, ebenfalls Jesuit, mit „*Trophaea Mariana Exquisitissimis Sanctorum Patrum sententiis, rarissimis historiis, selectissimis moralis Doctrinae praeceptis ac per eius simulacra perpetratis miraculis*“, Antwerpen 1658, eine bezeichnende Reihenfolge aller rhetorischen Argumentationsmaterien dieser Zeit wie bei melanchthonisch geschulten Protestanten: Autoritätensanspruch, historisches Geschehen, moralischer Grundsatz; in umgekehrter Reihenfolge formuliert: Das Gebot (*praeceptum*) mit dem Beispiel der Sentenz und der *Historia* als in der Geschichte verwirklicht aufgewiesen. Im katholisch-marianischen Zusammenhang kommen noch die Gnadenbildwunder hinzu als verdinglichte Zeugnisse des Wahrheitsbeweises, und sie wachsen ins Zentrum der Argumentation.

Die 2. Jahrhunderthälfte wird auf unserem Felde von den zahlreichen Werken des römischen Chorherrn *Hippolyt Marracci* geprägt, der nochmals apostolische Quellen 1643 bereitstellte und zu Rom 1648 einen bibliographischen Versuch „*Bibliotheca Mariana*“ herausgab sowie viele andere Schriften dieser Art, so daß schließlich posthum seine 18bändigen *Opera* zu Köln 1683 und in vollem Umfang 1727 nochmals herauskamen unter dem Titel „*Polyanthea Mariana*“. Hier wird mit „Blütenlese“ ein seit dem 16. Jahr-

hundert geläufiger Humanistenbegriff der ‚*philosophia practica*‘ verwendet, die darunter ein enzyklopädisches Florilegium für Rhetorik und Dichtkunst verstand (Mirabellius/Langius), worin schließlich alles Denkwürdige aufgehoben werden konnte. Polyanthea, das bedeutete eine „möglichst vollkommene Summe der den Menschen angehenden Erfahrungen und des Wissens“.³⁴) Marienwissenschaft sollten wir solche barocken Bemühungen daher zutreffend nennen dürfen. Sie fügt sich vollkommen in den Rahmen zeitgenössischer Gelehrsamkeit und Kunsttheorie. Mir kommt es darauf an, die Verwebungen deutlich zu machen zwischen nur uns heute trennbar erscheinenden Bereichen: dem intellektuell-artistischen und den sogenannt gläubig-volkstümlichen.

Auch die Vermittlung ins Volk, das erklärte Praxisziel aller theoretischen Bemühungen (gerade dieser Zeit), geschah auf keinen Fall zweigleisig, sondern nur in abgestuften Formen, sozusagen auf verschiedenen Ebenen und allenfalls mit Akzentverschiebungen. Abraham a Sancta Clara's oben angeführter Sermo „De cultu Mariano“ gehört hierher. Er stammt aus der „Grammatica Religiosa“ (lat. Salzburg 1691 u. ö.) deutsch: „Geistliche Tugend-Schul“ (Köln 1699 u. ö.). Von 18 Abschnitten sind 10 durch „historiae“ belegt, ja geradezu gefüllt; und hier tauchen nun soeben besprochene Autoren als Erzählquellen auf: Spinelli, Vega, Nieremberg mit ihren Mariologien des 17. Jahrhunderts und an mittelalterlichen, damals wieder greifbar gewordenen Schriftstellern Caesarius, St. Gertrud und wohl als Sekundärzitat „Scala Coeli“, dazu eine jesuitische Exempelsammlung aus Douai: Antonius Davroultius, „Historischer Katechismus“, aus der französischen Urfassung von 1603 über 5 lateinische Kölner Ausgaben im 17. Jahrhundert verbreitet und sozusagen im nachhinein 1730 auch in deutscher Sprache greifbar geworden.³⁵) Abraham zieht noch aus den Kapuzinerannalen des Zacharias Boverius (†1652) eine Geschichte aus sowie zwei aus nicht verifizierbaren Sodalitätsbüchlein. Damit ist ein sehr typischer Rahmen abgesteckt, zugleich ein Stückchen der Beweislast abgetragen, was nun eigentlich relevante Autoren und Titel seien.

„Historische Katechismen“ sind im Zusammenhang unseres Gesamtprojekts allemal interessant, denn ein solcher Titel verweist auf Geschichten-Exemplifizierung. Daß hierbei marianische Erzählungen nicht zu kurz kommen, sei mit nochmaligem Verweis auf des Canisius Ave-Kapitel von 1555 als buchtechnischem Ort solcher Anknüpfungen gesagt. Antoine d'Averoults soeben mit

seinem späten deutschen Titel erwähntes Werk „Les Fleurs des exemples, ou Catechisme historial“, 2 Bde., Douai 1603, stellt das früheste Beispiel dieser Art dar. Ihm ist ein weiterer französisch schreibender Jesuit gefolgt: Philipp d'Outreman mit seinem „Paedagogus Christianus“, erstmals 1625 erschienen, danach vierzigmal in sechs Sprachen aufgelegt, deutsch zu Köln 1664, mit 65 marianischen Exempeln in zwei Kapiteln über die Marienverehrung.

Im selben Jahr der Erstauflage ließ zu Würzburg der Jesuit Georg Vogler 1625 einen „Catechismus in Außerlesenen Exempeln“ erscheinen, dem im 17. Jahrhundert weitere Auflagen folgten. 46 Marienbeispiele sind über das Register der Exempelregesten in der Dissertation von Wolfram Metzger auszumachen.³⁶⁾ – Einschlägige „Exempelkatechismen“ dieser Art gab es in der Folgezeit noch weitere; zunächst durch den Jesuiten Tobias Lohner: „Allgemeiner Hauß-Catechismus mit außerleßnen Historien“, München 1685, als 6. Teil seiner „Geistlichen Hauß-Bibliothek“. Im 4. und 5. Kapitel des zweiten Hauptstücks sind den Erörterungen über den englischen Gruß und über den Rosenkranz jeweils marianische Historien angefügt. – Ein später und umfangreicher Exempelkatechismus kam wiederum in Würzburg zum Druck. Er stammt von dem Diözesanpriester und Karlstädter Landdechanten Johann Caspar Höpffner: „Catholischer Catechismus in kurtzen Frag und Antworten gestellet“, in fünf Oktavbänden nach den fünf Hauptstücken gegliedert, 1. Aufl. 1739 und im 18. Jahrhundert mehrfach aufgelegt. Der Würzburger Theologe und Aufklärer M. Feder hat sich zu Ende des Jahrhunderts, 1794, höchst abfällig zu diesem vielbändigen Werk geäußert, weil Höpffner Sätze „vermittelst wundervoller, aber ganz falscher Histörchen die Sittlichkeit des Bürgers auf angenehme oder schreckliche Wunder bauen“.³⁷⁾ In der Mitte des 19. Jahrhunderts aber lebte diese Art von Beispielkatechismen vor allem in Österreich wieder auf. Hier sei lediglich auf das erfolgreichste Werk der Gattung verwiesen, das, wenn auch später stark bearbeitet, vom frühen 18. bis ins späte 19. Jahrhundert ununterbrochen neue Auflagen erlebte: Martin Prugger, „Lehr- und Exempelbuch, worinnen vorgetragen der völlige Catechismus oder Christ-Catholische Lehr“, Augsburg 1724 (ebd. ¹²1768, ¹⁹1855, in anderer Bearbeitung Innsbruck ²²1854, letzmal Regensburg 1887). Unter den rund neunhundert Exempeln des oberbayerischen Landgeistlichen erscheinen an traditioneller Fundstelle zum Ave und Rosenkranz (hier 4. Hauptstück, 6. und 7. Diskurs) entsprechende Marienmirakel ausführlich berichtet.³⁸⁾

Waren dies nun in keiner Weise Bücher einer typisch marianischen Spezialliteratur, so haben sie doch auch in ihren marianischen Kapiteln den ausgesprochen lehrhaften Charakter katechetischer Unterrichtspraxis mit Hilfe von Erzählungen deutlich gemacht. Unsere nächste Gruppe leitet in ihrer inneren Entwicklung auf mehr betrachtende oder unterhaltende Andachtsbücher für den täglichen Gebrauch über. Der marianische Jahreslauf gibt das Strukturschema ab.

5.3. Marianische Kalendarien

Da sich Marienleben und Marienfeste schwerlich voneinander trennen lassen, sind Rückblicke auf unsere Gruppe 1 angebracht, die ohnehin den Quellenfundus für jene neue Gattung der Kalendarien darstellen. Sie bieten nämlich lediglich die Umsortierung alles Wissens und jeglicher Narrationen auf die einzelnen Tage des Jahres. Eine Art täglichen Jahresgedächtnisses veranstaltete der Jesuit Toussaint Bridoul, von dem bezeichnenderweise auch ein eucharistisches Wundergeschichtenbuch aus dem Jahr seines Todes 1672 bekannt ist: „Le Triomphe annuel de Notre Dame ou il est traité chaque jour de l'An des Honeurs que la Vierge a receus du Ciel et de la Terre“, Lille 1640, abgeteilt nach den einzelnen Tagen des Jahres, offenbar so wie das im 16. Jahrhundert die historischen Kalendarien der Protestanten, von Wittenberg ausgehend, erfunden hatten. Aus dem alten Martyrologium war ein historisches Vorzeichenbuch, aus dem Heiligenkalender eine Exempelsammlung neuer Art geworden, zugleich eine Gedächtnistafel der Reformation.³⁹⁾ Bridouls innere Zielsetzung ist ins Altkirchliche gewendet. Er sieht sein Werk als Dank für die Entwicklung des Jesuitenordens im abgelaufenen Jahrhundert an, mithin als Geschichte und deren Erinnerung unter dem Schutzmantel Mariens. Ob das Werk auch lateinisch als „Gloria mirabilium Deiparae per singulos anni dies recurrentium“ (Insulis 1640) erschienen ist, muß fraglich bleiben.⁴⁰⁾

An der von den Jesuiten geprägten Universität Douai veröffentlichte 1629 Bridouls Ordensbruder Antonius de Balinghem, der hier Philosophie lehrte, im Jahre vor seinem Tode „Ephemeris seu Kalendarium Sanctissimae Virginis Genitricis Dei Mariae“, worinnen u. a. an jedem Tag des Jahres bestimmter Marienverehrer gedacht wird, also auch eine Art Ehrentotgedächtnis. Hierzu treten täglich alle nur erdenklichen Hinweise auf jeweils zum Datum passende historische Ereignisse marianischer Feste, Kirchen usw. Sie wiederum geben Anlaß zur Erzählung von „historiae“, z. B. Wall-

fahrtslegenden und dergleichen Wunderberichte, doch alles nur kurz und hinweisartig aufgelistet. Eine zweite vermehrte Auflage erschien zu Douai 1633.

Auf dieser Jahrtagsidee fußt am gleichen Ort das Standardwerk seiner Gattung, das ein Jahrzehnt später durch den Kanzler der Universität Douai, den Kanonikus Georg Colvener herausgegebene umfangreiche, hochgelehrte „Kalendarium Sacratissimae Virginis Mariae Novissimum“, 2 Bände, Douai 1638, eine auf die Tage des Jahres verteilte mariologische Materiensammlung mit ausführlichen erschließenden Registern. Das wissenschaftliche Kompendium ist noch 1862 in den Neudruck mariologischer Quellenschriften aufgenommen worden.⁴¹⁾

Wirkliche Breitenwirkung gewannen erst zwei Werke eigener Gattung: die von dem bekannten Jesuiten Georg Stengel⁴²⁾ besorgte Edition eines „Mariae Stammen-Buchs oder täglicher immerwährender unser Lieben Frauen Calender, Das ist: Denckwürdige Historien von der Hochgelobt-übergebenedyten Jungfrauen und Gottes-Gebärerin Maria“ des Neuburger Landdechanten Leonard Mayr in drei Oktavbänden, deren beide ersten schon 1641, alle drei frühestens 1642 greifbar werden, aber hier schon als „gemehrt und gebessert“ bezeichnet sind. Weitere Ausgaben folgten ebenfalls zu Dillingen 1651 und 1655/6 und eine wohl letzte 1667. Der Autor Leonard Mayr ist ab 1617 erster Pfarrer im 1614 rekatholisierten Neuburg an der Donau gewesen, Erbauer der dortigen Peterskirche mit dem gegenreformatorischen Papst-Patrozinium und als Dechant Visitator der Rekatholisierung, von dem sich als Manuskript ein interessantes Tagebuch erhalten hat.⁴³⁾ Wiederum typisch für einen solchen Mann der Gegenreformation, daß er ein volkstümliches Lese- und Erbauungsbuch zur täglichen Lektüre über Maria schrieb. Sein Kalendarium entpuppt sich als wahre Fundgrube marianischer Erzählungen, ja es besteht allein aus hunderten aneinandergereihten Geschichten, gezogen aus der zeitgenössischen Marienliteratur.

Ganz anders dagegen das Werk eines weiteren süddeutschen Weltgeistlichen, des Propstes von Wangen im Allgäu Gregor Trautwein: „Omni die Laudis Marianae specialis thema tripartitum“, gedruckt zu Kempten 1749, gleichsam am Ende der Epoche. Er zieht aus den oben besprochenen „Polyanthea Mariana“ des Marracci für jeden Tag des Jahres lateinische Sentenzen, Lobsprüche und Epitheta Mariens und verknüpft diese inhaltlich kunst-

voll miteinander durch ein jeweiliges Monatsthema. Dieses wiederum wird auch formal als Acrostichon daran gebunden durch die Buchstabenverteilung der Initialen jedes Monatstages. Zum Beispiel sind die einzelnen Tage des Monats Mai durch das Thema „Flos campi . . .“ repräsentiert, und so beginnt der 1. Mai mit „Flos“, der 2. mit „Lilium“, der 3. mit „Oliva“, der 4. mit „Solsequium“, der 5. mit „Crocus“, der 6. mit „Areola“ usw., wobei, wie man sieht, zusätzlich versucht wird, dem Generalthema im jeweiligen Anfangswort insgesamt gerecht zu werden. Bei solcher Ambition allerdings bleibt nichts Erzählerisches, doch konnte es sich auch damit wiederum verbinden, wie wir noch sehen werden.

Zwischen diesen beiden Kalendertypen liegt das von den marianischen Sodalitäten während hundertfünfzig Jahren benutzte Laienbrevier (so darf man von der Funktion her sagen), genannt „Annus coelestis Jesu regi et Mariae Reginae“ des Jesuiten Johannes Nadasi mit täglichem Martyrologium und besonderer Ausschmückung der vielen marianischen Tage des Jahres: Wien ³1663, 1687, Köln ³1667 und 1725, Breslau 1741, Mainz 1746 – alles mehr oder weniger Zufallsexemplare des „Himmlischen Jahres“ einer sicher viel umfangreicher gewesenenen Verbreitungsgeschichte, die auch einige deutsche Ausgaben bei Bencard in Dillingen zwischen 1684 und 1751 kannte. Hier werden ab 1648/49 keine Beispiele breit erzählt, sondern ihre Kenntnis in den Gebetsanrufungen durch direkten Bezug vorausgesetzt, mithin das Motivrepertoire ständig wachgehalten in der Art, wie die Kongregationen in ihrer Frühphase um 1600 Wundergeschichten aus dem Leben der Sodalitäten in ihren Manualien sammelten und zum Teil publizierten, wie bei Françoise Véron, *Manuale Sodalitatis Beatae Mariae Virginis . . . Miraculis dictae Sodalitatis illustratum*. Köln 1614 (Dedicatio: Flexiae [= la Flèche] 1610).⁴⁴)

Zum genaueren Verständnis bedürfte es einer eingehenden Erörterung der Kongregationsgeschichte, ihrer spezifischen Literatur und ihres eifrigen Bücherapostolates, voran in der Form von Neujahrgeschenken (Xenien, „in strenam oblata“).⁴⁵ Der niederländische Jesuit Franz de Coster schrieb das immer wieder aufgelegte Handbüchlein der marianischen Kongregation: „*Libellus Sodalitatis*“, erstmals für die Kölner 1576 gedruckt und: „*De Vita et laudibus Mariae*“, Antwerpen 1587. Das oben als so überaus typisch beschriebene Frömmigkeitserlebnis des Petrus Canisius mit Altarsakrament und Maria, trug auch die marianischen Sodalitäten in ihren Prozessionen, Andachten, Wallfahrtszielen. Von der ältesten,

der akademischen Abteilung heißt es: „Congregatio non est exclusive Marialis sed (est) integre Marialis“, mithin durch und durch marianisch und dies war sie mit Blick auf den im Sakrament gegenwärtigen Christus, denn beides stand aus römischer Sicht gegen die Häresien der Zeit.⁴⁶⁾ Die tägliche Gebetseinübung war das Ziel vieler jesuitischer Frömmigkeitspraktiken, zum Beispiel der abendlichen Gewissenserforschung.⁴⁷⁾

Nadasi hat parallel zu seinem erfolgreichen „Annus Coelestis“ einen mehr schematischen Vorschlag, sozusagen eine Grundanleitung zum rechten Gebrauch der täglichen Gebetsübungen verfaßt: „Theophilus Marianus, sive Artes, ac Exercitationes XXXI in mensem unum digestae, ad amorem Deiparae amore Dei et ad amorem Dei amore Deiparae inflammandum“, Köln 1654 und öfter bis 1747. Solche Handbüchlein gab es unzählige, und jede Kongregation in den Universitätsstädten ließ sich solche schreiben, bearbeiten und drucken oder übernahm sie von anderen Orten.⁴⁸⁾ Erzählerisches war oft genug daruntergemischt und schon im Titel angekündigt.

Überlokale Bedeutung gleich den Manualien des Nadasi haben die entsprechenden Werke seines Ordensbruders Gabriel Hevenesi gehabt, die gleichfalls von Wien ausgingen, weil er dort zeitweilig Rektor des Jesuitenkollegs war. Sein nach der Entsetzung Wiens als Xenium für die Sodalität verfaßtes „Calendarium Marianum e Victoriis Contra Gentiles, Turcas, Haereticos, et alios injusti Belli Authores, Ope sanctissimae Dei Genitricis, obtentis, nunc primum in singulos anni dies ad pie recolendum digestis“, Wien 1685, und seine „Pietas quotidiana erga „Sanctissimam Dei Matrem Mariam“, 1695 erstmals als „Ars bonae mortis sive quotidiema pietas“, erschienen noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und wurden in der Ausgabe durch den Münchener Präses der lateinischen Kongregation Pater Pemble 1764 zum Anlaß einer heftigen Polemik des jesuitisch erzogenen geistlichen Aufklärers und Münchner Schulmanns A. von Bucher. Er zitiert unter anderem den Frömmigkeitsvorschlag: „Zu Ehren Mariae Verse machen, Lieder singen oder wenigstens lesen, von ihr Exempel erzählen“.⁴⁹⁾ An Hevenesi läßt sich nochmals zeigen, wie sehr alle Marienfrömmigkeit christologisch ausgerichtet gewesen ist und warum es deshalb eine Parallelliteratur gleicher Art gab. Wir hatten das oben schon bei Bridoul gesehen; wir werden es uns unten bei dem Prediger Procop von Templin verdeutlichen, dessen „Mariale“ (1665) ein „Eucharistiale“ (1661) voranging. Hevenesi verfaßte dementsprechend 1708 ein „Calendarium Eucharisticum“ für

die Wiener Sodalität am Jesuitenkolleg, das 1714 und 1721 auch andernorts als Xenium verteilt wurde.

Das Stoffanordnungsprinzip der Büchergattung „marianisches Kalendarium“ hat um diese Zeit in Österreich sogar auf die Wallfahrtsliteratur abgefärbt. Der Franziskaner Conrad Hietling ließ 1720 in Wien sein zweibändiges Preis- und Mirakelbuch als „Marianisches Jahr-Buch“ erscheinen, „In welchem gehandelt wird Was betrifft Das Wunder-Gnaden-Bildlein Mariae zu Lankowitz, in Unter-Steiermark gelegen . . . auf alle Tag des Jahrs mit fruchtbarer Lesung eingeteilet . . . denen Predigern zur Beyhülff, den Marianischen Liebhabern zum Trost und Anfrischung“. Umfangreiche Register erst erschließen die sachlichen Zusammenhänge, z. B. eines aller geheilten Krankheiten. Vom Inhalt her bewegen wir uns damit schon im Bereich der folgenden Büchergattung.

5.4. Marienwallfahrt und ihre Literatur

Der Wiener Colleg-Rektor Gabriel Hevenesì beginnt sein halbes Hundert Empfehlungshinweise zur täglichen Verehrung Mariens mit folgendem ersten und obersten Punkt: „Eine Gemütswallfahrt anstellen und die meisten Wunderbilder Mariae die ganze Welt durch im Geiste heimsuchen“, das heißt: so wie Christus im Sakrament, so Maria in ihren Gnadenbildern finden, dort wo sie ihre helfende Gegenwart auf Erden manifestiert. – Punkt 3 lautet: „Im Geist zu den heiligen Verehrern Mariae im Himmel wallfahrten und dort marianische Lieb für mein Herz als geistliche Almosen betteln“.⁵⁰) Heilige waren im 17. und 18. Jahrhundert besonders als Eucharistie- und Marienverehrer interessant⁵¹; der so hart bekämpfte mittelalterliche Heiligenhimmel erstand nur im Abglanz Mariens wieder. Von daher wird verständlich, warum in nachreformatorischer Zeit fast ausschließlich Marienwallfahrten wieder errichtet wurden, auch dort, wo früher einmal andere Kulte geblüht haben mochten. Erst jetzt wurden die katholischen Territorien auch im topographischen Sinne ganz bewußt zu Marienländern entwickelt. Wiederum begleitete diese Entwicklung eine eigene Literatur.

Ich vermag sie nur kurz und allgemein zu charakterisieren, zumal hier weniger das literaturwissenschaftliche Interesse angesprochen wird, vor allem dann, wenn die Werke der marianischen Atlanten zur reinen Ortsstatistik von Gnadenbildern in aller Welt geraten oder die Flut der Mirakelbücher als Aufzeichnungen der persönlichen Gnadenerweise am Wallfahrtsort von der deutschen Flug-

schrift bis zum lateinischen Preisgedicht reicht, vom promulgierten Protokoll bis zur novellistischen Schilderung, vom Heftchen bis zum Quartband, eine Literaturgattung sui generis, an der sich erst ein einziges Mal auch eine literaturwissenschaftliche Dissertation der Münchener Germanistik 1963 versucht hat, während die Volkskunde (zum Beispiel Gustav Gugitz in Wien) schon lange die kulturgeschichtlichen Quellendaten der Mirakelbücher aufzulisten begonnen hat.⁵²⁾ Noch fehlt aber jegliche Bibliographie, und ich selbst habe bislang sehr oberflächlich ca. 320 Titel zählen können, die Mehrzahl marianischen Kultorten zugehörig.

In diesen Zusammenhang gehört ein kompendiöses Buch voller Marienmirakel solch persönlicher Art des Gnadenerweises an hilfesuchende Einzelpersonen in ganz speziellen Gebetsanliegen. Nicht unterschiedliche Gnadenbilder und Gnadenorte sind jedoch die Ausgangspunkte, sondern die Skapuliermadonna der Karmeliten, deren Bruderschaftsmitglieder und Träger des hl. Skapuliers sie besonders schützt. Der unbeschuhte Karmelit Paulus ab Omnibus Sanctis hat dafür einen Oktavband „Marianischer Gnaden-Schatz Deß Bergs Carmeli“ 1656 zusammengestellt, in vierter Auflage München 1664 erschienen, „Samt einer Historischen Beschreibung der fürnemsten Gnaden- und Wunderwercken“ aus aller Welt, die sich zwischen 1251 und 1656 ereignet haben, auf 700 Seiten nach Jahren geordnet und durch ein minutiöses Sachregister aufgeschlüsselt.

Eine germanistisch-volkskundliche Dissertation aus Würzburg hat die kontroversistische Literatur um einzelne, fast ausschließlich marianische Wallfahrtsorte der Gegenreformation u. a. am Beispiel Frankens näher ins Auge gefaßt.⁵³⁾ Überregionale und weiterwirkende Bedeutung besitzt dabei lediglich der Bamberger Weihbischof Friedrich Förner und seine „Palma triumphalis miraculorum ecclesiae catholicae et emprimis gloriosissimae Dei Genitricis Virginis Mariae“, Ingolstadt 1621, mit Auseinandersetzungen über Loreto, Altötting, Einsiedeln, Hall, Scherpenheuvel, Dettelbach und Weyer. Dieser Foliant setzt u. a. eine Flugschrift des weitberühmten niederländischen Humanisten Justus Lipsius († 1606) über Hall und Scherpenheuvel 1604/05 voraus, womit die Gnadenbilddiskussion literarisiert worden ist, und wir haben oben schon gesehen, daß ebenfalls in den Niederlanden nochmals zwanzig Jahre zuvor u. a. Marienbildmirakel zusammengestellt worden waren, deren apologetische Zielsetzung um 1600 herum durch den Frankfurter Bücherkommissar Valentin Leucht systematisch ausgebaut und in deutscher Sprache popularisiert wurde.⁵⁴⁾

Der Hauptstreit des 16. Jahrhunderts ging um das Heilige Haus von Loreto, die „Santa Casa“, der Legende nach von Engeln aus Dalmatien herübergebracht, wohin das angebliche Wohnhaus der heiligen Familie aus Nazareth geflogen worden war. Loreto wurde zum Prüfstein der Marienverehrung, und – wie zu Anfang schon betont – aus einem unbedeutenden spätmittelalterlichen Lokalkult zur Zentralwallfahrt der Gegenreformation, zum Angelpunkt marianischer Frömmigkeit des Barock. Von daher besitzt die Lauretaneische Litanei ihren Namen und von hier aus begann sie den Siegeszug um die Welt und in die offizielle Liturgie, mit baldiger Ausschließlichkeitsprivilegierung versehen und darum neben dem Ave Maria und dem Rosenkranz zur dritten Säule des Mariendienstes geworden.⁵⁵⁾ Loreto, zwar an der Adria, aber noch im Kirchenstaat gelegen, den Jesuiten zur Betreuung übergeben und von diesen literarisch bekannt gemacht, brachte vor allem in Bayern, in der Schweiz und in Österreich eine Vielzahl von Sekundärheiligtümern hervor.⁵⁶⁾ Überall baute man seit dem frühen 17. Jahrhundert die Santa Casa nach. Voran ging das herrscherliche Engagement.

Für Österreich wurde das Gelübde Ferdinands II. von ausschlaggebender Bedeutung, das er 1598 noch als Erzherzog mit zwanzig Jahren in Loreto ablegte, nämlich gegen die Evangelischen und deren Prädikanten in den Erblanden vorzugehen. Zusammen mit seiner zweiten Gemahlin Eleonora ließ er 1625–27 in der Augustiner-Hofkirche eine Nachbildung des Heiligen Hauses einbauen, die erst Josef II. wieder entfernt hat und deren Gnadenbildkopie Ferdinand 1632 den Ring des besiegten und in der Schlacht von Lützen gefallenen Schwedenkönigs Gustav Adolf anhängte. Hier sollten von nun an die Herzen der Habsburger im Tode ruhen (während die Leiber zu den Kapuzinern kamen), hier brachte der Befreier Wiens, Johann Sobieski, 1683 seinen Siegeslorbeer als Weihegabe der Mutter Gottes dar, so wie heute die im Kampf gegen Hitler-Deutschland in Italien gefallenen Polen der alliierten Invasionsarmee in Loreto versammelt liegen auf einem Friedhof, dessen Hanglage in Richtung Tschenschostochau geortet ist.⁵⁷⁾ Die Santa Casa von Loreto mit der auf dem Dach sitzenden Maria und Kind schwebt im Titelpuffer des berühmten „Atlas Marianus“ von Wilhelm Gumpenberg zwischen der gewölbten Scheibe der himmlische Sphäre und der Erdkugel, auf die ihre Gnadenstrahlen reflektieren.

In allen Landschaften und Herrschaften Europas gingen im 17. Jahrhundert die Verehrer Mariens daran, die Bilder und Heiligtümer zu zählen, zu beschreiben, geistliche Inventur zu machen. Der

Gelehrte Stephan Beissel S.J. hat vieles von dem schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfaßt.⁵⁸⁾ 1954 ist ihm Torsten Gebhardt speziell für Bayerns Mariengnadenbilder gefolgt.⁵⁹⁾ Aufschlußreich bleibt, für welche Länder Beissel Spezialliteratur des 17. Jahrhunderts zu diesem Thema auflisten kann. Für Brabant und Sizilien sind die frühesten Regionalbeschreibungen im 1. und 2. Jahrzehnt überliefert, bald gefolgt von umfangreichen Werken über ganz Italien oder von vornherein die gesamte Welt ins Auge nehmend; bezeichnend dabei, daß ein konfessionell so umkämpftes Land wie Böhmen in der zweiten Jahrhunderthälfte mindestens fünf verschiedene gelehrte Dokumentationen von Marienwallfahrtsorten erhielt.⁶⁰⁾ Die geistigen Grundlagen sind von hier aus durchschaubar, die literarischen Ambitionen kaum zu ermessen, der rhetorische Ertrag bleibt abzuschätzen; ich habe zu Beginn entsprechende Anwendungsbeispiele dafür zitiert. Jedenfalls genügt für eine angemessene Beschreibung des Phänomens gewiß nicht der falsche Gemeinplatz vom geschichtlichen Interesse, wie das O. Stegmüller noch vor zwanzig Jahren im Lexikon der Marienkunde formuliert: „Der historische Sinn (des Barock) veranlaßte auch die Herausgabe ungezählter Wallfahrtsbücher, Sammelwerke“ etc.⁶¹⁾

Der genannte Jesuit Wilhelm Gumpfenberg entwarf zunächst nur eine „*Idea Atlantis Mariani*“, Trient 1655, mehr ein akademisches Gelegenheitschriftchen. Hier ist anderseits einiges mehr davon abzulesen, was solche geistliche Geographie eigentlich möchte, jedenfalls mehr als in der späteren Kompilation von Daten, Bildern und Legenden, für die es ältere französische, italienische und auch deutsche Vorbilder gibt: voran Ferry de Locre: „*Marie auguste*“, Arras 1603, international geworden und im 19. Jahrhundert in der „*Summa aurea*“ (1866) wieder zugänglich gemacht als: Ferreolus Locrius: „*Maria Augusta Virgo Deipara . . . sive historia, enarratio ac descriptio locorum, imaginum, templorum etc. divae virginis dicatorum*“, Atrebatii 1608. – Felice Astolfi: „*Storia universale degli immagini miraculosi della gloriosa Madre di Dio*“, Venedig 1623. – Jodocus a Dudinck: „*Mundus Marianus, hoc est specificatio omnium mundi locorum, in quibus Virgo miraculose colitur*“, Köln 1644.⁶²⁾ Bei Gumpfenberg blieb in der Ausführung des großen Planes zu Ingolstadt 1657 mit vielen Kupfern und späteren Auflagen: „*Atlas Marianus sive de Imaginibus Deiparae per orbem Christianum Miraculosis*“ (dt. von M. Wartenberg 1673), nur das optisch erfaßbare Netz der geographischen Kartierung, während sich die tragende Idee eher in der ohne

Verortungsstatistik auskommenden Mariologie oder zumindest in deren Figuraltitel auszudrücken scheint, den der Jesuit Laurentius Chrysogonus seinem erst in großen Abständen nur und insgesamt posthum erschienenen Werk gegeben hat: „Mundus Marianus“: 1. „Maria Speculum Mundi Archetypi“, Wien 1646; 2. „Coelstis“, Passau 1651; 3. „Sublunaris“, Augsburg 1712.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hat der Jesuit Heinrich Scherer in München seiner „Geographia naturalis sive Fabrica mundi Sublunaris“, Augsburg 1703, im vorausgeschickten dritten Teil von 1702 einen „Atlas Marianus“ eingefügt. Diese „Geographia Mariana“ seines siebenteiligen „Atlas novus“ (1710) ist auch gesondert erschienen, gilt jedoch als bloßer Auszug aus Gumpfenberg, was nicht ganz stimmt. Zur gleichen Zeit stellte der Augustinereremit Johannes Bonus Haydt für seinen Orden ein „Mariale Augustinianum, Marianischer Augustiner-Schatz“, München 1707, mit 64 von Augustinereremiten betreuten Gnadenbildern zusammen.

Der Kapuziner Renatus von Köln verfaßte ein bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein erfolgreiches kleines Andachtsbüchlein vom Bautypus des monatlichen Tagesgedächtnisses (s. o. Nadasi 1654) mit 31 rheinischen Gnadenbildern. Zunächst als „Marianischer Gnadenfluß“, Mainz 1717, aufgelegt (¹¹1775) und ab 1743 auch in Mainz als „Die Hand des Herrn“ durch einige Christusbilder ergänzt und ebenfalls oft ediert (Köln ¹⁸1748), schließlich als „Tempel des Herrn“, Würzburg 1826, bekannt.⁶³) Das Anliegen ist hier kein triumphal-dokumentarisches, sondern es entspricht der Frömmigkeitspraxis „Gemütswallfahrt“, wie sie von den Kongregationen schon lange gepflegt wurde.

Abschließend sei ein kurzer Blick auf die lokalen Wallfahrtsbüchlein geworfen. Es gibt berühmte Beispiele darunter, etwa das des Ingolstädter Universitätskanzlers Martin Eisengrein: „Unser liebe Frau zu Alten Oetting“, Ingolstadt 1571, 5. Aufl. 1613. Sie markiert den gegenreformatorischen Neubeginn des Wallfahrtswesens in Bayern. Oder hundert Jahre später des Franziskanerchronisten Fortunatus Hueber: „Zeitiger Granatapfel der allerscheinbarsten Wunder-Zierden in den Wunderthätigen Bildsäulen unser L. Frauen“, München 1671, ausgehend von dem blutenden, durch Hussitenhand verletzten Gnadenbild von Neukirchen an der böhmischen Grenze, ein Werk, das – dreigeteilt – zugleich einen Atlas Marianus und ein Mirakelbuch enthält, also ein marianisches Erzählkompendium darstellt. Auch Abraham a Sancta Clara verfaßte

ein Büchlein für die Marienwallfahrt Taxa in Bayern, wo er seine Predigerlaufbahn begonnen hatte, und das polnische Tschenstochau brachte sich noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch einen stattlichen Quartband in deutscher Sprache wiederum ins Gespräch mit Xaver Rotters „Gnad und wundervolle Brosamen“, Breslau 1750, fast 600 Seiten Wundererzählungen, wohlsortiert und weiterhin in bewährt barocker Manier ausgebreitet. Man sieht, daß diese Gattungen ineinander übergehen, und deshalb sind wir geradezu unversehens bei unserem letzten Punkte angelangt, bei den eigentlichen marianischen Erzählkompendien.

5.5. Marianische Erzählkompendien

Marienlob und Marienwunder lassen sich kaum trennen, nur von der Anlage her, vom Aufbau, von der Kompositionsart der Bücher aus ergeben sich die Unterschiede. Diese besitzen einerseits epochale Gründe innerhalb unseres Beobachtungszeitraumes von fast zweihundert Jahren, andererseits Intentionsbegründungen aus der Ordenszugehörigkeit ihrer Autoren, über deren wirksame Bedeutung sehr viel ausführlicher gehandelt werden müßte. Auswahl, Sortierung und Art der Zurichtungen des Stoffes hängen stark von der unterschiedlich geprägten geistlich-geistigen Herkunft ihres Verfassers und den damit verbundenen Publikationsabsichten zusammen. Einige Beispiele dafür.

Der beliebte Prediger Andreas Strobl († 1706) hat als Pfarrer bei Mühlendorf am Inn neben seinen bekannten Predigtgedrucken eine kleine, posthum zu Augsburg 1709 erschienene Schrift verfaßt: „Sinnbilder, Ehrentitel und Lobsprüche der übergebenedeiten Jungfrau und Gottesmutter Maria“, aufgeschlüsselt durch ein ausführliches Materienregister, weil vor allem „mit schönen tröstlichen Historien und Sittenlehren“ u. a. zu „beliebiger Bey-Hülffe der Herrn Prediger“ gedacht. Die 15 Symbola und Abhandlungen bestehen jeweils aus der Ableitung und Deutung einer emblematischen Figur für Maria (Biene, Granatapfel, Kristallspiegel, Lustgarten, Zeder usw.) und einem oder mehrerer Geschichten-Belege samt moralischen Erläuterungen, stets durch die fettgedruckte Überschrift „Historia“ schnell auffindbar gemacht. So bietet Strobl zur Biene die Theophilus-Legende und die Jungfräulichkeitsgeschichte eines Bauernmädchens; zum Bild des Spiegels aber vier Strafwundererzählungen vom Typus „verletztes Kultbild“.

Wir kehren damit an Textbeispielen zurück zu meiner Eingangsbehauptung: gelehrt oder gar artistisch auftretende Literatur sei

wie die übrige religiöse Kunst- und Kultpflege nicht schizophren gewesen und habe nicht zwei getrennte Rezipientengruppen von vornherein im Auge gehabt, etwa in dem Sinne, daß für die einen allenfalls die Form erträglich, für die anderen bloß der Inhalt verständlich gewesen sei. Nicht untypisch in unserem Zusammenhang scheint mir übrigens, daß die zu Beginn erwähnte Schweizer Loreto-Wallfahrt Hergiswald ihren Emblemhimmel von einem Kapuziner erhielt, also durch einen Volksmissionar, und es hängt ebenfalls mit der spezifischen Marienfrömmigkeit der franziskanischen Orden zusammen, wenn die beiden folgenden Titel aus ihrem Kreise stammen. Der „Histori-Psalter“ des Neudecker Minimens Franzis Mayr heißt auf dem Titelblatt „Centifolia oder gefüllte Rosen mit hundert Blättern, Das ist hundert Historien von dem heiligsten Namen Maria“, München 1723. Der Autor gab das Buch zu seinem 50. Priesterjubiläum heraus. Der schon dem mittelalterlichen Dominikanerprediger Johannes Bromyard bekannte Aufbau ist höchst kunstvoll aus dem vielfachen Schriftsinn und der geistlichen Etymologisierung des Namens Maria gezogen, unter Verwendung seiner acrostischen Möglichkeiten im 18. Jahrhundert, natürlich unter Benutzung der in der Lauretanischen Litanei gesammelt vorliegenden Bild-, Sprach- und Kompositionsmöglichkeiten. Beim Entdecken und Entschlüsseln derartiger Bücher fragt man sich unwillkürlich, warum eigentlich noch kein Literaturwissenschaftler die Lauretana und ihr Schrifttum untersucht hat, wo es doch inzwischen für das Mittelalter z. B. eine weitschweifige germanistische Hoheliedforschung gibt.

Ein drittes Beispiel dieser Gruppe stammt aus der Feder des Definitors der Tiroler Kapuzinerprovinz Emmerich von Hall: „Marianischer Liebs-Wecker“, Augsburg und Würzburg 1748. Der Titel rührt von der Einteilung in 24 gleichgebaute Kapitel, also von einem Tagesrhythmus rund um die Uhr entsprechend dem Gedanken der monastischen Horen oder der volkstümlichen Stundengebetsandachten des Barock. Im „Liebs-Wecker“ werden zueinander geordnet: 24 Stunden des Marienlebens, mit je einem Marienfest und einem bedeutenderen Mariengnadenort, zum Beispiel Mariae Empfängnis und Guadalup oder Mariae Geburt und Loreto usw. Jedes Kapitel ist in drei Abschnitte unterteilt: 1. Schriftbeweis, Väterzeugnis und Wundergeschichte, 2. Applicatio moralis für den Jahreslauf des Christenlebens mit entsprechenden Exempla; 3. „Geistliche Gemüts-Wallfahrt“ mit Berichten der jeweiligen Ortslegende, Geschichte seiner Gnadenbildverehrung und – zum Bei-

spiel für Maria Zell (der Station Beschneidung des Herrn zugeordnet) eine Schatzkammerbeschreibung aller herrscherlichen Weihgaben, sozusagen konkretisierte Danksagungen für Gnadenerweise, sprich Mirakelzeugnisse. Wir erinnern uns an Abraham a Sancta Clara oben zitierte Formulierung für Maria in Zell: „Dort bistu ein Schatz der Wunderwerck.“

In diesem Zusammenhang bedarf das soeben bei den marianischen Atlanten aufgeführte Werk des Augustinereremiten Haydt „Mariale Augustinianum“ (1707) eine nochmalige Erwähnung, denn es wollte „auch allen Predigern sehr nützlich“ sein, unterscheidet sich aber als Buchtypus wesentlich von dem kapuzinischen „Liebswecker“. In seine Nähe gehört das nur noch schwer greifbare Buch des mit Martin von Cochem wetteifernden Kapuziners Dionysius von Lützburg: „Die güldene Legend von Unser Lieben Frauen, bestehend in dreyssig Pilgerfahrten“, parallel zu desselben Autors „Güldene Legend von Christo“, ebenfalls Frankfurt 1698. Allein die dreißig geistlichen Wallfahrten stammen von dem Autor selbst; sie sind dreißig doppelt so umfangreichen „Anmuthigen Lobs-Versammlungen“ vorgeschaltet, die Dionysius „aus einem Frantzösischen geistlichen Scribenten genommen“, gelehrte Traktate zur Mariologie. Die geistlichen Pilgerfahrten bieten also ein unterhaltsames Moment der erzählenden Unterbrechung, lassen sich getrennt von der enzyklopädischen Anhäufung dogmatischer Autoritätsbeweise lesen, zumal sie auch optisch in der Kurzgeschichtenform der einzelnen Gnadenbildlegenden dargeboten werden und darüber hinaus im kalendarischen Anordnungsprinzip eines genau markierten Tagesangebots, beginnend am 1. Dezember in Luxemburg und dort am 30. November des folgenden Jahres wieder endend nach 365 marianischen Tagesstationen durch ganz Europa mit jeweils mehreren Bildbegehungen. Wie üblich dienen die umfangreichen Register den Seelsorgern als Materienschatz „dem Volck solche Sachen zu predigen“. Der oben zitierte Kapuziner Renatus von Köln hat daraus geschöpft und uns lange mit seiner Abkürzung „Aur. Leg. B. V.“ in die Irre geführt.

Über Martin von Cochems volkstümliche Erzählungen im Gefolge des Valentin Leucht war zu Anfang schon die Rede. Leucht hatte zu Ende des 16. Jahrhunderts als erster in deutscher Sprache wieder erzählende Mariengeschichten herausgebracht. Am wundertätigen Marienbild entzündeten sich gegenreformatorische Kontroversen in Mitteleuropa. In Italien hingegen besaß die mittelalterliche Tradition der Marienlegende bruchlose Kontinuität

und vermochte immer wieder neu über die Alpen wirksam zu werden. Der Camaldulenser-Mönch Silvano Razzi verfaßte zu Ende des 16. Jahrhunderts mehrfach aufgelegte „Miracoli Della Gloriosa Vergine Maria Nostra Signora“, heute noch in Deutschland greifbar in der Auflage Rom 1615. In drei Büchern werden je fünfzig Marienlegenden zusammengefaßt, ein Fundus für alle folgenden Autoren rein erzählender Kompendien zur katechetischen und erbaulichen Verwendung. Sie stammten bis ins 18. Jahrhundert weiterhin aus Italien, ohne dadurch bei uns an Wirksamkeit zu verlieren.

Hiervon drei Beispiele aus der direkten Erzählpraxis auf der Kanzel, die von daher zur sozusagen reinen Geschichtenkompilation drängt. Alle drei Titel sind deutsche Übersetzungen aus dem Italienischen, Werke des 17. Jahrhunderts, aber in ihren beiden Kompendien erst im 18. Jahrhundert bei uns wirklich popularisiert worden. Von dem greisen Bischof von Gubbio Alessandro Sperelli stammt: „Schutzmantel Mariens in 52 Wundergeschichten mit sittlichen Bedenken seinem lieben Volk andachtsweise vorgetragen“, zu Regensburg übersetzt 1679. Das Werk hatte auf Italienisch zu Bologna 1671 die erste Auflage erlebt, als sein Autor, weil er 82 Jahre alt war, die zugrundeliegenden Kanzelvorträge nicht mehr halten konnte. Aus tatsächlichen Predigten hervorgegangen, konzentriert sich hier dennoch alle Rede auf das jeweilige, breit ausgestaltete Exemplum, ist Hinführung zu diesem und Ableitung von ihm, so daß die Kolummentitel und die Überschriften der 52 Kapitel jeweils „Historia“ heißen und neben dem Predigtmotto auch das Beispielmotiv benennen. Quantifiziert ergibt sich in der Tat ein Verhältnis von einem Viertel zu einem Drittel Raum für jede Geschichte im Mittelpunkt dieser Erzählpredigten; keine klassische Postille also, sondern ein Erbauungsbuch narrativen Zuschnitts.

Ganz anders ist Tommaso Auriemma: „Marianische Schau-bühne“, aus dem Italienischen 1707 zu Augsburg übersetzt, in Neapel genau fünfzig Jahre zuvor 1657 erstmals aufgelegt, danach 1662, dann zu Venedig 1712 und 1747. Der Autor, Jesuit und Moraltheologe, hat das Buch als Beispielsammlung für die oben erwähnten Kongregationsandachten der marianischen Samstagerzählungen zusammengestellt. Auriemma ordnet nach den Themen und Formen der üblichen „Dienste“ (vgl. oben Lemmer und Leucht). Damit bieten die 60 Kapitel seiner zwei Bücher eine Übersicht zur praktischen Marienfrömmigkeit des 17. Jahrhunderts, aktualisiert in hunderten von Beispielverweisen und meist knapp erzählten

Geschichten. Auriemma ist unter den Marienschriftstellern Mitteleuropas schon vor der deutschen Übersetzung bekannt gewesen und benutzt worden, ab 1707 aber konnten nun auch ungebildete Leser, voran die Mitglieder der Bürgersodalitäten, sich diesen Schatz zumindest geistig erwerben.

Das umfangreichste marianische Sammelwerk der gesamten Epoche, eigentlich zwei verschiedene Opera gleicher Zielsetzung und Art, gemeinsam aus dem Italienischen 1737 zu Augsburg übersetzt durch den Kanoniker Oktavian Panzau, wurde in einem mächtigen Folianten zusammengedruckt: Rho/Bovio: „Marianischer Gnaden- und Wunderschatz“, verfaßt von zwei Jesuiten, die in Rom regelmäßig samstags Erzählungen vorgetragen hatten und daraus, jeder für sich, eine Sammlung anlegten. Wichtig erscheint mir dabei festzuhalten, daß es sich nicht um irgendwelche Leute aus dem zweiten Gliede handelt, sondern um Männer der obersten Chargen: Giovanni Rho (1590–1662), römischer Provinzial der Gesellschaft Jesu und gelehrter Publizist, steuerte in vier Abteilungen 110 Geschichten bei (italienische Auflage: Rom 1655). Carolo Bovio (1644–1705), ein ebenso eifriger Schriftsteller des Jesuitenordens, brachte in seinem Bande in fünf Abteilungen 200 Erzählungen zusammen (italienische Auflagen: Rom 1692, 1700/01, Venedig 1749). Der Augsburger Übersetzer Panzau gab 1737 seiner Ausgabe ein Motto auf den Weg, das den deutschen Titel „Gnaden- und Wunderschatz“ begründete: „Maria est Thesaurus“.

Zum Abschluß sei zumindest darauf verwiesen, daß die hier nur angedeuteten Praxiszusammenhänge der konkreten Anwendung des Erzählens – zumal auf der Kanzel – noch in den ausgeführt und gedruckt vorliegenden Predigten als einem Teilbereich dieser umfangreichen barocken Büchergattung zu dokumentieren bleiben. Solche meist „Mariale“ genannten Bände haben wir oben in anderen Zusammenhängen bisweilen erwähnt: Herolt, Leucht, Lemmer, Procop, aber sie gehören genauer notiert, gesichtet und auf Erzählerisches und dessen literarischen Stellenwert im Argumentations- wie rhetorischen Funktionszusammenhang befragt.⁶⁴⁾

6. Ausblick

Es ist hier nicht mehr Raum über das vornehmlich süddeutsche katholische Druckwesen im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert näher zu handeln, worüber es zumindest schon für Dillingen/Augsburg eine aufschlußreiche Studie gibt.⁶⁵⁾ Wenig allerdings wissen

wir über den damaligen Stand sogenannter Volksbildung, um die eingangs schon gestellte Frage beantworten zu können, wer eigentlich fähig war, zumindest deutsch zu lesen.⁶⁶⁾ An der Wende zum 18. Jahrhundert konnten dies offenbar auch im katholischen Raum sehr viel mehr Menschen als ein Jahrhundert zuvor. Daß in Kulturkampftagen auf die Wissenschaft in Deutschland gemünzte Dictum „Catholica non leguntur“ trifft in der Spätphase des Barock im 18. Jahrhundert auch wiederum nur für jene Meinungsmacher neuer Bildungsideale zu, die noch die Geschichtsurteile unserer Zeit vorprogrammiert haben. Wir sehen jedenfalls vor uns einen blühenden Büchermarkt, dessen massenhafte Produktion erst die Kommissäre der Säkularisation auf den Pfarr- und Klosterhöfen zu Abfallbergen türmen ließen, um sie als Makulatur zu vernichten, denn sie galten für abgeschmackt und primitiv, ja als Verführungen zum Aberglauben.

Bei dem erwähnten Kompilator *Aurimma* aber findet sich ein aufschlußreicher Passus katechetischer Reflexion im Anschluß an die mittelalterliche Wundergeschichte von dem nach Jahren noch sprechenden Kopf des gefallenen Soldaten, der durch Maria die Gnade der reuigen Beichte erfährt, eine Parallele zu *Lemmers* oben zitierter Erzählung, welcher übrigens ein durchaus zeitrelevantes Problem zugrunde lag, von dem *Jan Huizinga* im „Herbst des Mittelalters“ handelt, nämlich den sündigen Gegner durch Verweigerung der Sakramente in die ewige Verdammnis zu schicken.⁶⁷⁾ Der vom Geist des Tridentinums geprägte Barockautor sah 1657 nur noch das Kuriosum, das Denk- und darum Merkwürdige; so schreibt er kommentierend (in der deutschen Übersetzung 1707, S.213): „Wan dise Geschicht wundernswürdig ist, solle man bedencken, was Petrus Damiani gesagt hat: Nihil tibi impossibile, cui possibile est desperatos in spem beatitudinis relevare. Dir ist nichts unmöglich, die du kanst die Verzweiflete zur Hoffnung der Seeligkeit widerumb erheben. In-dessen aber solle niemand das Heyl seiner Seelen auf Miracul gründen. Der hl. Augustinus von dem guten Schächer redend, welchem Christus der Geceutzigte also wohl gewöllet hat, sagt folgendes: Unus est, ne desperes: unus est, ne confidas. Es ist einer, daß du nit verzweiflen sollest: es ist aber auch nur einer, daß du nit zu vil trauen sollest. Dergleichen Begebenheiten sollen zwar uns einen Muth machen, sollen aber uns die Sorg und Forcht nit hinweg nehmen.“

Gegenreformatorische Propaganda fidei baut auf eine Anthropologie der Sinne, sie ist darum in allen Bereichen der sinnlichen

Wahrnehmung, der Vorstellungskraft, der Gemütsbewegung visuelle, ja haptisch vermittelte Botschaft. Auch in der Malerei besitzen die Bilder solche Funktionen, nämlich Heilsgeschehen faßbare Wirklichkeit werden zu lassen, Glaube als Gewißheit zu erleben und dem Wunder zur dinglichen Erscheinung zu verhelfen. Für die Wortkunst gilt darum ebenfalls der Weg vom Sensus zum Intellectus und damit – zumal für die *Eloquentia sacra* – das alte und immer wieder neue, bald simpler, bald sublimer gehandhabte Prinzip aller rhetorischen Literaturtheorie seit der Antike: „docere et delectare“, denn – so der Humanist Melanchthon auf evangelischer Seite – „*exempla plus faciunt quam praecepta*“. Wir wissen heute, daß die biblischen Texte zu großen Teilen und im Gesamt der Evangelienstruktur nicht Historie, sondern Historien sind, indem sie theologische Aussage durch das Medium erzählter Geschichten vermitteln – oder, wie dies heute heißt – narrative Theologie darstellen.⁶⁸⁾ In analogem Sinne darf man – aufs Ganze gesehen – auch die Fabulierfreude der sogenannten Erbauungsschriftsteller oder *Ascetica*-Autoren, der Homileten, wie der Katecheten von ihrer Zielsetzung her umschreiben. Wer sonst aber als die Erzählforscher der Literaturwissenschaft und der Folkloristik sind darum hier aufgerufen, eines ihrer ureigensten gemeinsamen Felder besser zu bestellen, über dessen Erforschung als Motto der von Abraham a Sancta Clara benutzte Psalmspruch zu setzen wäre: Wunder über Wunder will ich erzählen: „*Narrabo mirabilia tua.*“

Zu den Erstaunlichkeiten, die es hier zu entdecken gibt, zählt gewiß auch die Rekonstruktion des einst alltäglichen marianischen Bewußtseins der akademischen Elite an den katholischen hohen Schulen Mitteleuropas. Die zweitälteste Universität dieser Zentralregion barocker Geisteskultur, Wien, war im Spätmittelalter durch die öffentliche Begehung der großen Marienfeiertage des Jahres in der Stadt hervorgetreten. Im 17. Jahrhundert jedoch verpflichtete sie ihre Mitglieder nach der Erwählung der Himmelskönigin zur Patrona Austriae 1647 durch Ferdinand III. mit einem eigenen Statut von 1649 auf die *Immaculata*-Lehre und erhob damit das Fest der Unbefleckten Empfängnis vom 8. Dezember zu einem Höhepunkt des akademischen Jahres mit Hochamt, Predigt und jährlicher Eidesleistung des Rektors vor dem Hochaltar bei St. Stephan in Anwesenheit des Kaisers und anschließender Prozession zur Mariensäule Am Hof.⁶⁹⁾ Hierzu paßt, was sich die Artistenfakultät im frühen 18. Jahrhundert als literarische Ehrengabe für Examensabsolventen einfallen ließ, nämlich ein 78 Seiten starkes Schriftchen

aus den hier vorgestellten Büchergattungen, verfaßt vom Ordinarius „in Physicis“, dem Jesuiten und Doktor der Philosophie Sebastian Kayser: „Austria Mariana, Seu Gratosarum Virginiae Dei-Parentis Iconum Per Austriam, origines, progressus, ac beneficia singularia“. Der Titel führt weiter aus, daß diese literarische Gnadenbildgalerie, „Imagines Thaumaturgae“, zu Ehren der Herren „Neo-Baccalaureorum“ an der „Antiquissima et Celeberrima Universitate Viennensi“ verfaßt worden sei, also zur erfolgreichen ersten Graduierung und als Geschenk gewidmet „Ab Illustrissima Poesie Academica“, sozusagen von der Literaturklasse der Universität, unterstützt von einigen „Adolescentes“ des Jesuitenkollegs, in der Vorrede gemeinsam „Poetae Vienenses“ genannt, bestehend aus 38 hochadeligen, adeligen und bürgerlichen Studenten, von denen 11 die lateinischen Carmina zu den 11 Bildern und historischen Berichtstexten verfaßt haben, während die übrigen zur Finanzierung beigetragen haben dürften, denn sie alle werden namentlich zum Schluß in einer Liste „Nomina Offerentium“ aufgeführt. 8 Gnadenbilder und ihre Legenden in Ordenskirchen Wiens und 3 vor der Stadt sind beschrieben, jedes Kapitel durch ein Carmen beschloßen, dazu gibt es auf einem beigefügten Faltpapier 11 kleine Abbildungen in Medaillonform, die im Prospekt der Stadt Wien von Adlern über die jeweiligen Kirchen gehalten werden.

Auf dem Titelblatt konnte in eine vorgedruckte Zeile der Monatsname und die Tagzahl handschriftlich nachgetragen werden. Ein Exemplar mit dem Jahreseindruck 1735 besitzt die ein Jahr darauf gegründete, seinerzeit zukunftsweisende und dadurch berühmt gewordene moderne Universität Göttingen, wo derlei Dinge damals schon südländische Exotica waren, aber eben doch noch nachbarliche Universitätsliteratur darstellten und kein, wenn auch lateinisches Devotionalschrifttum für ferne Klöster oder breite Volkskreise, wie das ein halbes Jahrhundert später die kritischen Meinungsmacher aus dem Norden allenthalben behaupten sollten, für Wien voran Friedrich Nicolai 1781.⁷⁰) Erst dann trennten sich im Bewußtsein der Gebildeten die Wege und Bereiche von sogenannt schöner und sogenannt frommer Literatur, die von ihrem Anspruch her nicht mehr in den neuen ästhetischen Kanon paßte, dessen Kategorien unsere Kunstwissenschaften, voran die der Geschichtsschreibung einer Nationalliteratur noch heute weitgehend spiegeln.

Anmerkungen:

1. Karl Kolb, *Elëusa. 2000 Jahre Madonnenbild*. Tauberbischofsheim 1968, S. 14 f.
2. Gustav Gugitz, *Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch*. I: Wien. Wien 1955, S. 97–99 und 64. – Hans Aurenhammer, *Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs in der Barockzeit* (= Veröff. d. Österr. Mus. f. Vk. 8). Wien 1956, S. 168 ff., 231. – Alfred Missong, *Heiliges Wien. Ein Führer durch Wiens Kirchen und Kapellen*. 3. Aufl. Wien 1970, S. 256–261.
3. Josef Dünninger, *Die Marianischen Wallfahrten der Diözese Würzburg*. Würzburg 1960, S. 23.
4. Wiederabgedruckt in: „Reimb Dich Oder Ich Liß Dich“. Köln 1691, S. 129 ff. – Zur literaturwissenschaftlichen Problematisierung vgl. Werner Welzig, *Weheklagen in Wien. Abraham a Sancta Claras Beschreibung der Pest von 1679* (= Tätigkeitsbericht der Österr. Akad. d. Wiss. 1978/79, Sonderdruck 2). Wien 1979.
5. Ebenfalls wiederabgedruckt im „Reimb Dich“ (wie Anm. 4), S. 390.
6. Dazu soeben: Gudrun Hahner, *Der Exempelgebrauch im Lauretanum Mariale des Laurentius Lemmer, Würzburg 1687* (Magisterarbeit, Univ. Würzburg 1983, demnächst als Veröff. z. Volkskunde und Kulturgeschichte 15, Würzburg 1983).
7. Maria Buchen. *Eine fränkische Wallfahrt*, hrg. v. Wolfgang Brückner u. a. Würzburg 1979.
8. Friedrich Spee, *Trutznachtigall*, mit Einl. u. krit. App. v. Gustav Arlt (= Neudruck dt. Literaturwerke d. 16. und 17. Jhdts. 292–301). Halle a. S. 1967. – Vgl. dazu die eindringliche Studie von Alois M. Haas, *Geistlicher Zeitvertreib. Friedrich Spees Echogedichte*. In: *Deutsche Barocklyrik. Gedichtinterpretationen von Spee bis Haller*, hrg. v. M. Bircher u. A. Haas. Bern u. München 1973, S. 11–47.
9. *Geschichte und Beschreibung der Wallfahrtskirche Hergiswald* von J. Scherer, neu bearb. v. J. Zemp. Erklärung der Deckenbilder von Grete Lesky. Luzern 1964 (191 S. mit Reg.).
10. Ernst Kreuzer, *Zwiefalten. Forschungen zum Programm einer oberschwäbischen Benediktinerkirche um 1750*. Phil. Diss. FU Berlin 1964. – Wilfried Setzler, *Kloster Zwiefalten. Eine schwäbische Benediktinerabtei zwischen Reichsfreiheit und Landsässigkeit*. Sigmaringen 1979. – Gute Übersicht zum Deckenprogramm im kl. Kunstf. v. Karl Heinz Schömig, *Abteikirche Zwiefalten*. 5. Aufl. Regensburg 1974 (ohne Lit.).
11. Welzig (wie Anm. 4), S. 2 f. – Wolfgang Brückner, *Geistliche Erzählliteratur der Gegenreformation im Rheinland*. In: *Rhein. Vierteljahresbl.* 40 (1976), S. 150–169, hier 154 f. – Robert Pichl, *Die Bedeutung des Kapuzinerordens für die neuere literaturwissenschaftliche Predigtforschung*. In: *Collectanea Franciscana* 50 (1980), S. 85–106.
12. Wolfgang Brückner, *Sagenbildung und Tradition. Ein methodisches Beispiel*. In: *Z. f. Vk.* 57 (1961), S. 26–74, bes. 61, 65, 73.

13. Jean Jaques Bourassé, *Summa aurea de laudibus beatissimae Virginis Mariae*. 13 Bde. Paris 1862–1866 (meist nur „Summa aurea“ zit. zusammen mit dem Hg. „Migne“, was falsche Ass. auslöst). – Augustinus de Roskovány, *Beata Virgo Maria in suo conceptu Immaculata ex monumentis omnium seculorum demonstrata*. 11 Bde. Budapest 1873–1881 (wichtige bibliographische Hilfe).

14. Erste Neuansätze: Kunigunde Büse, *Das Marienbild in der deutschen Barockdichtung*. Düsseldorf 1956. – Art. „Barock“ im Lex. d. Marienkunde, Regensburg 1967, Sp. 566–602, das ansonsten über diesen ersten Band (bis „Elisabeth“) nicht hinausgekommen ist. – Kultgeschichtliches bei: Stephan Beissel, *Geschichte der Verehrung Marias im 16. und 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Religionswissenschaft und Kunstgeschichte*. Freiburg/Br. 1910. – Vgl. Hans Fromm, *Mariendichtung*. In: Merker/Stammler, *Reallex. d. dt. Lit.* II (21965), S. 271–291, davon „Barock“ 288 ff.

15. Vgl. o. Anm. 8 u. Urs Herzog, *Divina Poesis. Studien zu Jacob Baldes geistlicher Odendichtung* (= *Hermaea* NF 36). Tübingen 1976. – Zu den politischen Implikationen des rhetorischen Figurenziers der barocken Mariendichtung vgl.: Friedhelm Kemp, *Das himmlische Frauenzimmer*. In: *Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jh.* Bd. III. (= *Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung* 10). Hamburg 1982, S. 511–518.

16. *Der Übergang zur Neuzeit und die Wirkung von Traditionen* (= Veröff. der Joachim-Jungius-Ges. d. Wiss. Hamburg 32). Göttingen 1978.

17. Wilfried Barner, *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*. Tübingen 1970. – Dieter Breuer, *Oberdeutsche Literatur 1565–1650. Deutsche Literaturgeschichte und Territorialgeschichte in frühabsolutistischer Zeit*. München 1979. – Jean Marie Valentin (Hg.), *Gegenreformation und Literatur* (= Beihefte zum *Daphnis* 3). Amsterdam 1979. – Werner Welzig, *Vom Nutzen der geistlichen Rede*. In: *Intern. Archiv f. Soz. Gesch. d. dt. Lit.* 4 (1979), S. 1–23. – Robert Pichl, *Zur Dokumentation der deutschsprachigen katholischen Predigtliteratur vom späten 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert*. In: *Jb. f. Vk.* NF 3 (1980), S. 166–193. – Werner Welzig (Hg.), *Predigt und soziale Wirklichkeit* (= *Daphnis* 10, H. 1). Amsterdam 1981. – *Tagung „Oberdeutsche Literatur im Zeitalter des Barock“ in Insee*, veröff. demnächst in *Z. f. bayer. Landesgesch.* (1984, H. 1). – *Wolfenbütteler Kongreß 1982 „Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland“*, veröff. demnächst in *Wolfenbütteler Forschungen* (1984).

18. Neben Frau Moser-Raths genannten Studien vgl. Wolfgang Brückner (Hg.), *Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus*. Berlin 1974. – Ders., *Exempelsammlungen, protestantische; Nachmittelalterliche katholische Exempelsammlungen*. In: *Enzyklopädie des Märchens* 4, Lfg. 2/3, 1983 (im Druck). – Dietz-Rüdiger Moser, *Verkündigung durch Volksgesang. Studien zur Liedpropaganda und -katechese der Gegenreformation*. Berlin 1981. – Schneider 1982 (s. u. Anm. 42).

19. Vgl. die DFG-Forscherguppe „Prosa des Spätmittelalters“ am Institut für deutsche Philologie der Univ. Würzburg und ihr Editionsprogramm bei Niemeyer Tübingen: „*Texte und Textgeschichte*“.

20. Anna Coreth, *Pietas Austriaca*. Ursprung und Entwicklung barocker Frömmigkeit in Österreich (= Österreich-Archiv). München 1959, S. 43–69. – Franz Matsche, Gegenreformatorische Architekturpolitik. Casa-Santa-Kopien und Habsburger Loreto-Kult nach 1620. In: *Jb. f. Vk. NF* 1 (1978), S. 81–118. – Nikolaus Grass: Loreto im Bergland Tirol. In: ebd. 2 (1979), S. 161–186. – Walter Pötzl, Loreto in Bayern. In: ebd., S. 187–218.

21. Hans Dünninger, *Maria siegt in Franken*. Die Wallfahrt nach Dettelbach als Bekenntnis. Würzburg 1979.

22. Wolfgang Brückner, Zum Wandel der religiösen Kultur im 18. Jahrhundert. Einkreisungsversuche des „Barockfrommen“ zwischen Mittelalter und Massenmissionierung. In: Sozialer und kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts (= Wolfenbütteler Forschungen 19). Wolfenbüttel 1982, S. 65–83, hier 73–76. – Breuer (wie Anm. 17). S. 110–121.

23. LThK IX, Sp. 303.

24. Zu Auriemma s. u. im Text vor Anm. 64.

25. Herzog (wie Anm. 15) mit weiterführender Lit.

26. Fromm (wie Anm. 14), Sp. 288; zu Procop demnächst Philipp V. Brady im Wolfenbütteler Kongreßband (wie Anm. 17). Ansonsten: Veit Gadiert, *Prokop von Templin*. Sein Leben und seine Werke (= Dt. Quellen und Studien 3). Regensburg 1912. – August Heinrich Kober, *Die Mariengedichte des Procopius von Templin*. Phil. Diss. Münster/W. Leipzig 1916. – Clemens Menze, *Grundzüge und Grundlagen der spätbarocken Kapuzinerdichtung in Deutschland*. In: *Collectanea Franciscana* 27 (1957), S. 272–305. – Eleonore Kinsky, *Das Predigtwerk des Paters Procopius von Templin*. Phil. Diss. Wien 1962. – Laurentius von Schnüffis, *Mirantisches Flötlein* (Frankfurt 1711). Mit einem Vorw. hrg. v. Annemarie Daigner. Darmstadt 1968. – Urs Herzog, *Imitatio Mariae*. Aspekte zur Marienlyrik des Laurentius von Schnüffis. Ein Beitrag zur Barockdichtung. In: *Zuger Neujahrsblatt* 1970, S. 5–22. – Irmgard Scheitler dazu demnächst im Irseer Tagungsband (wie Anm. 17).

27. Zur Index-Auswirkung vgl. Bernhard Duhr, *Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge*. Bd. I: 16. Jh. Freiburg/Br. 1907, S. 653–659. – Zur Mariologie s. „Canisius“, in: *Lex. d. Marienkunde* I, Sp. 1052 ff. mit Lit.

28. Otto Braunsberger, *Entstehung und Entwicklung der Katechismen des seligen Petrus Canisius* (= *Ergänzungsh. z. d. Stimmen aus Maria Laach* 57). Freiburg/Br. 1893. – Friedrich Streicher (Hg.), *Petrus Canisius, Catechismi Latini et Germanici*. 2 Bde. Rom–München 1933/34.

29. Brückner in EM (wie Anm. 18).

30. Wolfgang Brückner, *Der kaiserliche Bücherkommissar Valentin Leucht*. Leben und literarisches Werk. In: *Archiv f. Gesch. d. Buchwesens* III, Lfg. 1/3 (1960), Sp. 97–180.

31. Wolfgang Brückner, *Bredenbach*. In: *Ezykl. d. Märchens* II (1978), Sp. 746–766.

32. Zu Douai s. Brückner (wie Anm. 11); zu den Marienlegenden s. Fromm (wie Anm. 14).

33. Rudolf Schenda, Bagatta. In: Enzykl. d. Märchens I (1977), Sp. 1141 ff.
34. Brückner, Reformation (wie Anm. 18), S. 48 f., 82 f. („Historien und Historie“).
35. Rudolf Schenda, Averoult. In: Enzykl. d. Märchens I (1977), Sp. 1097 ff.
36. Wolfram Metzger, Beispielkatechese der Gegenreformation. Georg Voglers „Catechismus in Außerlesenen Exempeln“, Würzburg 1625 (=Veröff. z. Volkskunde u. Kulturgesch. 8). Würzburg 1982, S. 68 ff.
37. Joh. Michael Feder, Geschichte des Katechismuswesens im Würzburger Bisthume. Heilbronn u. Rothenburg 1794, S. 56 f., zit. nach Wilhelm Büttner, Die Würzburger Diözesan-Katechismen. In: Die christliche Schule 3 (1912), S. 273–282, hier 279, Anm. 1.
38. Weitere Exempelkatechismen des 19. Jh. s. Brückner in EM (wie Anm. 18).
39. Brückner, Reformation (wie Anm. 18), S. 521–578 („Zeugen des Glaubens und ihre Literatur“).
40. So Roskovany (wie Anm. 13) III, S. 397, der S. 376 für 1610 die französische Ausgabe in Lille vermerkt, was beim Geburtsjahr des Autors 1595 nicht recht stimmen kann; darum auch bei De Backer-Sommervogel II (1892), Sp. 154, nur die frz. Ed. Lille 1640.
41. Otto Stegmüller, Colvener. In: Lex. d. Marienkunde I (1967), Sp. 1178 f. – Neudruck bei Bourassé (wie Anm. 13) III, 589–1400. – zu Colvener als Exempel-Editor s. Brückner (wie Anm. 11), S. 162.
42. Soeben: Alois Schneider, Narrative Anleitung zur praxis pietatis im Barock. Dargelegt am Exempelgebrauch in den „Iudicia Divina“ des Jesuiten Georg Stengel (1584–1651). Mit einem Exempelkatalog (=Veröff. z. Volkskunde und Kulturgesch. 11 u. 12). 2 Bde. Würzburg 1982.
43. Pfarrer Sedlmayer (sic!), Dr. Leonhard Mayr. In: Kollektaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere des ehemaligen Herzogtums Neuburg 91 (1926), S. 19–51.
44. Elder Mulla u, Die Marianische Kongregation, dargestellt nach den Dokumenten. Wien 1913. – Zur früheren Kongregationsliteratur u. a. Josef Miller, Die Marianischen Kongregationen im 16. und 17. Jahrhundert. In: Z. f. kath. Theologie 58 (1934), S. 83–109. Dadurch nicht überholt der dritte Teil von Bernhard Duhr, Zur Geschichte der Marianischen Kongregationen in Deutschland. In: Stimmen aus Maria Laach 78 (1910), S. 157–168, 290–307, 377–387. – Vergleichbar sind Bruderschaftsmirakel, z. B. von dem schon erwähnten Georg Colvener, Miracula 210 confraternitatis VII dolores SS. V. Mariae (1638?), nach Roskovany (wie Anm. 13) III, S. 51; oder im u. vor Anm. 53 erwähnten Skapulierbuch von Paulus ab Omnibus Sanctis, Marianischer Gnadenschatz des Berges Karmel (1656). München 1664.
45. Mulla u (wie Anm. 44), S. 197. – Duhr (wie Anm. 44), S. 381 ff. – Miller (wie Anm. 44), S. 102 mit weiterer Lit.; dazu noch Ph. A. Brück, Das Buchapostolat der Mainzer „Congregatio Maior Academica“ im 18. Jahrhundert. In: Mainzer Zeitschrift 60/61 (1965/66), S. 70–76.

46. Am eindringlichsten vergegenwärtigt im Namen-Jesu-Altar der Michaelskirche in München (linker Seitenaltar) mit der Darstellung des „neuen Bundes“ aus der himmlischen Linie: Gott Vater – IHS – thronende Maria mit Kind – Altar mit Monstranz aus 1588/89 von Antonio Maria Viviani, in München genannt Viviani.

47. Es war dies eine der Kongregationsverpflichtungen, Mulla u (wie Anm. 44) S. 132, Nr. 340, wurde aber auch sonst durch Devotionalzettelanleitungen allgemein verbreitet; dazu: Wolfgang Brückner: Bildkatechese und Seelentraining. Geistliche Hände in der religiösen Unterweisungspraxis seit dem Spätmittelalter. In: Anzeiger d. Germ. Nat. Mus. Nürnberg 1978, S. 35–70, hier 45–49.

48. Vgl. o. Anm. 44 u. 45. Keinen Kalenderaufbau besitzt: Nikolaus Causinus SJ, Dies Christianus, seu praxis bene vivendi, o. O., o. J. [frz. 1628, lat. Luzern 1648 u. ö.] im 18. Jh., für die Wiener Sodalität gedruckt, während das 1711 für die Mainzer Sodalität als Xenium gedruckte: Calendarium bene moriendi, sive Acta sanctorum ad bene vivendum proposita, tägliche Heiligenleben mit entsprechendem Bezug und Gebet bietet.

49. Anton v. Buchers sämtliche Werke, hrg. v. Joseph v. Klessing, I, München 1819. S. 144–148, Nr. 19.

50. Ebd., S. 144, Nr. 1 u. 3.

51. Johann Godefrid Roetz, Täglich eröffnete Schul der Liebe. Das ist Sacramentalisch Jahr-Buch, zu lernen die wahre Wissenschaft der Heiligen. 2 Bde. Köln 1751 (Censura Ordinarii: 1714, Dedicatio: 1726). – Die Heiligen als Marienverehrer begegnen vornehmlich im Zusammenhang des Rosenkranzgebetes, s. Beissel (wie Anm. 14), S. 50 f. und der „Monatsheiligen“, s. Duhr (wie Anm. 44), S. 378 f.

52. Peter Assion, Die mittelalterliche Mirakelliteratur als Forschungsgegenstand. In: Archiv f. Kulturgesch. 50 (1968), S. 172–180. – Hermann Bach, Mirakelbücher bayerischer Wallfahrtsorte. Phil. Diss. München 1963 (Neuere dt. Lit.).

53. Günther Reiter, Heiligenverehrung und Wallfahrtswesen im Schrifttum von Reformation und katholischer Restauration. Phil. Diss. Würzburg 1970.

54. Vgl. o. Anm. 30–32.

55. Beissel (wie Anm. 14), Kap. 18 „Marianische Litaneien“, S. 466–493. Gilles Gerard Meersseman, „Virgo a doctoribus praetitulata“. Die marianischen Litaneien als dogmengeschichtliche Quellen. In: Freiburger Z. f. Phil. u. Theol. 1 (1954), S. 129–178.

56. Vgl. o. Anm. 20.

57. Coreth (wie Anm. 20), S. 50. – Gugitz (wie Anm. 2), S. 3 f. – Aurenhammer (wie Anm. 2), S. 35 f. – Missong (wie Anm. 2), S. 47 f. – Zu Loreto selbst: Die erste Reise eines Papstes im 20. Jh. aus dem Vatikan hinaus ging nach Loreto. Dort steht darum heute eine große Bronzestatue Johannes XXIII.

58. Stephan Beissel, Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau in Legende und Geschichte. Freiburg/Br. 1913.

59. Torsten Gebhard, Die Marianischen Gnadenbilder in Bayern. Beobachtungen zur Chronologie und Typologie. In: Kultur und Volk. FS f. Gustav Gugitz (=Veröff. d. Österr. Mus. f. Vk. 5). Wien 1954, S. 93–116.

60. Beissel (wie Anm. 58), S. 295–495.

61. Otto Stegmüller, in: Lex. d. Marienkde. I (1967), Sp. 572 s. v. „Barock“.
62. Nach Beissel (wie Anm. 58), S. 296 f. und De Backer-Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Brüssel 21911–30.
63. Wolfgang Brückner, Die Verehrung des hl. Blutes in Walldürn (=Veröff. d. Gesch. u. Kunstver. 3). Aschaffenburg 1958, S. 290 f.
64. Geschichte inzwischen u. a. durch das Projekt der Österr. Akademie d. Wiss. unter Leitung von Werner Welzig, vgl. o. Anm. 17.
65. Isabel Heitjan, Die Buchhändler, Verleger und Drucker Bencard. In: Archiv f. Gesch. d. Buchwesens 3 (1960/61), Sp. 613–980.
66. Breuer (wie Anm. 17), S. 114–122.
67. Jan Huizinga, Herbst des Mittelalters, hrg. v. Kurt Köster. Stuttgart 1953, S. 18.
68. Wolfgang Brückner, „Narrativistik“. Versuch einer Kenntnisnahme theologischer Erzählforschung. In: FS f. Max Lüthi (= Fabula 20). Berlin 1979, S. 18–33.
69. Franz Gall, Die Alte Universität (=Wiener Geschichtsbücher 1). Wien – Hamburg 1970, S. 86 ff.
70. Wolfgang Martens, Zum Bild Österreichs in Friedrich Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“. In: Anzeiger d. Österr. Akad. d. Wiss. Phil. Hist. Klasse 116 (1979), S. 45–67.

Volkskundliches im Alten Testament

Von Emil Schneeweis

(Mit 2 Abbildungen)

„Jakob und die geringelten Stäbe“

Der verstorbene Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, Leopold Schmidt, pflegte zu Beginn einer seiner Vorlesungen eine auch für seine persönliche Bildung und Belesenheit typische Äußerung zu machen, die im folgenden sinngemäß wiedergegeben sei:

„Wenn mich jemand fragt, was er als Lektüre zur Einführung in die Volkskunde wählen solle, dann sage ich ihm: ‚Lesen Sie Homer und das Alte Testament!‘“

Von der Richtigkeit dieser Anleitung konnte ich mich nun insofern überzeugen, als ich einerseits als begeisterter Humanist meine Homer-Kenntnisse retrospektiv mit ganz neuen Aspekten bereichert entdeckte und andererseits, schon mit den Augen des promovierten Volkskundlers, an der Katholisch-Theologischen Fakultät den ganzen faszinierenden Reichtum des Alten Bundes an erzählkundlichen, religionswissenschaftlichen, ikonographischen und eben rein volkskundlichen Elementen und Motiven zu ahnen begann.

Nun freilich ist diese Erkenntnis vom Quellenwert des Alten Testaments für unsere Disziplin nichts Neues; der große englische Polyhistor Sir James Frazer hinterließ uns neben seinem großartigen „Goldenen Zweig“ auch das Opus „Folklore in the Old Testament“, aus welchem seit etwa zwei Dezennien auch eine repräsentative Auswahl in deutscher Sprache vorliegt¹⁾.

Da die von mir ausgewählte Perikope darin nicht aufscheint, möchte ich sie zum Gegenstand dieser kurzen Abhandlung machen; sie enthält einen doch recht frühen Beleg für den Glauben an das sogenannte „Verschauen“ beziehungsweise für Analogiezauber und überdies für die nicht uninteressante Erscheinung, daß man sogar Stellen aus der Heiligen Schrift zuweilen ambivalent

interpretieren kann – ein Phänomen, das dem alttestamentlich und judaistisch geschulten Volkskundler nicht überraschend kommt.

Es handelt sich um eine Episode aus der für uns fachlich überhaupt so ergiebigen Jakobsgeschichte (Genesis 30, 25–43), die in der benützten Ausgabe der „Jerusalem-Bibel“²) die hinzugefügte Überschrift trägt: „Wie Jakob reich wird.“ Da dieses „Wie“ durch den Kontext der als Illustration verwendeten Bilder die erwähnte ambivalente Exegese ermöglicht beziehungsweise bedingt, wollen wir diesen thematisch begründeten Zusatz zum Urtext getrost beibehalten.

Die zugrunde liegende Handlung ist, bei angemessener Raffung und Kürzung, folgende: Jakob, der spätere Heros eponymos des Hauses Israel, dient um Lohn bei seinem Schwiegervater Laban (dieses Nomen proprium bedeutet „Weiß“, man denke an den Libanon, den Weißen Berg oder den jiddischen Ausdruck für „Mond“, „Lewone“ – die Weiße). Wirtschaftsgrundlage und Zahlungsmittel in diesem patriarchalischen Lebensraum ist das Kleinvieh – Bildzeugnisse hierfür finden wir etwa in ägyptischen Darstellungen der etwas pejorativ so bezeichneten 'Apiru (Hebräer)³).

So schließt denn Jakob mit Laban folgenden Lohn- und Dienstvertrag: (Laban) sprach: „Was soll ich dir geben?“ Jakob antwortete: „Du sollst mir gar nichts geben. Stimme nur folgendem Vorschlag zu, dann will ich wieder dein Kleinvieh weiden. Ich will heute durch all dein Kleinvieh gehen. Sondre jedes dunkle Tier unter den Lämmern und jede gefleckte und gesprenkelte Ziege davon aus; das sei mein Lohn.“ . . . Da sagte Laban: „Gut, es geschehe, wie du gesagt hast.“ . . . Nun holte sich Jakob frische Zweige von Storaxstauden, Mandelbäumen und Platanen und schälte an ihnen weiße Streifen aus, indem er das Weiße an den Stäben bloßlegte. Dann stellte er die geschälten Stäbe in die Tränkrinnen, in die Wasserbehälter, zu denen die Tiere zum Trinken kamen, gerade vor die Tiere hin. Sie begatteten sich nämlich, wenn sie zur Tränke kamen. So begatteten sich die Tiere vor den Stäbe. Deshalb warfen die Tiere gestreifte, gesprenkelte und gefleckte Junge. Die Lämmer sonderte Jakob ab und richtete das Gesicht der Tiere auf das Gestreifte und das Schwarze . . . Sooft die kräftigen Tiere brünstig wurden, stellte Jakob die Stäbe vor die Tiere in die Tränkrinnen, damit sie sich vor den Stäben begatteten. Wenn es aber schwächliche Tiere waren, stellte er sie nicht hin. So fielen die schwächlichen Laban zu, die kräftigen Jakob. So wurde der Mann außerordentlich reich.

Er besaß zahlreiches Kleinvieh, Mägde und Knechte, Kamele und Esel“. – Soweit das Buch der Schöpfung am angegebenen Ort.

Der etwa biologisch, das heißt hier genetisch-selektive Wert dieser eigenartigen viehzüchterischen Maßnahmen soll hier nicht abgehandelt werden; festgehalten zu werden verdient aber unseres Erachtens die aufschlußreiche Reihung innerhalb der Besitztümer Jakobs – „Kleinvieh, Mägde und Knechte, Kamele und Esel“. Für den Volkskundler in erster Linie wichtig ist, wie bereits eingangs angedeutet, die Schilderung des von Jakob angewandten Analogie-Handlungszaubers⁴⁾ mit dem uralten homöopathischen Prinzip „Similia similibus“ und seinen weltweit verbreiteten volksglaubensmäßigen Meinungen über das Versehen oder Verschauen⁵⁾).

Volkskundlich zumindest ebenso relevant erscheint mir jedoch die Frage, ob die letztlich doch auf eine Übervorteilung des Laban zielende Handlungsweise seines Schwiegersohnes – mag diese nun durch gewisse, in der Heiligen Schrift nachzulesende Praktiken bei der Brautwerbung Jakobs menschlich verständlich sein oder nicht – in der exegetischen Behandlung des biblischen Erzählstoffes eine moralische Nutzenanwendung erfährt. Diese Frage müßte sich sub specie unseres Faches am besten an Hand eines dem gläubigen Volke zugänglichen und nota bene verständlichen Mediums beantworten lassen. Und ein solches Lehrmittel ist die religiös-volkskundliche Ikonographie mit ihrem a priori lehrhaft-verkündigenden Inhalt, die wir an vielen, oft schon durch den Ort ihrer Anbringung signifikanten Stellen finden und deuten können.

Zu den schönsten und am besten zu untersuchenden Zeugnissen dieses Genres der dem Volk präsentierten belehrenden Bildwelt zählen öffentliche oder private Bauten, deren Schauseiten eine oft großzügig angelegte Auszier in Sgraffitotechnik (Kratzputz) oder anderweitiger geeigneter Ausführung aufweisen.

Eines der berühmtesten und auch am besten konservierten Sgraffitohäuser in Niederösterreich ist jenes von Retz (BH Hollabrunn) im Weinviertel. Das dort am Hauptplatz befindliche Sgraffitohaus aus dem Jahr 1576 trägt an zwei Fassaden einen förmlichen Bilderbogen mit einem zumindest für manche Schichten repräsentativen Querschnitt durch deren Bild- und Bildungswelt: die so häufig figurierenden Lebensalter-Darstellungen, Szenen aus den Metamorphosen des Ovid und eben ein Florilegium aus dem Alten Testament, alles mit Sinnsprüchen versehen und ergänzt⁶⁾.

Und so sehen wir denn auch Jakob mit seiner Herde, wie er seinen ausgewählten Zuchttieren die geringelten Stäbe vorhält (Abb. 1). Der zugeordnete Vierzeiler lautet:

Joseph von Rachel wurde geborn
Jacob will fliehn sein schwaehers Zorn
Der ihm vill hinderung bracht zwegn
(Do)ch hilfft ihm Gott durch manchē seg(n)

Hier wird also das Reussieren des Herdenbesitzers Jakob expressis verbis auf Gottes Segen zurückgeführt, und dies mit Recht. Denn als sich das Verhältnis zwischen Laban und Jakob verschlechtert, spricht Jakob zu seinen Frauen Lea und Rachel (Genesis 31, 7–9): „Euer Vater aber hat mich betrogen und mir zehnmal den Lohn geändert. Doch Gott hat ihm nicht gestattet, daß er mir Schaden zufügte. Wenn er sagte: ‚Die gesprenkelte Tiere sollen dein Lohn sein‘, dann warf die ganze Herde gesprenkelte Jungen. Wenn er sagte: ‚Die gestreiften sollen dein Lohn sein‘, dann warf die ganze Herde gestreifte Jungen. So nahm Gott eurem Vater das Vieh und gab es mir.“

Das wirtschaftliche Wohlergehen des Patriarchen wird demzufolge gleichgesetzt mit einer Billigung, ja Förderung von Seiten Gottes, dies freilich motiviert durch die Pietas, das ethisch-religiöse Wohlverhalten Jakobs. Diese Motivation fehlt dann völlig – und hier dürfen und müssen wir einen Sprung in die Gegenwart tun – in der neuzeitlichen-materialistisch-merkantilistischen Fehlinterpretation dieser und anderer Bibelpassagen, die in der leider auch nach Europa ausstrahlenden typisch amerikanischen, im dortigen Puritanismus wurzelnden Maxime gipfelt: „Erfolg ist ein Name Gottes“ (in Umkehrung eines bekannten, durchaus aus gegebenem Anlaß lancierten Wahrwortes von katholisch-kirchlicher Seite).

Dies wären fürs erste die bei Betrachtung der Jakobs-Perikope in Retz anfallenden Betrachtungen alttestamentarisch-volkskundlichen sowie ikonographisch-ikonologischen Inhaltes.

Das aus den Jahren 1422 bis 1436 stammende sehenswerte Alte Rathaus der ehemaligen Freien Reichsstadt Lindau am Bodensee ist auf einer Fassade sinnigerweise mit einer bildlichen Darstellung des Dekalogs (Exodus 20, 2–17) geschmückt, wobei die einzelnen Gebote durch Beispiele aus dem Alten Testament illustriert werden; lediglich das II. und III. Gebot sind dem Neuen Bund beziehungsweise dem Bildgut der Reformation zugeordnet. Die uns hier

interessierenden Gebote IX und X stehen im Urtext in einem Vers (Exodus 20, 17): „Du sollst nicht begehren das Haus deines Nächsten. Du sollst nicht begehren das Weib deines Nächsten, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch sein Rind, noch seinen Esel, noch irgend etwas, was deinem Nächsten gehört.“

In Lindau werden Mandatum IX und X, dem Katechismus entsprechend, sauberlich getrennt abgehandelt; das „Weib des Nächsten“ (X. Gebot) wird durch die bekannte Szene von David und Batseba (2 Samuel 11, 2–5) verbildlicht. Das neunte Gebot jedoch, dessen Urfassung in aufschlußreicher Reihung wieder Vieh und Gesinde subsumiert erscheinen läßt, ist ikonographisch zweifelsfrei durch die uns wohlbekanntere Perikope „Wie Jakob reich wird“ vertreten, das Schriftband darunter sagt ebenso eindeutig „Neuntes Gebot“. Und obschon das Bildwerk nicht eben im besten Erhaltungszustand ist, erkennen wir deutlich den Viehzüchter Jakob mit seinen Schafen, von denen zwei gerade mit dem Paarungsvorspiel beginnen, während Jakob ihnen, hier noch deutlicher auszumachen als in Retz, die geringelten Stäbe vorhält, von denen am Brunnen selbst noch ein ganzes Sortiment aufgestellt ist.

Hier in dieser ikonographisch sichtbar gemachten Rechtsbelehrung, ist also keine Rede von der „allerhöchsten Billigung“ der Tierzuchtmaßnahmen Jakobs (siehe oben!); ganz im Gegenteil wird das Verhalten des Patriarchen als Paradigma dafür vorgestellt, wie man es im Sinne einer Befolgung des Dekalogs nicht tun darf.

Wie ist nun eine solche ambivalente Interpretation der immerhin ältesten, von Gott selbst diktierten sozial-ethischen Verhaltensvorschrift zu erklären? Die einfachste und von der Bibelwissenschaft her nächstliegende Lösung wäre natürlich, an eine kasuistische Auslegung zu denken, wie sie uns nicht nur vom Talmud, sondern auch aus dem Neuen Testament bekannt ist; das heißt, daß ein vorliegender Text je nach dem „Sitz im Leben“ sowie der jeweiligen lehrhaften Zwecksetzung als Argument eingesetzt werden kann. Unwissenschaftlich, also mißbräuchlich, wird dieses Phänomen etwa von Sektenpredigern ausgenutzt, die mit aus dem Kontext gerissenen, scheinbar oft widersprüchlichen Bibelzitaten um sich werfen. Im Evangelium nach Matthäus heißt es sowohl: „Glücklich die Friedfertigen, sie werden Söhne Gottes heißen“ (Mt 5, 9), als auch „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Mt 10, 34).

Eine weniger „gelehrte“, uns jedoch aus der volkstümlichen Ikonographie her nicht unbekanntere Möglichkeit wäre folgende: Der Künstler oder sein Auftraggeber hat sich zur Erfüllung seiner Aufgabe den jeweils konkret vorliegenden Bildinhalt zunutze gemacht, ohne über dessen tiefere Zusammenhänge, also eben die Ikonologie, intensivere Erwägungen anzustellen. Wie dem immer auch sei: „Jakob und die geringelten Stäbe“ können, ganz im Sinne eines J. Frazer sowie eines Leopold Schmidt, dem interessierten Volkskundler ebenso Anregungen vermitteln, wie so viele andere Texte aus dem „Buch der Bücher“ im allgemeinen und seinem Alten Testament im besonderen.

Anmerkungen:

1. James Frazer, Die Arche. Biblische Geschichten im Lichte der Völkerkunde. K. F. Koehler Verlag Stuttgart 1960.
2. Die Bibel . . . mit den Erläuterungen der Jerusalemer Bibel. Herder Freiburg – Basel – Wien, 1983.
3. Hugo Gressmann, Altorientalische Texte zum Alten Testament. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1926. Tf. XXI u. Text. – Herbert Haag (Hg.), Bibel-Lexikon. Benziger Verl., Einsiedeln 1968, Sp. 673 f.
4. Hofmann-Krayer, E., und Bächtold-Stäubli, H., Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin u. Leipzig 1927 ff., Walter de Gruyter & Co. Band I, Sp. 385 f.
5. Ebendort, Bd. VII, Sp. 1421 f.
6. Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs. Niederösterreich, neu bearbeitet von R. K. Donin⁵. Anton Schroll & Co., Wien – München 1953. S. 279.

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1982

Die Ordentliche Generalversammlung des Vereins für Volkskunde fand am 18. März 1983 um 17 Uhr im neuen Festsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien, Seilerstätte 26, statt. Unter Teilnahme einer stattlichen Anzahl von Mitgliedern wurde folgende im Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde ordnungsgemäß ausgeschriebene Tagesordnung abgehandelt:

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1982

A. Verein für Volkskunde

Der Generalsekretär, Rat Dr. Franz Grieshofer, erinnerte eingangs an die nun bereits ein Jahr zurückliegende Gedenksitzung für den verstorbenen Vereinspräsidenten Univ.-Prof. Wirkl. Hofrat Dr. Leopold Schmidt.

Weiters berichtete der Generalsekretär über die Statutenänderung. Die vom Vereinsausschuß eingesetzte Statutenkommission, die unter dem Vorsitz von Ministerialrat Dr. Carl Blaha stand, hatte die alten Statuten überarbeitet und einen neuen Entwurf vorgelegt. Bei einer Ausschusssitzung und der anschließenden Außerordentlichen Generalversammlung vom 26. 11. 1982 wurden die neuen Statuten beschlossen. Diese Statuten wurden mit Bescheid der Sicherheitsdirektion für Wien vom 16. 12. 1982 gemäß den §§ 4 und 7 des Vereinsgesetzes 1951, BGBI. Nr. 233, in der derzeit geltenden Fassung, nicht untersagt.

Statuten des Vereines für Volkskunde 1982

Name und Sitz des Vereines

§ 1 Der Verein führt den Namen „Verein für Volkskunde“ und hat seinen Sitz am Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. Seine Tätigkeit erstreckt sich auf das ganze Bundesgebiet.

Zweck des Vereines

§ 2 Der Zweck des Vereines ist

1. die wissenschaftliche Pflege der Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Österreichs und der sonst in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde wesentlich vertretenen Gebiete und
2. die Verbreitung wissenschaftlicher volkskundlicher Ergebnisse auch im Sinne der Volksbildung.

Mittel zur Erreichung des Vereinszweckes

§ 3 Der Vereinszweck wird sowohl durch ideelle als auch durch materielle Mittel angestrebt.

Als ideelle Mittel dienen

1. Förderung des Österreichischen Museums für Volkskunde,
2. Herausgabe der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ und sonstiger Veröffentlichungen,
3. Führungen, Vorträge und Studienfahrten,
4. öffentliche Veranstaltungen.

Die erforderlichen materiellen Mittel werden aufgebracht durch

1. Mitgliedsbeiträge,
2. Erträgnisse aus Vereinsveranstaltungen und vereinseigenen Unternehmungen,
3. anderweitige Einnahmen (Spenden, Subventionen, Sammlungen, Vermächtnisse u. dgl.)

Mitgliedschaft

§ 4 Die Mitglieder des Vereines gliedern sich in:

A

B

- | | |
|---------------------------|---------------------------------|
| 1. Ordentliche Mitglieder | 4. Ehrenmitglieder |
| 2. Stiftende Mitglieder | 5. Korrespondierende Mitglieder |
| 3. Fördernde Mitglieder | 6. Außerordentliche Mitglieder |
1. Ordentliche Mitglieder fördern die Vereinszwecke und entrichten den von der ordentlichen Generalversammlung festgesetzten Mitgliedsbeitrag.
 2. Stiftende Mitglieder sind solche, die als einmaligen Stiftungsbeitrag mindestens das Hundertfache des jeweils geltenden Mitgliedsbeitrages erlegen oder eine andere namhafte Zuwendung machen.
 3. Fördernde Mitglieder sind solche, die als Jahresbeitrag das Fünffache des jeweils geltenden Mitgliedsbeitrages leisten.
 4. Ehrenmitglieder sind Personen, die hiezu wegen besonderer Verdienste um den Verein ernannt werden.
 5. Korrespondierende Mitglieder sind Personen, die dazu auf Grund ihrer wissenschaftlichen Arbeiten und ihrer Verdienste um die Volkskunde ernannt werden.
 6. Zu den außerordentlichen Mitgliedern zählen:
 - 6.1. Verdiente Mitglieder, die wegen ihrer langjährigen und aktiven Zugehörigkeit zum Verein dazu ernannt werden.
 - 6.2. Inhaber der Michael-Haberlandt-Medaille, deren Verleihung durch ein besonderes Statut geregelt ist.
 - 6.3. Inhaber der Ehrennadel für Verdienste um die österreichische Volkskunde, deren Verleihung durch ein besonderes Statut geregelt ist.

Aufnahme und Ernennung der Mitglieder

- § 5 1. Mitglieder des Vereines können nur volljährige und handlungsfähige Personen und juristische Personen werden.
2. Die Aufnahme Stiftender, Fördernder und Ordentlicher Mitglieder erfolgt durch den Vereinsvorstand. Der Antrag um Aufnahme kann ohne Angabe von Gründen abgelehnt werden. Eine Berufung gegen die Ablehnung ist nicht möglich.
3. Die Ernennung zum Korrespondierenden Mitglied erfolgt mit Beschluß des Ausschusses und Bestätigung durch die Generalversammlung.

Pflichten und Rechte der Mitglieder

§ 6 Alle Mitglieder haben die Interessen und das Ansehen des Vereines zu wahren, die Vereinsstatuten zu beachten und die Beschlüsse der Vereinsorgane zu respektieren. Desgleichen sind alle ordentlichen Mitglieder zur Zahlung der Mitgliedsbeiträge in der von der Generalversammlung jährlich beschlossenen Höhe verpflichtet.

§ 7 Alle Mitglieder haben das Recht

1. an der Generalversammlung teilzunehmen und Anträge zu stellen, das Stimmrecht sowie das aktive und passive Wahlrecht auszuüben,
2. das Österreichische Museum für Volkskunde ohne Entgelt zu besuchen und die Bibliothek des Museums unentgeltlich zu benützen (freien Eintritt haben auch Familienangehörige von Vereinsmitgliedern bei gemeinsamem Museumsbesuch),
3. beim Bezug der entgeltlichen Publikationen des Vereines und des Museums den jeweils festgelegten Preisnachlaß zu erhalten,
4. an allen Vorträgen, Führungen und öffentlichen Veranstaltungen des Vereines teilzunehmen.

Juristische Personen haben einen bevollmächtigten Vertreter namentlich zu melden, der die Mitgliedsrechte ausübt.

Zum ermäßigten Preis werden nach Punkt 3 an juristische Personen nur 2 Exemplare der entgeltlichen Vereins- oder Museumspublikationen abgegeben.

Jedes Mitglied erhält eine Mitgliedskarte. Als Nachweis der Beitragsleistung für das laufende Jahr gilt der Zahlungsabschnitt.

Austritt und Ausschluß

§ 8 Die Mitgliedschaft endet durch Tod, bei juristischen Personen durch Verlust der Rechtspersönlichkeit, durch freiwilligen Austritt, durch Streichung und durch Ausschluß.

1. Der Austritt kann nur mit dem 31. Dezember jeden Jahres erfolgen; er muß dem Vorstand bis zum Ende des Jahres schriftlich erklärt werden. Eine verspätete Austrittserklärung wird erst zum nächsten Austrittstermin wirksam.
2. Die Streichung eines Mitgliedes kann der Vorstand vornehmen, wenn dieses mit der Zahlung des Mitgliedsbeitrages trotz dreimaliger Mahnung im Rückstand ist. Die Verpflichtung zur Zahlung der fällig gewordenen Mitgliedsbeiträge bleibt hievon unberührt.
3. Der Ausschluß eines Mitgliedes kann vom Vorstand wegen gröblicher Verletzung der Mitgliedspflicht und wegen ehrwidrigen Verhaltens verfügt

werden. Gegen den Ausschluß ist die Berufung an die Generalversammlung zulässig, bis zu deren Entscheidung die Mitgliedsrechte ruhen. Aus den gleichen Gründen kann von der Generalversammlung auf Antrag des Ausschusses die Aberkennung der Ehrenmitgliedschaft beschlossen werden.

Organe des Vereines

§ 9 Organe des Vereines sind:

1. Die Generalversammlung
2. Der Vorstand
3. Der Ausschuß
4. Das Kontrollorgan
5. Das Schiedsgericht
6. Der Museumsausschuß
7. Die Arbeitsgemeinschaften
8. Die Landessektionen

Alle Organe üben ihre Tätigkeit ehrenamtlich aus.

Die Generalversammlung

§ 10 Einberufung, Anträge, Beschlüsse

1. Die ordentliche Generalversammlung hat möglichst innerhalb der ersten drei Monate jeden Jahres stattzufinden.
2. Auf Beschluß des Vorstandes, des Ausschusses, der ordentlichen Generalversammlung oder auf schriftlichen Antrag von mindestens einem Fünftel aller Mitglieder oder auf Verlangen des Kontrollorganes hat binnen 6 Wochen eine außerordentliche Generalversammlung stattzufinden.
3. Anträge von Mitgliedern können nur dann auf die Tagesordnung der Generalversammlung gesetzt werden, wenn sie spätestens eine Woche vor deren Zusammentritt beim Vorstand eingereicht werden.
4. Die Einberufung der Generalversammlung hat der Vorstand durch schriftliche Einladung der einzelnen Vereinsmitglieder vorzunehmen. Die Einladungen müssen spätestens zwei Wochen vor Zusammentritt der Generalversammlung ergehen. Sie haben den Zeitpunkt und den Ort der Versammlung genau zu bezeichnen und die Tagesordnung bekanntzugeben.
5. Der Vorsitz in der Generalversammlung obliegt dem Präsidenten, bei Verhinderung einem Vizepräsidenten.
6. Gültige Beschlüsse können nur über Anträge gefaßt werden, die auf der Tagesordnung stehen. Ausgenommen hievon sind Anträge auf Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung.
7. Die Beschlußfähigkeit der Generalversammlung ist bei Anwesenheit von mindestens zwanzig Mitgliedern gegeben. Bei mangelnder Beschlußfähigkeit ist die eine halbe Stunde später zu eröffnende Generalversammlung auf jeden Fall beschlußfähig.
8. Die Generalversammlung faßt ihre Beschlüsse mit einfacher Stimmenmehrheit, bei Statutenänderungen und Auflösung des Vereines mit Zweidrittelmehrheit. Bei Stimmgleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Die Abstimmung erfolgt durch Handheben. Über ausdrücklichen Beschluß der anwesenden Teilnehmer kann die Abstimmung mittels Stimmzettel erfolgen.

9. Bei jeder Generalversammlung ist ein Protokoll zu führen. Das Protokoll ist vom Vorsitzenden und vom Generalsekretär zu unterfertigen.

§ 11 Der Wirkungskreis der Generalversammlung umfaßt:

1. Entgegennahme der Tätigkeitsberichte der Vereinsorgane über das abgelaufene Geschäftsjahr.
2. Stellungnahme zu den Tätigkeitsberichten und Entlastung der Vereinsorgane.
3. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages und sonstiger Pflichtleistungen der Mitglieder.
4. Behandlung der auf der Tagesordnung stehenden Fragen, Beschlußfassung über Anträge.
5. Ernennung und Streichung von Verdienten Mitgliedern und Ehrenmitgliedern.
6. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern.
7. Entscheidung über Berufungen gegen den Ausschluß von Mitgliedern.
8. Beschlußfassung über Statutenänderungen.
9. Wahl der Mitglieder des Vorstandes, des Ausschusses, des Museumsausschusses, der Kontrollorgane und von Ehrenpräsidenten auf die Dauer von drei Jahren.

§ 12 Die Auflösung des Vereines kann nur auf einer für diesen Zweck einberufenen Außerordentlichen Generalversammlung behandelt und beschlossen werden.

Der Vorstand

§ 13 Der Vorstand ist alle drei Jahre von der Generalversammlung zu wählen. Er besteht aus:

- dem Präsidenten,
- zwei Vizepräsidenten,
- dem Generalsekretär und seinem Stellvertreter,
- dem Kassier und seinem Stellvertreter.

Ferner gehören von Amts wegen dem Vorstand an:

- der Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde
- und die Ehrenpräsidenten.

- § 14
1. Der Vorstand hat sämtliche Vorarbeiten für die Sitzungen des Ausschusses und für die Generalversammlung zu leisten und tritt fallweise zu Sitzungen zusammen. Bei absoluter Notwendigkeit ist der Vorstand berechtigt, auch in Angelegenheiten, die der Beschlußfassung der Generalversammlung oder des Ausschusses unterliegen, unter eigener Verantwortung selbständige Anordnungen zu treffen; diese bedürfen jedoch der nachträglichen Genehmigung durch das zuständige Vereinsorgan. Der Vorstand faßt seine Beschlüsse bei Anwesenheit mindestens dreier seiner Mitglieder mit absoluter Stimmenmehrheit.
 2. Der Präsident ist der höchste geschäftsführende Vereinsfunktionär; ihm obliegt die Vertretung des Vereines, insbesondere nach außen, gegenüber den Behörden und dritten Personen. Er sorgt für die Einhaltung der gesetzlichen sowie der Statutenbestimmungen, führt in der Generalversammlung und in den Sitzungen des Vorstandes und des Ausschusses den Vorsitz. In seiner Abwesenheit vertritt ihn der erste oder zweite Vizepräsident

bzw. ein Ehrenpräsident. Zum Ehrenpräsidenten kann auf Grund langjähriger Verdienste ein scheidender Präsident ernannt werden.

Der Generalsekretär sorgt für die Durchführung der von den Vereinsorganen gefaßten Beschlüsse und erledigt die Vereinsgeschäfte.

Der Kassier ist für die ordnungsgemäße Geldgebarung des Vereines verantwortlich.

3. Schriftliche Ausfertigungen und Bekanntmachungen des Vereines sind vom Präsidenten und vom Generalsekretär, sofern sie jedoch Geldangelegenheiten betreffen, vom Präsidenten oder dem Generalsekretär und vom Kassier gemeinsam zu unterfertigen. Alltägliche Schriftstücke von untergeordneter Bedeutung können vom Generalsekretär ohne Gegenzeichnung unterfertigt werden.
4. Über jede Sitzung des Vorstandes ist ein Protokoll zu führen und gemäß § 14/3 zu fertigen.

Der Vereinsausschuß

§ 15 Dem Ausschuß gehören an:

1. Die Vorstandsmitglieder.
 2. Der Leiter des Museumsausschusses.
 3. Die Leiter der Arbeitsgemeinschaften.
 4. Die Leiter der Landessektionen.
 5. Vertreter von Hochschulinstituten, des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde und Körperschaften, soweit eine vom Vorstand vereinbarte Zusammenarbeit besteht. Sie werden vom Vorstand auf die Dauer seiner Funktionsperiode bestellt.
 6. Höchstens weitere 8 Personen, die an der Arbeit des Vereines besonderen Anteil nehmen. Sie werden über Vorschlag des Vorstandes von der Generalversammlung gewählt.
1. Der Ausschuß tritt nach Bedarf zu Sitzungen zusammen, die der Präsident einberuft und die von ihm oder seinem Stellvertreter geleitet werden.
 2. Die Beschlußfähigkeit des Ausschusses ist gegeben, wenn alle Mitglieder zur Sitzung geladen wurden und mindestens ein Drittel der Mitglieder anwesend ist.
 3. Der Ausschuß faßt seine Beschlüsse mit einfacher Stimmenmehrheit; bei Stimmgleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.
 4. Über jede Ausschußsitzung ist ein Protokoll zu führen.

§ 16 Dem Vereinsausschuß obliegt:

1. Die Erstellung des Jahresvoranschlages.
2. Beschlußfassung über Anträge des Vorstandes, wenn die Anträge nicht in den Wirkungsbereich der Generalversammlung fallen.
3. Stellungnahme zum Bericht des Kassiers sowie zu allen wirtschaftlichen und fachlichen Fragen.
4. Entgegennahme der Tätigkeitsberichte und der Arbeitsplanung und sonstige Vorarbeiten für die Generalversammlung.
5. Beschlußfassung über den Vorschlag zur Ernennung von Ehrenmitgliedern, zur Ernennung von korrespondierenden und verdienten Mitgliedern und über den Antrag zur Aberkennung der Ehrenmitgliedschaft.
6. Einsetzung und Auflösung von Arbeitsgemeinschaften und Landessektionen.

Arbeitsgemeinschaften

- § 17 1. Arbeitsgemeinschaften können für spezielle Bereiche zur Pflege der Volkskunde und zur Erlangung und Verbreitung wissenschaftlicher, volkskundlicher Ergebnisse auf Beschluß des Ausschusses gebildet werden.
2. Die Mitglieder einer Arbeitsgemeinschaft wählen bei ihrer ersten Zusammenkunft aus ihren Reihen den Leiter der Arbeitsgemeinschaft, welcher vom Vorstand zu bestätigen ist.

Landessektionen

- § 18 1. Zur Erreichung des Vereinszweckes können Landessektionen errichtet werden. Diese sind Außenstellen des Vereines und haben keine eigene Rechtspersönlichkeit.
2. Die Errichtung einer Landessektion erfolgt, nach Beratung im Vereinsauschuß, durch den Vorstand. Die Mitglieder einer Landessektion wählen bei ihrer ersten Zusammenkunft aus ihren Reihen den Leiter der Landessektion, welcher vom Vorstand zu bestätigen ist.

Ausschuß für das Österreichische Museum für Volkskunde

- § 19 1. Der Ausschuß für das Österreichische Museum für Volkskunde setzt sich aus folgenden Personen zusammen:
1. dem Präsidenten des Vereines;
 2. dem Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde;
 3. zwei Mitgliedern des Vereines, die hauptberuflich Museumsbeamte sind.
2. Die Mitglieder des Ausschusses, die ihm nicht von Amts wegen angehören, werden von der Generalversammlung gewählt.
3. Der Ausschuß faßt seine Beschlüsse mit einfacher Stimmenmehrheit.
4. Die Aufgabe des Ausschusses besteht in der Zusammenarbeit zwischen Verein und Museumsleitung, solange die Sammlungen Eigentum des Vereines sind.

Das Kontrollorgan

- § 20 1. Das Kontrollorgan besteht aus zwei Rechnungsprüfern, die von der Generalversammlung aus der Zahl der Vereinsmitglieder gewählt werden. Die Rechnungsprüfer dürfen nicht gleichzeitig Mitglieder des Ausschusses sein.
2. Die Amtsdauer des Kontrollorganes beträgt drei Jahre.
3. Dem Kontrollorgan obliegt die laufende Kontrolle der finanziellen Gebarung des Vereines und die Überprüfung des jährlichen Rechnungsabschlusses des Vereines. Das Kontrollorgan ist befugt, jederzeit in die Korrespondenz, die Geschäftsbücher und die sonstigen Belege des Vereines Einsicht zu nehmen und Aufklärung zu verlangen. Es hat über das Ergebnis seiner Tätigkeit alljährlich der Generalversammlung zu berichten.

Das Schiedsgericht

- § 21 1. In allen Streitigkeiten aus dem Vereinsverhältnis entscheidet ein Schiedsgericht.
2. Das Schiedsgericht besteht aus 5 Personen. Es wird derart gebildet, daß jeder Streitteil innerhalb von 8 Tagen dem Vorstand zwei Vereinsmitglieder

als Schiedsrichter namhaft macht. Diese wählen mit Stimmenmehrheit ein weiteres Vereinsmitglied zum Obmann. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Los.

3. Das Schiedsgericht fällt seine Entscheidung bei Anwesenheit aller seiner Mitglieder mit einfacher Stimmenmehrheit. Stimmenthaltung ist unzulässig.
4. Das Schiedsgericht entscheidet nach bestem Wissen und Gewissen.
5. Die Entscheidungen des Schiedsgerichtes sind endgültig und der ordentlichen Gerichtsbarkeit entzogen.

Freiwillige Auflösung des Vereines

§ 22 Die freiwillige Auflösung des Vereines erfolgt durch Beschluß einer zu diesem Zweck einberufenen außerordentlichen Generalversammlung. Im Falle der freiwilligen Auflösung fällt das Vereinsvermögen der Republik Österreich anheim, mit der Auflage, es weiterhin für gemeinnützige Zwecke (für Zwecke des Österreichischen Museums für Volkskunde) zu verwenden.

- - -

a) Mitgliederbewegung: Der Mitgliederstand des Vereins für Volkskunde hat sich gegenüber 1981 von 735 auf 716 Mitglieder verringert. Neben 32 Neuanmeldungen mußten 11 Todesfälle, 11 Austritte und 29 Streichungen wegen Zahlungsrückstandes registriert werden. Die Austritte sind zum Teil auf die notwendige Erhöhung des Mitgliedsbeitrages auf S 120,- bzw. der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde auf S 200,- (S 300,- für Nichtmitglieder) zurückzuführen.

Die Generalversammlung gedachte ehrerbietig der im vergangenen Jahr verstorbenen korrespondierenden Mitglieder: Univ.-Prof. Dr. Richard Beitzl (Schruns – Berlin), Univ.-Prof. Dr. Walter Hävernack (Hamburg), Univ.-Prof. Dr. Mathilde Hain (Neuenhain), Prof. Dr. Joseph Lefftz (Straßburg), Univ.-Prof. Dr. Robert Wildhaber (Basel), und der Mitglieder: Dr. Mirko Čovič (Wien), Ing. Hermann Heidecker (Wien), Schulrat Heinz Hofmann (Krems), Prof. Friedrich Knapp (Gmunden), Prof. Franz Zabusch (Wien).

Neben diesen bedeutenden Persönlichkeiten hatte der Verein für Volkskunde auch zu Beginn dieses Jahres das Ableben von Hofrat Dr. Adolf Mais, der lange Jahre Generalsekretär des Vereines war, zu beklagen. Der Präsident, Dir. Dr. Klaus Beitzl, würdigte sein Wirken mit ehrenden Worten.

b) Vereinsveranstaltungen: Im Jahr 1982 wurden 23 öffentliche Veranstaltungen wissenschaftlichen und volksbildnerischen Charakters durchgeführt. Das Jahresprogramm wies unter Berücksichtigung des Doppelcharakters einiger Veranstaltungen 9 wissenschaftliche Vorträge, 1 Filmvortrag, 9 Ausstellungseröffnungen mit Vorträgen und Führungen sowie 4 Studienfahrten auf:

22. Jänner 1982: Filmvortrag von Dr. Annemarie Bönsch (Wien): „Die Trauertracht der Bregenzwälderin“.

19. März 1982: Ordentliche Generalversammlung 1982 mit feierlicher Gedenksitzung für den verstorbenen Vereinspräsidenten w. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt. Anschließend öffentlicher Vortrag von Prof. Dr. Theodor Kohlmann (Direktor des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin): „Das Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin. Ein Einblick in Geschichte und Gegenwart“ (mit Lichtbildern).

28. März 1982: Fahrt zur Eröffnung der Frühjahrsausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee: „Dorfbilder aus dem Burgenland und Niederösterreich. Malerei und Graphik von Viktor Lederer und Diana Lederer-Chesham“.

2. April 1982: Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Brückner (Würzburg): „Volkslied – Märchen – Folklore. Deutsch-englische Wechselbeziehungen in der europäischen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts“.

18. April 1982: Eröffnung der von Dr. Franz Grieshofer und Dipl.-Ing. Michael Martischinig gestalteten Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde: „Häuser im Lungau. Malerei und Graphik von Dipl.-Ing. Rudolf Haybach“.

16. Mai 1982: Eröffnung der Ausstellung „Vereine als Träger von Volkskultur in der Gegenwart“ im Österreichischen Museum für Volkskunde.

21. Mai 1982: Studienfahrt zur Niederösterreichischen Landesausstellung 1982 in Krems: „800 Jahre Franz von Assisi. Franziskanische Kunst und Kultur des Mittelalters“ und nach Gobelburg zur Eröffnung der Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde: „Volkskundliches aus Italien“.

11. Juni 1982: Fahrt zur Eröffnung der Ausstellung des Néprajzi Múzeum Budapest im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee: „Die ungarische Bauernküche“ mit anschließendem Vortrag von Dr. Edith Hörandner (Wien): „Traditionelle Konservierung von Fleisch, Wurst und Speck in der vorindustriellen Zeit“. – Am Abend fand ein Parkfest, veranstaltet vom Landwehrstammregiment 11, statt.

15. Juni 1982: Fahrt zum Studientag im Institut für Gegenwartsvolkskunde in Mattersburg zum Thema „Volkschauspiel“ mit Vorträgen von Dr. Fritz Fuhrich (Wien): „Das Volksschauspiel aus der Sicht der Theaterwissenschaft“; Karl Eugen Fürst (Fürstenfeldbruck): „Der Oberuferer Spielkreis“; Sepp Gmász (Eisenstadt): „Historische Tonbeispiele und lebendige Überlieferung des Volksschauspiels am burgenländischen Heideboden“. – Anschließend Ausstellungseröffnung: „Volksschauspiel im Burgenland“.

5. Juni 1982: Frühjahrsexkursion der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, gemeinsam mit dem Verein für Volkskunde, zu den römischen Ausgrabungen im nördlichen Burgenland und ins Burgenländische Landesmuseum.

11. September 1982: Studienfahrt zur Steiermärkischen Landesausstellung 1982: „Erzherzog Johann von Österreich“ mit Besuch der Ausstellung in Thernberg: „Johann, der Thernberger“.

24. Oktober 1982: Familiensonntag mit speziellem Kinderprogramm, das am 26. Oktober 1982, anlässlich des „Tages der offenen Tür“, wiederholt wurde.

29. Oktober 1982: Lichtbildervortrag von Hon.-Prof. Dr. Karl Haiding (Stainach): „Kinderspiele aus Niederösterreich und der Steiermark in ihren weiträumigen Zusammenhängen“.

6. November 1982: Volkskundliche Herbstexkursion der Anthropologischen Gesellschaft und des Vereins für Volkskunde in das südliche Alpenvorland.

26. November 1982: Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Brückner (Würzburg): „Bilderbogen und Bildzeitung, Medienpolitik im 19. Jahrhundert“ (mit Lichtbildern).

28. November 1982: Eröffnung der Krippenausstellung und der Sonderausstellung „Puppen und Puppenhäuser“ durch Dr. Franz Grieshofer. Anschließend Adventfeier, veranstaltet vom Volksgesangsverein Wien unter der Leitung von Ing. Alfred Fleischmann und Prof. Otto Kaiser.

10. Dezember 1982: Vortrag von Frau Dr. Klára Csilléry (Budapest): „Das deutsch-ungarische Dorf Harta und seine Möbelkultur“ (mit Lichtbildern).

11. Dezember 1982: Fahrt zur Eröffnung der Möbelstube aus Harta/Ungarn im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee und zum „Burgenländischen Advent“, der gemeinsam mit dem ORF-Studio Burgenland abgehalten wurde.

12. Dezember 1982: Burgenländischer Advent in Kittsee und Eröffnung der Ausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee „Stickereien aus Südosteuropa“ durch Barbara Mersich.

Besonders die letzte Veranstaltung, der „Burgenländische Advent“, im Schloßmuseum Kittsee hatte einen großen Erfolg zu verzeichnen.

c) Vereinspublikationen: Nach dem Tod von Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt übernahm Dir. Dr. Klaus Beitzl die Schriftleitung der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“, die 1982 ebenfalls regelmäßig mit 4 Heften als Band XXXVI der Neuen Serie (= Band 85 der Gesamtserie) erschien. Heft 1 und 2 erschienen in memoriam Leopold Schmidt, Heft 3 wurde als Gedenkschrift für Richard Beitzl (1900–1982) herausgegeben und Heft 4 wurde Leopold Kretzenbacher zum 70. Geburtstag gewidmet. Diese außergewöhnlichen Ereignisse hatten zur Folge, daß der Jahrgang 1982 den doppelten Umfang, nämlich 468 Seiten, erreichte. Die Auflage betrug wieder 1100 Exemplare je Heft. Die Zahl der Dauerbezieher hingegen, wie bei den Mitgliedern, um 17 zurück und betrug Ende des Berichtsjahres 817. Davon entfallen 71 Exemplare auf Pflicht- und Belegstücke und 186 auf Tauschpartner. Wie bereits erwähnt, mußte der Abonnementpreis für die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“ auf S 300,– bzw. S 200,– für Mitglieder erhöht werden.

Die Finanzierung der Zeitschrift, die zu einem guten Teil aus Eigenmitteln bestritten wird, gestaltet sich von Jahr zu Jahr schwieriger, da die Subventionen nicht in dem Maße steigen wie die Druckkosten. Ohne Zuschüsse seitens der öffentlichen Hand, für die der Verein für Volkskunde dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und den Landesregierungen von Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg zu danken hat, könnte die Zeitschrift überhaupt nicht erscheinen.

Im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde erschien weiters der Kongreßband der Österreichischen Volkskundetagung 1980 von Feldkirch, Vorarlberg, mit sämtlichen Referaten und Diskussionsbeiträgen zum Thema: „Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich“, herausgegeben im Auftrag des Vereins für Volkskunde und des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde von Klaus Beitzl und Karl Ilg, Wien 1982, 230 Seiten (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Bd. 5).

Dir. Dr. Klaus Beitzl übergab 1982 die Schriftleitung des Nachrichtenblattes an Frau Dr. Margot Schindler, die diese Aufgabe gewissenhaft weiterführte. „Volkskunde in Österreich“ erschien im 17. Jahrgang wieder in 10 Folgen mit einem

Umfang von 64 Seiten. Die Auflage des im Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften gedruckten Nachrichtenblattes betrug 1300 Stück pro Heft.

d) **Bibliographische Arbeitsgemeinschaft:** Die Reihe der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ konnte um die Folge 13/14 vermehrt werden. Sie enthält das Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1977 und 1978 sowie Nachträge und umfaßt auf 303 Seiten 1600 Nummern samt den entsprechenden Personen-, Orts- und Sachregistern. Neben den Mitarbeitern gebührt der Dank vor allem Frau Schulrat Margarete Bischoff, die wie bisher auch diesen Band wieder mit Umsicht redigierte.

e) **Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung:** OR Dr. Emil Schneeweis berichtete, daß die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft im gewohnten Umfang fortgesetzt werden konnte. Vor allem seine Vortragsserie „Zur Ikonographie der Flurdenkmale“ erfreue sich weiterhin lebhaften Interesses. Als Kontaktperson am Österreichischen Museum für Volkskunde steht nun Dr. Franz Grieshofer zur Verfügung.

B. Österreichisches Museum für Volkskunde

1. Raum und Beschaffung:

Der Verein für Volkskunde als Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde hat im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und des Magistrates der Stadt Wien auf der Grundlage eines Vorprojektes zweier Architekten einen Gesamtplan für die Restaurierung, Sanierung und Adaptierung des denkmalgeschützten Museumshauptgebäudes sowie der Erweiterungsbauten im Bereich des ehemaligen Luftschutzbunkers (Ausstellungshalle) und des gemeindeeigenen Gebäudes (öffentliches Wannbad) im Schönbornpark ausarbeiten lassen. Diese Planung, zusammen mit der vorläufigen Kostenschätzung, wird als Entscheidungsgrundlage für den geplanten Ausbau des Museums und für die Finanzierungsverhandlungen dienen.

Intern konnten mit eigenen technischen und finanziellen Mitteln wiederum zwei Ausstellungsräume im Erdgeschoß des Ostflügels des Museumshauptgebäudes und der Aufenthaltsraum für die Dienstnehmer zur Gänze erneuert werden. Die Ausstellungsräume wurden überdies mit einem Gasheizungskonvektor versehen.

Die Verlagerung und Desinfektion der deponierten Bestände der ost- und südosteuropäischen Sammlungen aus dem bisherigen Museumsmagazin (Raum 131) in die Studiensammlung des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee bzw. in den Bunker Schönbornpark konnte soweit vorangetrieben werden, daß für Frühjahr 1983 mit der Errichtung des neuen zweigeschossigen Bibliotheksspeichers gerechnet werden kann.

In der Präsentationsstelle und Studiensammlung Mattersburg wurden die Sanierungs- und Adaptierungsarbeiten der vom Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften angemieteten Gebäudehälfte der ehem. Bauer-Mühle durch Auskernungsarbeiten im Bereich des alten Getreidesilos (Entfernung sämtlicher Holzeinbauten) weitergeführt werden. Die Detailplanung für den weiteren Ausbau des dreigeschossigen Osttraktes für die Zwecke der

Studiensammlung für Trachten und Textilien sowie für die Studiensammlung für Möbel liegt abgeschlossen vor.

Studiensammlung Schloß Kittsee: Anschaffung von Regalen für Kleinmöbel aus dem Bestand der ost- und südosteuropäischen Kollektion.

2. Sammlungen und Dokumentationen:

Die Hauptsammlung weist einen Zuwachs von 1082 inventarisierten Gegenständen auf (Gesamtbestand: 70.172 Inventarnummern ohne Graphiksammlung). 222 Objekte konnten angekauft werden, worunter die Erwerbung von 128 Aquarellen und Zeichnungen (Trachten- und Brauchdarstellungen aus Südtirol und von Ungarndeutschen) von akad. Malerin Erna Moser-Piffl, ein Ölgemälde von akad. Maler Viktor Lederer (Austrommler aus dem Burgenland) sowie verschiedene Erzeugnisse rezenten ländlichen Handwerks und Kunstgewerbes aus dem Burgenland (Aufsammlung Elfriede Hanak) hervorzuheben sind. Unter den insgesamt 860 Widmungen sind die Ostereiersammlung Grassberger (96 Stück), die Sammlung Kossegg von Spitzenmustern und Musterflecken (66 Stück), die Sammlung von volkskundlichen Andenken, besonders aus der Bukowina (Sammlung Heyer, 104 Stück), Erzeugnisse der gegenwärtigen holzverarbeitenden Hausindustrie in Seiffen/DDR (Sammlung Mayerhofer, 47 Stück) hervorzuheben. Eine besonders wertvolle Volkskunstsammlung (Möbel, Keramik, Hinterglasmalerei, Kleinkunst) aus dem Nachlaß des akad. Malers Ernst Huber wurde dem Museum von der Republik Österreich als Legat überlassen (196 Inventarnummern).

Studiensammlungen: Der Schwerpunkt im Zuge der Errichtung neuer Studiensammlungen lag in der Fortführung der Einrichtungsarbeiten für die Studiensammlung für Trachten und Textilien in Mattersburg. Alle im Hauptgebäude seit langem eingelagerten Trachten- und Textilbestände werden weiterhin systematisch herausgezogen, neuinventarisiert, fotografiert und nach Mattersburg überstellt (Dr. Margot Schindler). In gleicher Weise konnte mit der Aufarbeitung der zwischenzeitlich schon zur Gänze in einer eigenen Studiensammlung im Museumshauptgebäude zusammengezogenen Keramikbestände begonnen werden (Auftrag an Dr. Günter Kohlprath). Die systematische Bearbeitung aller Gegenstände des Körper- und Kleiderschmuckes erfolgt unter denselben Gesichtspunkten (Dr. Gudrun Hempel).

Bibliothek: Der Zuwachs der Bibliothek beträgt 839 Inventarnummern (Stand: 29.233 Inventarnummern, einschließlich der etwa 580 vielbändigen Buchserien und 517 größtenteils laufenden Zeitschriftenfolgen) (Bearbeitung: Dr. Klaus Gottschall).

Photothek: Neben der photographischen Aufnahme sämtlicher Neuerwerbungen wurde die lückenlose Photodokumentation sämtlicher im Zuge der Neuordnung der Studiensammlungen bereits endgültig eingelagerten Sammlungsobjekte fortgesetzt. Das inventarisierte Bildmaterial der Photothek erreicht somit die Zahl von 55.054 Positiven (Zuwachs 1171), 9824 Diapositiven (Zuwachs 160), 14.566 Negativen (Zuwachs 123) und 569 Kleinbildnegativstreifen (Zuwachs 89). Insgesamt 62 auswärtige Photoaufträge wurden ausgeführt (Sachbearbeiter: Hans Gruber).

3. Restaurierung und Konservierung:

Laufende Restaurierungsarbeiten von zahlreichen Einzelobjekten im Zuge der Vorbereitung von Sonderausstellungen und Leihgaben (Volkskunst in Italien, Zwitter Krippe) sowie schwerpunktmäßige Wiederherstellungen beispielsweise der gesamten Kollektion volkstümlicher Möbel aus Frankreich und der großen achteiligen Fastenkrippe aus Südtirol. Insgesamt 6 Transporte von verschiedenen Holzobjekten wurden einer Behandlung in der Entwesungsanlage des Museums für Völkerkunde unterzogen und anschließend in die Studiensammlung Bunker Schönbornpark eingelagert. Der Restaurierungsabteilung (akad. Restaurator Martin Kupf und Karl Vollstuber) obliegt es außerdem, die Aufgaben der Gebäudeaufsicht und die Kontrolle über alle laufenden Instandhaltungs- und Erneuerungsarbeiten wahrzunehmen. Es wurde für die Behörden ein Bericht über den fortschreitenden Fassadenverfall des denkmalgeschützten Museumshauptgebäudes verfaßt. An der Erstellung eines Gesamtkonzeptes für die Restaurierung, Sanierung und Adaptierung des Museumshauptgebäudes und der Ausbauten im Schönbornpark wurde durch Beibringung von Bestandsplänen und durch die Ausführung von Detailplanungen mitgewirkt. Für die Außenstelle Sammlung Religiöse Volkskunst im ehemaligen Ursulinenkloster in Wien wurde die Montage eines historischen, schmiedeeisernen Wandarmes zur Anbringung eines künstlerisch gestalteten Aushängeschildes mit Hinweis auf die Museumsaußenstelle (Blechschnittbild mit der Allegorie „Christus als Apotheker“ nach dem in der Sammlung befindlichen Andachtsbild) durch Eingaben bei den Behörden vorbereitet und schließlich ausgeführt. Im Bereich der Textilrestaurierungswerkstatt (Christine Klein) lag der Schwerpunkt der Arbeit in der Sichtung, Reinigung sowie schonenden Verpackung von ca. 500 Hüten und Hauben sowie von weiteren 100 Einzelobjekten für die Einlagerung in der Studiensammlung Mattersburg. Für die konservatorische Bearbeitung der Trachten und Textilien war ein dreiwöchiger Aufenthalt in der Außenstelle Mattersburg erforderlich.

4. Ausstellungen:

Im Museumshauptgebäude Gartenpalais Schönborn fanden die Sonderausstellungen „Häuser im Lungau. Rudolf Haybach – Malerei und Graphik“ (mit Plakat und Katalog von Franz Grieshofer und Michael Martitschnig), „Vereine als Träger von Volkskultur“ (mit Plakat und Katalog von Michael Martitschnig), die große Weihnachtsausstellung „Weihnachtskrippen aus Österreich“ (mit Straßenbahnplakat und Katalog von Franz Grieshofer) sowie „Puppen und Puppenstuben“ statt.

In der Museumsaußenstelle Gobelsburg wurde die Sonderausstellung „Volkskundliches aus Italien“ (mit Plakat und Katalog von Gudrun Hempel) veranstaltet. – Gemeinsam mit dem Institut für Gegenwartsvölkerkunde der Österr. Akademie der Wissenschaften wurde die große Sonderausstellung „Volksschauspiel im Burgenland“ (mit Plakat und Katalog von Klaus Beitzl, Fritz Fuhrich, Franz Grieshofer, Eva Kausel und Michael Martitschnig) erarbeitet und in der Präsentationsstelle Mattersburg gezeigt. – Seit 1982 nimmt das Österreichische Museum für Völkerkunde an den Aktionen „Wiener Ferienspiel“ und „Familiensonntag“, der Magistratsabteilung 13 der Stadt Wien teil, wobei die jeweiligen Sonderprogramme unter der Leitung von Dr. Franz Grieshofer von einer studentischen Arbeitsgruppe vorbereitet werden.

Berichterstatter: Klaus Beitzl

2. Kassabericht des Vereines für Volkskunde und 3. Entlastung der Vereinsorgane für das Jahr 1982

Der Vereinsbetrieb erforderte im Berichtsjahr einen Betrag von S 81.699,-. Davon entfielen auf den Bürobetrieb (Bürobedarf, Porto usw.) S 42.497,-, auf den Druck des Nachrichtenblattes S 22.844,- und auf Vereinsveranstaltungen S 11.720,-. Dem stehen S 79.598,- an Eingängen gegenüber, was einen Abgang von S 2101,- ergibt.

Eine gewaltige Ausgabenerhöhung war beim Druck der Zeitschrift zu vermerken. Für die vier Hefte, die mit 456 Seiten den doppelten Umfang erreichten (u. a. Gedenkschrift für R. Beitzl, Festschrift für L. Kretzenbacher), mußten S 426.266,- an Druckkosten bezahlt werden. Die Einnahmen aus Abonnements (S 152.259,-) und Subventionen (S 165.000,-) betrugten aber nur S 317.259,-, wodurch sich ein Abgang von S 109.007,- ergibt. Dazu veröffentlichte der Verein im vergangenen Jahr eine Gedenkschrift für L. Schmidt und den Tagungsband des Fachverbandes für Volkskunde, wodurch S 138.528,- an Kosten erwachsen. Durch Subventionen, Rückvergütung und Einzelverkauf konnten wiederum nur S 104.812,- eingebracht werden, so daß zusätzlich ein Betrag von S 33.716,- offen bleibt.

Dieser große Abgang konnte für das Berichtsjahr noch aus den Rücklagen gedeckt werden. Um die prekäre Situation im nächsten Jahr zu meistern, wurde beschlossen, 1983 Heft 1 und 2 als Doppelnummer herauszugeben. Der Kassier legte der Schriftleitung größte Sparsamkeit ans Herz. Der Antrag des Kassiers auf Erhöhung des Mitgliedsbeitrages auf S 150,- ab 1984 wurde angenommen.

Als Kassenprüfer berichtete Frau OStR. Dr. Martha Sammer, daß die Kassaprüfung am 25. 2. 1983 vorgenommen worden sei und daß es buchhalterisch keine Beanstandungen gegeben habe. Um wieder eine solide finanzielle Basis zu erreichen, empfahlen die Kassaprüfer im besonderen die Reduktion der Druckkosten der Zeitschrift und den Verzicht auf zusätzliche Publikationen.

Auf Antrag der Kassaprüfer wurde dem Vereinskassier für das Jahr 1982 von der Generalversammlung einstimmig die Entlastung erteilt.

In gleicher Weise hat die Generalversammlung alle übrigen Vereinsberichte einstimmig zur Kenntnis genommen und den Vereinsorganen die Entlastung ausgesprochen.

Berichterstatter: Franz Maresch

4. Wahl der Mitglieder des Vorstandes, des Ausschusses und des Kontrollorgans

Nach Ablauf der dreijährigen Funktionsperiode 1980–1982 mußte die Ordentliche Generalversammlung eine Neuwahl des Vorstandes, des Ausschusses und des Kontrollorgans durchführen. Die Leitung der Wahl wurde von Ministerialrat Dr. Carl Blaha wahrgenommen, der namens des Vereines der bisherigen Vereinsleitung den Dank für die geleistete Arbeit aussprach. Mit Stimmeneinhelligkeit wurden folgende Mitglieder in die einzelnen Organe gewählt:

Vorstand:

1. Ehrenpräsident: Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni
2. Ehrenpräsident: Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren
Präsident: OR Dir. Dr. Klaus Beitzl
1. Vizepräsident: Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser
2. Vizepräsident: Univ.-Prof. HR Dr. Franz C. Lipp
Kassier: Prof. Ing. Franz Maresch
Kassier-Stv.: Rat Dipl.-Ing. Gerhard Maresch
Generalsekretär: Rat Dr. Franz Grieshofer
Generalsekretär-Stv.: Dr. Margot Schindler

Ausschuß:

Wirkl. HR Dir. Dr. Hans Aurenhammer
Ministerialrat Dr. Carl Blaha
Prof. Dr. Helene Grün
Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung
Sektionschef Dr. Hermann Lein
Prälat Univ.-Prof. Dr. Franz Loidl
Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger
Univ.-Prof. Dr. Herbert Zeman
Laut Statuten gehören dem Ausschuß weiters an: die Vorstandsmitglieder, der Leiter des Museumsausschusses, die Leiter der Arbeitsgemeinschaften: OR Dr. Emil Schneeweis, die Leiter der Landessektionen: dzt. unbesetzt, Vertreter von Hochschulinstitutionen usw., die vom Vorstand bestellt werden. Dazu gehören:

Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg
Univ.-Ass. Dr. Olaf Bockhorn
Hochschulprof. Walter Deutsch
Dr. Gerlinde Haid
Wirkl. HR Dr. Dietmar Assmann
Prof. RegR. Hans Gruber
Dir. Dr. Hans Gschnitzer
Wirkl. HR Dr. Kurt Conrad
OKustos Dr. Werner Galler
Museumsleiter Dr. Maria Kundegraber

Kontrollorgan:

OStR. Dr. Martha Sammer
Dr. Monika Habersohn

Museumsausschuß:

von Amts wegen:
Dir. OR Dr. Klaus Beitzl
Rat Dr. Franz Grieshofer
gewählt wurden:
OKustos Dr. Werner Galler
Rat Dipl.-Ing. Gerhard Maresch

Ausschuß für die Bibliographische Arbeitsgemeinschaft

Dir. OR Dr. Klaus Beitzl
Schulrat Margarethe Bischoff
Rat Dr. Franz Grieshofer

(Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft sind: Wirkl. HR Dr. Dietmar Assmann, Univ.-Doz. Dr. Elfriede Grabner, Dr. Hans Griebmair, Rat Dr. Klaus Gottschall, OKomm. Dr. Wolfgang Gürtler, Dir. Dr. Maria Kundgraber.

Ausschuß für die Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung

Harald Boesch
Rat Dr. Franz Grieshofer
OR Dr. Emil Schneeweis

5. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages

Nach eingehender Diskussion wurde dem Vorschlag des Vereinsvorstandes auf Erhöhung des Mitgliedsbeitrages auf S 150, – ab 1984 einhellig zugestimmt.

6. Stiftung der Ehrennadel für Verdienste um die österreichische Volkskunde („Hüterstern“)

Der Verein für Volkskunde in Wien hat mit Beschluß der ao. Generalversammlung vom 26. November 1982 die Stiftung einer Ehrennadel für Verdienste um die österreichische Volkskunde („Hüterstern“) auf Grund eines mehrheitlichen Beschlusses geschaffen. Für diese Auszeichnung wurde von der Vereinsleitung folgendes Statut ausgearbeitet und durch die Ordentliche Generalversammlung einstimmig genehmigt.

Statut zur Stiftung und Verleihung der Ehrennadel für Verdienste um die österreichische Volkskunde („Hüterstern“)

1. Die Würdigkeit einer für die Verleihung in Aussicht genommenen Person bestimmt der Vorstand über Vorschlag des Ausschusses.
2. Die Ehrennadel ist ein Abzeichen mit Anstecknadel, rund, Durchmesser 18 mm, Handschnitt doppelseitig geprägt, und weist Avers die stilisierte Nachbildung eines Hütersterns mit Herz und Emblem „VV“ (= Verein für Volkskunde) und Revers den Text: „Hüterstern“ – Ver. f. Vkke (= Verein für Volkskunde) auf. Feinsilber alt, 900/1000 f. Entwurf und Stahlschnitt: Bildhauer und Medailleur Heinz Klarmüller, Wien.
3. Die Ehrennadel wird für Verdienste um die österreichische Volkskunde verliehen. Diese Verdienste müssen auf fachlich-volkskundlichem Gebiet, insbesondere des Sammeln und Dokumentierens, erworben worden sein. Die öffentliche Zugänglichkeit der Ergebnisse ist Voraussetzung.
4. Vorschläge zur Verleihung der Ehrennadel können von allen Mitgliedern des Vereins für Volkskunde eingebracht werden.
5. Die Ehrennadel geht in das Eigentum des Beliehenen über.

6. Der Verein für Volkskunde führt ein Ehrenbuch, in das die Ausgezeichneten eingetragen werden.

7. Als Stiftungstag der Ehrennadel wird der 26. 11. 1982 festgesetzt.

7. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern und Ernennung von Verdienten Mitgliedern

Die Generalversammlung hat die vom Vereinsausschuß zur Wahl vorgeschlagenen Korrespondierenden Mitglieder einstimmig angenommen:

Univ.-Prof. Dr. Giovanni Battista Bronzini, Bari

Univ.-Prof. Dr. Hermann Bausinger, Tübingen

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Brückner, Würzburg

Pater Gabriel Llompart, Palma de Mallorca

Gen.-Dir. Dr. Lenz Kriss-Rettenbeck, München

Univ.-Prof. Dr. Günter Wiegelmann, Münster

Zu Verdienten Mitgliedern wurden von der Generalversammlung einstimmig ernannt:

Prof. Dr. Stefan Löscher

Anton Mittmannsgruber

Melanie Wissor

Prof. Nora Watteck

8. Allfälliges

Zu diesem Tagesordnungspunkt kam keine Wortmeldung.

Im Anschluß an die Generalversammlung hielt Prof. Walter Deutsch einen sehr beachteten Vortrag über „Die Volksmusik in Überlieferung und Pflege aus der Sicht der Forschung“.

Den Ausklang der Ordentlichen Generalversammlung 1982 bildete in der herkömmlichen Weise ein in den Räumen der Sammlung Religiöse Volkskunst des Österreichischen Museums für Volkskunde vom Verein für die Mitglieder und Freunde dargebotene Bewirtung, für die wieder Herr Prof. Ing. Franz Maresch mit seinem bewährten Team sorgte. Zehn Tage später erreichte uns die bestürzende Nachricht von seinem plötzlichen Tod.

Der Verein für Volkskunde verliert mit Prof. Maresch nicht nur seinen umsichtigen und äußerst erfolgreichen Kassier, sondern auch einen Freund, der viele Stunden dem Verein und der gemeinsamen Arbeit geopfert hat. Für diesen unermüdlchen Einsatz und die vielen schönen Begegnungen haben wir Herrn Prof. Ing. Franz Maresch aufrichtig zu danken. Unser Dank gilt aber auch Herrn Rat Dipl.-Ing. Gerhard Maresch, der sich bereit erklärt hat, das Amt seines Vaters im Verein für Volkskunde weiterzuführen.

Franz Grieshofer

Michael-Haberlandt-Medaillen 1983

In seiner Sitzung vom 16. 12. 1982 hatte der Vorstand des Vereins für Volkskunde beschlossen, die Michael-Haberlandt-Medaille für besondere Verdienste um die Österreichische Volkskunde, vornehmlich auf musealem Gebiet, an Hofrat Dr. Adolf Mais und Hofrat Dr. Johann Jandrasits in Würdigung ihrer großen

Leistungen bei der Gründung und dem Aufbau des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee zu verleihen. Das Schicksal wollte es aber, daß Hofrat Dr. Mais kurz darauf verstarb. Die im Rahmen der Generalversammlung des Vereins Ethnologisches Museum Schloß Kittsee am 29. 4. 1983 geplante Übergabe der Medaille im Michael Haberlandt-Festsaal konnte daher nur mehr an Hofrat Dr. Jandrasits persönlich erfolgen. Für Hofrat Dr. Adolf Mais nahm die Witwe die Medaille in Empfang, nachdem Dir. Dr. Klaus Beitzl nochmals die Verdienste der beiden Ausgezeichneten in Erinnerung gerufen hatte.

Franz Grieshofer

Ernst Hubers Volkskunstsammlung Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde

Das Österreichische Museum für Volkskunde erhielt vom österreichischen Staat aus dem Nachlaß des Malers Ernst Huber ein wertvolles Legat von 492 Objekten. Es handelt sich dabei um schöne „Hirschbacher“-Möbel, um Devotionalien und religiöse Kunst, um eine große Anzahl Hinterglasbilder aus dem österreichisch-böhmischen Grenzraum, um Spanschachteln, Krippenfiguren, charakteristisches Holzspielzeug aus den traditionellen Erzeugerlandschaften und um Keramik, unter der besonders die Produkte der Firma Schleiss in Gmunden hervorragen. Insgesamt also eine ansehnliche Volkskunstsammlung. Dazu kommen noch Objekte, die von Ernst Huber stammen und die den frühen Versuch eines Künstlers darstellen, die traditionelle Volkskunst in moderner Form weiterzuführen.

Ernst Huber, der heute nur mehr Fachleuten ein Begriff ist, wurde am 15. Juli 1895 in Wien geboren. Er begann seinen Weg als Schriftsetzer und Lithograph. Nebenbei besuchte er an der Kunstgewerbeschule einen Abendkurs für ornamentales Zeichnen. Als Maler war er Autodidakt. 1919 wagte er sich mit 3 Gemälden an die Öffentlichkeit, die ungewöhnliches Aufsehen erregten. Ernst Huber wurde daraufhin in den „Sonderbund“ aufgenommen. 1920 beteiligte er sich bereits an der „Kunstschau“ und 1921 war er mit einer Kollektion von 33 Bildern in der Sezession vertreten, der er Ende der zwanziger Jahre beitrug. Hier stand er mit Josef Dobrowsky, Ferdinand Kitt, Sergius Pauser, Ludwig H. Jungnickel und Franz von Zülow in enger Verbindung. In der Folge entfaltete Huber eine rege Ausstellungstätigkeit. Er unternahm auch viele Reisen ins Ausland. In Österreich bevorzugte er das Mühlviertel und das Salzkammergut. 1935 erhielt Ernst Huber den Österreichischen Staatspreis für Aquarellkunst, 1937 den Österreichischen Staatspreis und den Ehrenpreis der Stadt Wien, 1949 wurde er zum Professor ernannt. Während des Krieges übersiedelte er nach Wagrain und freundete sich mit Karl H. Waggerl an, der ihm in seiner Pfingstreise ein Denkmal setzte. Nach 12 Jahren kam Ernst Huber wieder nach Wien zurück, wo er am 26. September 1960 starb.

Die in der Galerie des Österreichischen Museums für Volkskunde gezeigte Ausstellung gilt aber nicht dem Maler und Graphiker Ernst Huber allein, sie möchte vielmehr einen Beitrag zum Verständnis der Gesamtpersönlichkeit des Künstlers und zur Rolle der Volkskunst im modernen Kunstschaffen der Zwischenkriegszeit liefern. Der Künstler verfolgte mit der Erwerbung von „klassischen“ Volkskunstobjekten nämlich keine volkskundlichen Ziele, sie bedeuteten ihm vielmehr einen

integrierenden Bestandteil seines Lebens. Losgelöst von ihrer primären Funktion hatten die Gegenstände für ihn und seine Frau „Poldi“ Gebrauchswert, emotionalen Wert und vor allem ästhetischen Wert. Die Objekte dienten Ernst Huber als Sujet für seine Bilder, wie etwa eine Mariazeller Devotionalkopie, die sich auf einem Ölbild, das dankenswerterweise von der Österreichischen Galerie leihweise zur Verfügung gestellt wurde, zeigt, bzw. regten die Objekte ihn im Sinne des Gesamtkunstwerkes zur Weiterführung des traditionellen Hausgewerbes und Hausfleißes mit eigenen Mitteln an. Die von ihm bemalten Betten, seine Hinterglasbilder, vor allem aber seine Entwürfe für die Schleiss-Keramik zeugen davon. Darüber hinaus möchte die Ausstellung zeigen, daß die Hinwendung zur Volkskunst auch als eine Folge der Neubesinnung auf die Werte der Handarbeit und des Kunstgewerbes und der Suche nach dem Ursprung in der Kunst zu sehen ist.

Die Ausstellung, zu der auch ein bebildeter Katalog erschienen ist, läuft von Mai bis Ende Oktober 1983.

Franz Grieshofer

Die Zeitung als Quelle Bericht vom 1. internationalen Symposium des Instituts für Gegenwartsvolkskunde in Mattersburg

Am 10. und 11. Mai 1983 fand im Mattersburger Kulturzentrum ein Symposium „Methoden der Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde. – Die Zeitung als Quelle“ statt. Eingeladen dazu hatte das Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, das von diesem ersten Symposium ausgehend im Abstand von zwei Jahren, alternierend mit dem Institut für mittelalterliche Realienskunde (Krems), Probleme aus dem engeren Bereich der Gegenwartsvolkskunde behandeln will.

In Anwesenheit von Univ.-Prof. Dr. Hermann Vettters, Vizepräsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Obmann des Kuratoriums des Instituts für Gegenwartsvolkskunde und Direktor Dr. Klaus Beitzl, geschäftsführender Direktor des Instituts, sowie zahlreicher interessierter Kollegen aus dem In- und Ausland, wurden Berichte über Archive und Vorträge zur Dokumentation mit Hilfe von Zeitungen gehalten.

Rolf Thalmann (Basel) sprach über das ohne öffentliche oder sonstige finanzielle Zuwendungen von ihm aufgebaute und betreute Projekt „Dokumentation zur Volkskultur in Europa“, das z. Zt. rund 250.000 Artikel umfaßt und daneben noch eine Bibliothek mit ca. 10.000 Bänden einschließt. Reimund Kvideland (Bergen) gab in seinem Bericht einen kurzen Überblick über die Arbeit volkskundlicher Zeitungsarchive in Norwegen. Herbert Wolf (Cham) sprach über das Brauchtumsarchiv Bayerischer und Oberpfälzer Wald, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, für einen relativ begrenzten Bereich zu einem bestimmten Themenkomplex alles erreichbare Material zu erfassen, wobei neben Zeitungsausschnitten auch Photos, Archivalien, Ergebnisse von Feldforschungen und Sachzeugnisse gesammelt werden. Die Berichte von Elfriede Moser-Rath (Göttingen) über das Zeitungsarchiv am Seminar für Volkskunde der Georg-August-Universität Göttingen und von Helmut Süß (Hersbruck) über das Deutsche Hirtenmuseum wurden verlesen.

Am Mittwoch folgten Referate von Fritz Markmiller (Dingolfing) „Das Zeitungsarchiv im Stadtarchiv Dingolfing“, von Hermann Steininger (Wien), der ein privates Archiv mit über 250.000 Belegen aufgebaut hat, das von allgemein volkskundlichen Themenstellungen immer mehr zu Spezialthemen tendiert, und schließlich von Martin Scharfe (Tübingen), der über das Archiv des Ludwig-Uhland-Instituts und die dort verwendete Systematik berichtete. Bedauerlich war die Abwesenheit von Ueli Gyr (Zürich), der von Anfang an großes Interesse für dieses Thema und das Symposium gezeigt hatte. Sein Bericht lag aber ebenfalls schriftlich vor und wurde verlesen.

Zu diesen Archivberichten kam noch eine Anzahl außerordentlich interessanter Vorträge, die die Schwierigkeiten, aber auch die Materialfülle bei Benutzung dieser Art der Quelle deutlich machten.

Als Einleitung gab Michael Martisch n i g einen Überblick über die Sammeltätigkeit des Instituts für Gegenwartsvolkskunde und die an Hand der Belege durchgeführten Projekte. Anschließend sprach Wolfgang Brückner (Würzburg) über Zeitungsanalyse zur Flächendokumentation und, angeregt durch den für den Abend vorgesehenen Vortrag von Werner Galler (Wien) über das „Volksleben in der ‚Gartenlaube‘“, der übrigens an Hand von Dias ausgezeichnetes Anschauungsmaterial bot, über die Möglichkeiten und Erfahrungen bei der Auswertung einer historischen Zeitschrift am Beispiel eben der „Gartenlaube“. Rolf Thalmann (Basel) trug neben seinem Archivbericht auch Interessantes und Anregendes zum meist eher stiefmütterlich behandelten Thema politische und militärische Folklore bei. Karl Manherz (Budapest) sprach über „Gedruckte Massenmedien und ihre volkskundliche Relevanz für eine Volksgruppe – am Beispiel der Ungarndeutschen“ und zeigte außerdem noch einen Film über Hochzeitsbrauchtum der Ungarndeutschen.

Der nächste Tag bot mit dem Vortrag von Helga Maria Wolf (Wien) einen neuen interessanten Aspekt: die Referentin, die selbst als Redakteurin bei einer österreichischen Tageszeitung arbeitet, zeigte ausführlich und pointiert, wie Nachrichten „gemacht“ und eingesetzt werden, wie relativ die Zuverlässigkeit der Zeitung als Quelle ist. Über die Auswertung von Inseraten für die Brauchforschung sprach im Anschluß Fritz Markmiller (Dingolfing) an Hand zahlreicher Bildbeispiele in schwungvoller und kenntnisreicher Weise.

In der Schlußdiskussion wurde nochmals zu den Erfahrungen im Umgang mit „Z-Material“ und seiner Verwertung Stellung genommen.

Prof. Trümpy (Basel) wies nachdrücklich darauf hin, daß jede verwertete Notiz mehrfacher Kritik unterzogen werden muß, wobei dies für die Gegenwart leichter durchführbar ist als für historisches Material. Dr. Harvolk (München) gab zu bedenken, daß der Quellenwert historischer und heutiger Zeitungen unterschiedlich sei, da die Zeitungen früher in der Regel spezialisierter und örtlich differenzierter waren. Als beweiskräftige Quelle wurde wieder auf das Inserat hingewiesen, da in Annoncen propagierte Dinge mit relativer Sicherheit als existent angenommen werden können. Dir. Dr. Beitzl (Wien) warf die Frage auf, welche Teile der Zeitung als volkskundlich relevant angesehen werden können; die Meinungen dazu waren unterschiedlich. Für die Dokumentation des Auf- bzw. Abkommens eines Phänomens ist der Quellenwert der Zeitung unbestritten. Bemängelt wurde die Überrepräsentation von Fest- und Freizeitkultur gegenüber der Arbeitswelt und der Mangel an

Kommunikation zwischen den einzelnen Archiven und ihren Bearbeitern. Einen Beitrag zu einer diesbezüglichen Verbesserung hat das Symposium sicherlich geleistet.

Sämtliche Referate und Berichte liegen als Manuskript bereits vor und sollen schon in nächster Zeit vom Institut für Gegenwartsvolkskunde veröffentlicht werden.

Eva Kausel

Probleme der Gegenwartsvolkskunde Bericht über die Österreichische Volkskundetagung 1983

Vom 11. bis 14. Mai fand in Mattersburg im Anschluß an das 1. Internationale Symposium des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften die Österreichische Volkskundetagung 1983 statt. Zunächst darf hier festgestellt werden, daß sich die Konzentration zweier wissenschaftlicher Veranstaltungen bewährt hat, ersparte sie doch den Teilnehmern in unserer ohnehin kongreßüberladenen Zeit die Jagd von einer Veranstaltung zur nächsten. Außerdem bot sich für das Thema „Probleme der Gegenwartsvolkskunde“ wohl kaum ein anderer Ort so gut an wie Mattersburg, wo seit 1976 die Arbeits- und Präsentationsstelle des vor 10 Jahren gegründeten Instituts für Gegenwartsvolkskunde ihren Sitz hat.

Als Veranstalter der sehr gut organisierten, von weit über 100 Teilnehmern besuchten Tagung traten diesmal der Österreichische Fachverband für Volkskunde, das Institut für Gegenwartsvolkskunde und der Verein für Volkskunde auf.

Wie weit das Spektrum der Gegenwartsvolkskunde reicht, zeigten dann auch insgesamt 14 Referenten aus 5 Ländern.

In einem als öffentlicher Vortrag ausgeschriebenem Referat nahm Martin Scharfe einleitend zur Volkskultur der Straße Stellung. Er stellte im Sinne eines Vorurteils der Gesellschaft bewußt die Frage in den Raum, ob denn die Straße nicht das Paradeexempel für Unkultur sei? – etwa im Sinne von Begriffen wie „... auf die Straße setzen ... Straßenjunge ...“ usw. Berechtigterweise befürwortete Scharfe die Auseinandersetzung mit diesem Problemkreis und dies nicht etwa im Sinne von Unkultur! Der Referent zeigte anschließend am Beispiel der Pariser Straßen des 19. Jahrhunderts deren ursprüngliche Okkupation und wies auf die Bedeutung der Straße als Stätte politischer Auseinandersetzungen hin. Bedeutsam ist zweifellos auch sein Hinweis, daß man „politisch kulturelle Ziele nicht aus der wissenschaftlichen Betrachtung ausklammern dürfe“.

Die eigentliche Arbeitstagung eröffnete Klaus Beitzl mit einem Grundsatzreferat zum Thema „Gegenwartsvolkskunde – Arbeitsfeld und Methoden“. Er zeigte am Beispiel des Mattersburger Institutes, dessen geschäftsführender Direktor er ist, welche Dimensionen die Gegenwartsvolkskunde hat. Er ging unter anderem von Leopold Schmidts Definition von der „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“ aus und versuchte, Unterschiede und Gemeinsamkeiten der historischen Volkskunde und der Gegenwartsvolkskunde herauszuarbeiten. Als profunder Kenner der französischen Volkskunde nahm er besonders darauf Bezug.

Anschließend griff Karl Ilg in seinem Referat „Gegenwartsvolkskunde seit Wilhelm Heinrich Riehl“ vor allem den Aspekt der Familie bei Riehl heraus und versuchte geschlechtsspezifische Eigenheiten bei Mann und Frau mit Hilfe der Naturwissenschaften zu erhärten, um so Riehls Auffassung noch abzustützen.

Durch den Vortrag der in Wien lebenden Tschechoslowakin Vera Mayer wurden die Tagungsteilnehmer mit der „Problematik der tschechoslowakischen Gegenwartsvolkskunde“ konfrontiert. V. Mayer gab in ihrem Bericht einen Überblick über Entwicklung und Ist-Stand der gegenwartsbezogenen Volkskundeforschung in unserem Nachbarstaat.

Reimund Kvideland von der Universität Bergen (Norwegen) referierte über „Ansätze der Gegenwartsvolkskunde in Skandinavien“. Er zeigte in seinem Vortrag an Hand einer Reihe von Beispielen vom Wohnen bis zur Volksmedizin die Arbeit verschiedener Forschungsstellen in Skandinavien auf. Überraschend war hier der relativ große Anteil an Auftragsforschungen, auf den sich Kvideland bezog. Das Thema Auftragsforschung war auch Anlaß für eine anschließende Diskussion, die allerdings im Ansatz steckenblieb, obwohl ihr gerade in Hinblick auf die Gegenwartsvolkskunde eine nicht unwesentliche Bedeutung zugekommen wäre.

Oskar Moser sprach zum Thema „Zeitungssage – Volkssage“ und ging einer Reihe von einschlägigen Beispielen nach – so den immer wiederkehrenden Berichten vom Ungeheuer im Loch Ness, vom Bermuda-Dreieck oder vom tödlichen Fluch des Pharao; Themen also, die immer wieder Eingang in die internationale Presse finden und sich auf dem Wege zur Volkssage zu verselbständigen beginnen.

Hans Trümpy nahm in seinem Referat „Anstandsbücher als volkskundliche Quellen“ auf die ständige Wechselbeziehung zwischen den Verhaltensnormen der Gesellschaft und den Aussagen der verschiedenen Anstandsbücher Bezug.

Wolfgang Komzaks Referat „Ländliches Bauen und Wohnen im Wandel der Gegenwart“ bezog sich auf burgenländische Beispiele. Er ging dabei an Hand einer Reihe von Diapositiven den baulichen Änderungen nach, die sich vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im ländlich-dörflichen Bereich des Burgenlandes vollzogen haben, und zeigte deutlich die oft drastischen Bausünden der letzten Jahrzehnte auf.

Andreas Bimmer vertrat mit seinem Vortrag „Familienforschung und Gegenwartsvolkskunde – Standort und Perspektiven“ ebenso wie Herbert Schempf („Aspekte der Rechtlichen Volkskunde der Gegenwart“) ein Thema, das geradezu prädestiniert für die praktische Arbeit in der Volkskunde wäre, ein Umstand, der jedoch bei H. Schempf zu wenig Eingang gefunden hatte.

Franz Grieshofer berichtete über „Aspekte brauchtümlicher Handlungen in der Gegenwart“. Er wies an Hand verschiedener Beispiele auf „traditionelle, erneuerte und neue Phänomene“ hin.

Der letzte Tag war drei Projektarbeiten gewidmet, die an den Universitäten Graz und Wien abgeschlossen wurden oder laufen.

Zunächst sprach Olaf Bockhorn über „Schreibergärten in Wien“; ein Thema, das zweifellos bis heute in unserem Fach nicht die Beachtung gefunden hat, die es verdient – überraschend angesichts von 34.000 Kleingärten allein in Wien. Bockhorn zeigte deutlich den Funktionswandel dieser Kleingärten auf, die 1903 aus der Not geboren wurden, um sozialen Unterschichten eine eigene Anbaumöglichkeit

zu bieten und heute meist das Hobby einer gut verdienenden Mittelschicht sind. Der Referent ging zum Schluß in fünf knapp umrissenen Punkten auf den Praxisbezug der aus dem Projekt gewonnenen Erkenntnisse ein.

Helmut Eberhart versuchte in seinem Referat „Bergbauern in der Steiermark – Arbeit und Freizeit“ die Bedeutung des Faches für die Gesamtproblematik dieser Gruppe herauszuarbeiten; Rollenverteilung und Arbeitsprozesse kamen ebenso zur Sprache wie Identitätsbewußtsein und Freizeitverhalten. Anschließend wurden verschiedene Bereiche der praktischen Umsetzung von Erkenntnissen knapp an diskutiert.

Im abschließenden Referat nahm Elisabeth Katschnig-Fasch zum Thema „Wohnen im städtischen Bereich“ Stellung. Sie bezog sich dabei auf drei unterschiedliche Grazer Wohnviertel mit relativ homogener Sozialstruktur und ebenso relativ homogenem Baubestand. Ihr Vortrag verstand sich nicht als abgeschlossene Arbeit, sondern als Einblick in ein laufendes Projekt über einen verhältnismäßig jungen und ebenso praxisorientierten Bereich der Volkskunde.

In der abschließenden – zuerst nicht eingeplanten – Schlußdiskussion, die Martin Scharfe leitete, war auch einiges von der Unzufriedenheit der Studenten aus Graz und zum Teil auch aus Innsbruck zu spüren, die ihrer Meinung nach zu wenig Möglichkeiten vorgefunden hatten, sich zu den verschiedenen Themen zu äußern. Die diesmal recht zahlreich vertretenen Studenten geben zur Hoffnung Anlaß, daß die Diskussion im Fach auch bei uns zunehmend nicht mehr nur ein Anliegen promovierter Volkskundler ist, sondern daß auch die Studierenden aus ihrer passiven Haltung heraustreten und sich aktiv in das Geschehen um die (Gegenwarts-)Volkskunde in Österreich einschalten. Alle an der Universität arbeitenden Volkskundler sollten bemüht sein, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen und auch die von den Studenten in der Diskussion angesprochene und bei manchen sicher vorhandene „Schwellenangst“ abbauen helfen.

Wenn Wortmeldungen von studentischer Seite in den Ohren mancher provozierend und vielleicht nicht ganz sachlich wirken, sollte nicht vergessen werden: über allem steht das Bemühen, die Entwicklung des Faches in eine positive Richtung zu beeinflussen, und das sollte und darf den Studenten niemand absprechen.

Abschließend sei noch kurz auf das Rahmenprogramm verwiesen: Zunächst dienen zwei Exkursionen am Freitag und Samstag Nachmittag zum Kennenlernen der Region; die erste Fahrt stand als Ergänzung zum Tagungsthema unter dem Motto: „Erscheinungen des kulturellen Wandels der Gegenwart“ und führte unter der Leitung von Hans Lunzer und Wolfgang Komzak zur Rosalienkapelle, nach Mörbisch und Donnerskirchen. Am Samstag war dann Gelegenheit zum Besuch des Burgenländischen Landesmuseums in Eisenstadt und des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee, geleitet von Barbara Mersich unter der Führung von Wolfgang Gürtler. Weiters hatten die Tagungsteilnehmer die Möglichkeit, die Ausstellung „Volksschauspiel im Burgenland“ im Institut für Gegenwartsvolkskunde und „Bauen im Burgenland“ zu besuchen, an Empfängen der Burgenländischen Landesregierung und des Bürgermeisters und an einem Konzert des Eichendorff-Quintetts teilzunehmen.

Helmut Eberhart

Alois Closs ein Neunziger

Am 27. Oktober feierte der vielseitige Kulturhistoriker Univ.-Prof. Dr. phil. Dr. theol. Alois Closs die Vollendung seines 90. Lebensjahres. Der noch immer mit ungebrochener geistiger Spannkraft tätige Gelehrte studierte 1933 bis 1936 am Institut für Völkerkunde der Universität Wien. Für seine bis in die Gegenwart wirksame Aufgeschlossenheit gegenüber der Volkskunde war Wien der richtige Nährboden. Hatte doch Michael Haberlandt Völkerkunde und Volkskunde gelesen und sein Sohn Arthur zu dem umfassenden Werk Buschans neben dem grundlegenden gesamteuropäischen Teil auch die Überschau riesiger außereuropäischer Gebiete beigegeben. Unser Jubilar wuchs schon damals über die seither überholte Kulturkreislehre hinaus, was auch das Thema seines theologischen Habilitationsvortrages (Graz 1936), „Ethnologische Unbewiesenheit und Unbeweisbarkeit der Uroffenbarung“, beweist. Den weiteren Werdegang läßt sein Vortrag anlässlich der Umhabilitation an die philosophische Fakultät „Historische Ethnologie mit besonderer Berücksichtigung der allgemeinen Religionswissenschaft“ erkennen. V. Geramb ist es zu verdanken, daß sozusagen als Gegenstück zu den einstigen Wiener Verhältnissen am volkscundlichen Institut der Universität Graz volkscundliche Vorlesungen gehalten werden. Hier fand A. Closs Gelegenheit, durch viele Jahre dem volkscundlichen Nachwuchs methodisches Rüstzeug und weite Ausblicke zu vermitteln. Unter vielen anderen hat der ungemein sprachkundige Gelehrte vor allem die „Historische Ethnologie“ im Auge behalten, wobei er darauf hinwies, mit welcher Umsicht und Sachkenntnis vorzugehen sei, um mit Berücksichtigung auch der Paläoethnologie und aus nachweisbaren Zusammenhängen schriftloser Völker mit prähistorischen Gruppierungen dieses Spezialfach zu entwickeln. Besonders steht der volkscundlichen Arbeitsweise sein Bekenntnis zur notwendigen Verbindung von Wesensforschung und Beziehungsforschung nahe. Was hierbei Sprachkenntnisse beizutragen vermögen, zeigt er in der Abhandlung „Neue Ethnologie in Führung bei interdisziplinärer Erforschung aliteralen Ostindogermanentums“ (Anthropos 1977).

Karl Haiding

Professor Ing. Franz Maresch †

Am 28. März 1983 – es war der Montag in der Karwoche – ist Herr Professor Ing. Franz Maresch für seine Angehörigen und für seine vielen Freunde und Mitarbeiter gänzlich unerwartet im 79. Lebensjahr in Wien verstorben. Ungeachtet seines Alters hat ihn der Herztod aus einem ungebrochenen tätigen Leben gerissen. Den Mitgliedern des Vereins für Volkskunde in Wien ist Prof. Maresch in den nahezu zwanzig Jahren seiner mitgestaltenden Tätigkeit im Vereinsvorstand sehr vertraut gewesen. Im Jahr 1965 erfolgte seine Wahl in das Leitungsgremium in der Funktion des Vereinskassiers. Sein hoher Einsatz für dieses Amt, sein dynamisches Handeln bei stets vorsichtiger Disposition waren ein grundlegendes Element für das Aufblühen des Vereins für Volkskunde während der vergangenen zwei Jahrzehnte. Die wirtschaftliche Absicherung für eine regelmäßige Erscheinungsweise der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ mit jeweils vier Heften eines Jahrgangs, die finanzielle Voraussetzung für die Begründung des nunmehr im 17. Jahrgang erscheinenden Nachrichtenblattes „Volkskunde in Österreich“ und für die Fortführung der

Veröffentlichungsreihen „Sonderschriften des Vereins für Volkskunde“ mit den beiden umfangreichen Festschriften für Leopold Schmidt (1972) und Franz Lipp (1978) sowie „Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ sind die sichtbaren Ergebnisse nicht nur einer erfolgreichen Finanzgebarung, sondern auch für das ideelle Engagement und den tatsächlichen Einsatz des Verstorbenen für unsere wissenschaftliche Gesellschaft. Die dichte Veranstaltungstätigkeit des Vereins durch all die Jahre hindurch mag in gleicher Weise allen Mitgliedern und Freunden des Vereins für Volkskunde ein deutliches Zeichen für das erfolgreiche Wirken von Prof. Maresch im Verein gewesen sein, wie letztlich auch die in diesem Zeitraum beinahe vervierfachte Mitgliederzahl eine Frucht gemeinsamer Bemühungen ist. Die Leitung des Vereins vollzog sich unter der Mitwirkung von Prof. Maresch auf der Ebene einer fortgesetzten und keineswegs von vornherein von einhelliger Auffassung bestimmten Diskussion. Ein besonderer Charakterzug des Verstorbenen war es, daß er nach Herstellung eines Konsenses geradlinig und beharrlich an der Ausführung der einmal gefaßten Beschlüsse festgehalten und diese ausgeführt hat. Die letzten großen Unternehmungen des Vereins, wie die notwendig gewordene Neufassung der Vereinsstatuten im Jahr 1982 und die Stiftung des sogenannten „Hütersterns“, einer sichtbaren Auszeichnung durch den Verein für Volkskunde im gleichen Jahr, waren von Prof. Maresch noch wesentlich angeregt, mitbestimmt und zielführend vorangetrieben worden. Die Tatsache, daß die Verwirklichung dieser jüngsten Initiativen der letzten Jahreshauptversammlung des Vereins vom 18. März 1983 noch mitgeteilt werden konnten, mag Prof. Maresch zur besonderen Genugtuung gereicht haben. Niemand von uns ahnte damals freilich, daß kurz danach dieser vieljährigen freundschaftlichen Zusammenarbeit ein jähes Ende gesetzt sein sollte.

Den Nachlebenden mag es tröstlich sein zu wissen, daß die ganz besonderen Verdienste des Verstorbenen um den Verein für Volkskunde im besonderen und um die österreichische Volkskunde im weiteren jederzeit offene Anerkennung gefunden haben. Im Kreis des Vereins für Volkskunde war die Verleihung der „Michael-Haberlandt-Medaille“ (1980) sicherlich ein angemessenes Zeichen dafür. Auch die Würdigung des Lebens und der Werke von Franz Maresch in ihren Bezügen zur Volkskunde durch den Schreiber dieses Nachrufes in der von Michael Martischknig so umsichtig vorbereiteten und herausgegebenen Maresch-Festschrift „Sammeln und Sichten. Beiträge zur Sachvolkskunde“ im Jahr 1979 war als ein rechtzeitiger Dankeserweis gedacht gewesen. Diese Festschrift, die in Fachkreisen sehr freundlich aufgenommen worden ist, erlangt zum jetzigen Zeitpunkt die Geltung eines literarischen monumentum pietatis für den für die Volkskunde begeisterten und in seiner Begeisterung für die Volkskunde tatkräftigen, ich darf es so sagen, immer auch persönlich wohlwollenden Freund der Vätergeneration. Die Aussage über Leben und Werk, die dazumal zu treffen versucht worden ist, findet sich zusammengefaßt in den kurzen erinnernden Worten, die am offenen Grab den Lebensweg von Prof. Maresch noch einmal in Erinnerung gerufen haben: „Von Beruf und Ausbildung her war Prof. Maresch Techniker. Am 17. 12. 1904 in Wien geboren, absolvierte er hier die Höhere Abteilung für Maschinenbau am Technologischen Gewerbemuseum und arbeitete seit 1925 am Elektropathologischen Museum in Wien, das er bis zu seinem Tode leitete. Sein eigentlicher Beruf aber war die Unfallverhütung, wo er in leitender Funktion tätig war. Als Fachmann auf dem Gebiet des Arbeitsschutzes erlangte er auch in internationalen Organisationen führende Positionen und erhielt zahlreiche öffentliche Ehrungen. Neben seiner intensiven beruflichen Arbeit fand

Prof. Maresch noch die Zeit, sich der Volkskunde zu widmen, die nach seiner Pensionierung sein Hauptarbeitsgebiet wurde. Angefangen hat alles in den fünfziger Jahren mit einer Ferienwohnung in Loich in Niederösterreich, die mit einigen bäuerlichen Gegenständen eingerichtet wurde. Aus diesen bescheidenen Anfängen entwickelte sich im Laufe der Jahre eine systematisch aufgebaute volkskundliche Spezialsammlung, deren Schwerpunkt das bäuerliche Handwerk bildet. Über seine volkskundliche Sammlertätigkeit hinaus suchte Prof. Maresch Kontakt zu anderen gleichgesinnten Sammlern in Niederösterreich und gründete 1969, zunächst noch im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde, einen Arbeitskreis der Betreuer volkskundlicher Sammlungen im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk. Wie notwendig diese Gründung war, zeigte sich daran, daß sich der Arbeitskreis gut entwickelte und sehr aktiv arbeitete und deshalb zu einer eigenen Arbeitsgemeinschaft erhoben wurde.

Als Leiter der Arbeitsgemeinschaft lag Prof. Maresch besonders die vollständige Inventarisierung der Objekte in den einzelnen Sammlungen am Herzen. Er forderte auch immer wieder dazu auf, Arbeitsvorgänge vollständig zu dokumentieren, alle dabei verwendeten Objekte systematisch aufzusammeln und auch die einfachen und unscheinbaren Dinge zu beachten. Ein wirkungsvolles Mittel, seine Ideen den Betreuern der Sammlungen anschaulich nahezubringen, war das Mitteilungsblatt, das seit Gründung des Arbeitskreises bis heute in regelmäßiger Folge erschienen ist und das sich unter seiner Leitung zu einer anerkannten und geschätzten Fachpublikation entwickelte.“

Der Heimgang von Professor Franz Maresch hat über den behüteten Kreis seiner Familie und den Wirkungsbereich seiner beruflichen und volkskundlichen Tätigkeit hinaus letztlich das Gepräge des Vereins für Volkskunde und seines Vorstandes schlagartig verändert. Wir Nachfolgenden werden uns von dem unvergeßlichen Vorbild des Verstorbenen leiten lassen.

Klaus Beitzl

Schriftenverzeichnis*) von Franz Maresch

erstellt von Michael Martischnig

1980

Kassenbericht des Vereins für Volkskunde für das Jahr 1979. (Österr. Zschr. f. Vkd., N.S. XXXIV/83, Wien 1980, H. 2, S. 112–113).

*) Das ebenfalls durch M. Martischnig erstellte Schriftenverzeichnis von Franz Maresch für den Zeitraum von 1936 bis 1979 erschien in: Sammeln und Sichten. Beiträge zur Sachvolkskunde. Festschrift für Franz Maresch zum 75. Geburtstag. Hrg. Michael Martischnig, Wien, Verband d. Wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs 1979, S. 13–26.

- Besprechung: Eduard Führer. Zünfte, Handwerk und Gewerbe im oberen Waldviertel. Waidhofen a. d. Th. 1979. (Mitteilungsbl. d. Arbeitskreises d. Betreuer vkdI. Sammlungen im NÖ. Bildungs- u. Heimatwerk. Beitr. z. Sachvkd., Wien 1980, Nr. 1, S. 6–7).
- Zwei technische Kulturdenkmale. (Ebd., Wien 1980, Nr. 1, S. 9).
- Arbeitsgruppe Südbahn. (Ebd., Wien 1980, Nr. 1, S. 10–11).
- Industriedenkmäler. (Ebd., Wien 1980, Nr. 2, S. 1–2).
- Eine Fehlkonstruktion: „Schabzwicken“. (Ebd., Wien 1980, Nr. 2, S. 2–3, 1 Bl. Abb.)
- Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur II, München 1979, H. 4. (Ebd. Wien 1980, Nr. 2, S. 5–7).
- Besprechung: Küferhandwerk. Sobernheim 1978. (Ebd., Wien 1980, Nr. 2, S. 7–8).
- Industriemuseum in Westfalen. (Ebd., Wien 1980, Nr. 2, S. 8).
- Besprechung: Sandvigische Sammlungen im Freilichtmuseum Maihaugen. Katalog. Lillehammer 1979. (Ebd., Wien 1980, Nr. 2, S. 8–9).
- Eine neue Arbeitsparole: Transportmittel und Transportmethoden. (Ebd., Wien 1980, Nr. 4, S. 1–3).
- Der Hobel. (Ebd., Wien 1980, Nr. 4, S. 5–10, 2 Bl. Abb.).
- Sammeln und Sichten – ergänzende Bemerkungen (1): Einhalter; Klause; Putzmühle. (Ebd., Wien 1980, Nr. 5, S. 1–4, 1 Bl. Abb.).
- Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur III, München 1980, H. 1. (Ebd., Wien 1980, Nr. 5, S. 7–9).
- Sammeln und Sichten – ergänzende Bemerkungen (2): Schlafen im Stall; Ausschlagen von Getreide; Wäscherumpel. (Ebd., Wien 1980, Nr. 6, S. 1–5, 2 Bl. Abb.).
- Kennzahlen, Dezimalklassifikation. (Ebd., Wien 1980, Nr. 6, S. 5–7).
- Herstellung von hölzernen Röhren. (Ebd., Wien 1980, Nr. 6, S. 7–8).
- Besprechung: Rotraud Acker-Sutter: Heimatmuseum im Lande Salzburg. Salzburg 1980; Mitteilungsblatt des Vereines der Freunde und Förderer des Heimatraumes der Gemeinde Niederleis. Niederleis 1980, Fg. 1. (Ebd., Wien 1980, Nr. 6, S. 9).
- Arbeitsgruppe Weinviertel – Marchfeld. (Ebd., Wien 1980, Nr. 6, S. 9–10).
- Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur III, München 1980, H. 2. (Ebd., Wien 1980, Nr. 7, S. 8–11).
- Werkzeuge aus der Biedermeierzeit. (Ebd., Wien 1980, Nr. 7, S. 11–12).
- Eine Sammlung lebt. Holzbrettchen; Spucknapf; Preßspindel. (Ebd., Wien 1980, Nr. 8, S. 3–7, 2 Bl. Abb.).
- Privatsammlung Augustin, Bad Pirawarth, und Ing. Chadim, Luisenmühle. (Ebd., Wien 1980, Nr. 8, S. 7–8).
- Der Bauerngarten. (Ebd., Wien 1980, Nr. 8, S. 8–9).
- Besprechung: Peter Kenyeres, Manfred Jasser: Kultur der Kellergasse. Mistelbach 1980; Karl Haiding, Sophie Gasz: Kinder- und Jugendspiele in Niederösterreich. Wien 1980. (Ebd., Wien 1980, Nr. 8, S. 9–11).
- Herdflecken (Speise). (Ebd., Wien 1980, Nr. 8, S. 10).
- Seilzug. (Ebd., Wien 1980, Nr. 9, S. 1–2, 1 Bl. Abb.).
- Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur III, München 1980, H. 3. (Ebd., Wien 1980, Nr. 9, S. 2–3, 8–9).

Mangelbrett. (Ebd., Wien 1980, Nr. 9, S. 4, 1 Bl. Abb.).
 Mausefalle. (Ebd., Wien 1980, Nr. 9, S. 4–5, 1 Bl. Abb.).
 Improvisiertes Nuttmesser. (Ebd., Wien 1980, Nr. 9, S. 6–7, 1 Bl. Abb.).
 Ziegelwerke in Guntramsdorf. (Ebd., Wien 1980, Nr. 9, S. 7–8).
 Die ländliche Bäckerei zur Jahrhundertwende. (Ebd., Wien 1980, Nr. 10, S. 1–4).
 Anmerkung zu: Ofen zum Haltbarmachen von Einkochgut. (Ebd., Wien 1980, Nr. 10, S. 5–6, 1 Bl. Abb.).
 Gerät zum Erdaufseilen. (Ebd., Wien 1980, Nr. 10, S. 6–8, 1 Bl. Abb.).
 Symposium in Stift Geras. (Ebd., Wien 1980, Nr. 10, S. 8–9).
 Das Bienenmuseum in Orth a. d. Donau. (Ebd., Wien 1980, Nr. 10, S. 10–11).
 Mohn. (Ebd., Wien 1980, Nr. 11, S. 1–3, 1 Bl. Abb.).
 Geräte des Weinbaues. (Ebd., Wien 1980, Nr. 11, S. 3–4, 1 Bl. Abb.).
 Arbeitsgruppe Weinviertel – Marchfeld. (Ebd., Wien 1980, Nr. 11, S. 6–7).
 Gansansetzsummer-Nadel. (Ebd., Wien 1980, Nr. 11, S. 7, 1 Zeichnung).
 Privatsammlung Müllner, Spannberg. (Ebd., Wien 1980, Nr. 11, S. 8).
 Imkerei in Niederösterreich (Ausstellungsbericht). (Ebd., Wien 1980, Nr. 11, S. 8–9).

1981

Kassenbericht des Vereins für Volkskunde und Entlastung der Vereinsorgane für das Jahr 1980. (Österr. Zschr. f. Vklde., N.S. XXXV/83, Wien 1981, H. 3, S. 186).
 Der neue Titel. (Beiträge z. Sachvolkskunde. Mitteilungsbl. d. Arbeitsgemeinschaft d. Betreuer vkd. Sammlungen i. NÖ. Bildungs- und Heimatwerk, Wien 1981, Nr. 1, S. 1–2).
 Vorrichtungen. (Ebd., Wien 1981, Nr. 1, S. 2–4, 1 Bl. Abb.).
 Traditionelle Kost – Gestern und heute. (Ebd., Wien 1981, Nr. 1, S. 5–6).
 Arbeitsgruppe Südbahn. (Ebd., Wien 1981, Nr. 1, S. 6–7).
 Niederösterreichische Kulturpreise 1980. (Ebd., Wien 1981, Nr. 1, S. 8).
 Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur III, München 1980, H. 4. (Ebd., Wien 1981, Nr. 1, S. 8–9).
 Ärztechronik. (Ebd., Wien 1981, Nr. 1, S. 9–10; Nr. 2, S. 1–4, 1 Bl. Abb.).
 Kriegserzeugnis, Kriegswirtschaftsmuseum. (Ebd., Wien 1981, Nr. 2, S. 7).
 Krautschneider. (Ebd., Wien 1981, Nr. 2, S. 8, 1 Bl. Abb.).
 30 Jahre Weinlandmuseum. (Ebd., Wien 1981, Nr. 2, S. 9).
 Aus der Arbeit des Wiener Volkskundeeinstitutes. (Ebd., Wien 1981, Nr. 2, S. 10–11).
 Besprechung: Carl J. v. Sazenhofen u. Horst D. Wigand. Gerätefibel. Bauernküche. (Ebd., Wien 1981, Nr. 3, S. 7–9, 1 Bl. Abb.).
 Elektrische Feuerzeuge. (Ebd., Wien 1981, Nr. 3, S. 10–12).
 Ein Test. (Ebd., Wien 1981, Nr. 3, S. 12–13).
 Geräte zum Stierschneiden. (Ebd., Wien 1981, Nr. 4, S. 1–3, 1 Bl. Abb.).
 Parallelperspektive. (Ebd., Wien 1981, Nr. 4, S. 4–6, 2 Bl. Abb.).
 Landes-Volkskundemuseum in Dietenheim (Südtirol). (Ebd., Wien 1981, Nr. 4, S. 6).

Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur IV, München 1981, H. 1. (Ebd., Wien 1981, Nr. 4, S. 6–9).

Ärztechronik. (Ebd., Wien 1981, Nr. 4, S. 9).

Handgriffe aufzeichnen. (Ebd., Wien 1981, Nr. 5, S. 1–3, 1 Bl. Abb.).

Knödellöffel. (Ebd., Wien 1981, Nr. 5, S. 7, 1 Bl. Abb.).

Ein Museumsfest. (Ebd., Wien 1981, Nr. 5, S. 9–10).

Arbeitsgruppe Südbahn (Feuerwehrmuseum Laxenburg). (Ebd., Wien 1981, Nr. 5, S. 11).

Tiermedizin. (Ebd., Wien 1981, Nr. 6, S. 1–3).

Bewegungshemmungen für Tiere. (Ebd., Wien 1981, Nr. 6, S. 3–5, 1 Bl. Abb.).

Waschtag. (Ebd., Wien 1981, Nr. 6, S. 5–7).

Bügelanden. (Ebd., Wien 1981, Nr. 6, S. 7, Abb.).

Ein besonderer Besenstiel. (Ebd., Wien 1981, Nr. 6, S. 8–9, Abb.).

Museum Tiroler Bauernhöfe. (Ebd., Wien 1981, Nr. 6, S. 9).

Zimmermannskraxe. (Ebd., Wien 1981, Nr. 7, S. 2, Abb.).

Besprechung: Reiner Hefte für Volkskunde. Rein 1980, H. 2. (Ebd., Wien 1981, Nr. 7, S. 2–5, 1 Bl. Abb.).

Besprechung: Helmut Fielhauer. Das Heimatmuseum anzünden? In: Aufrisse. Zs. f. Politische Bildung I. Wien 1980, Nr. 3. (Ebd., Wien 1981, Nr. 7, S. 5–6).

Holzbrettchen. (Ebd., Wien 1981, Nr. 7, S. 7–8).

Südtiroler Weinmuseum. (Ebd., Wien 1981, Nr. 7, S. 8).

Arbeitsgruppe Weinviertel–Marchfeld. (Ebd., Wien 1981, Nr. 7, S. 8–9).

In eigener Sache. (Ebd., Wien 1981, Nr. 7, S. 9).

Besprechung: Walter Trachsler. Systematik kulturhistorischer Sachgüter. Eine Klassifikation nach Funktionsgruppen. Bern/Stuttgart 1981. (Ebd., Wien 1981, Nr. 8, S. 1–5).

Der Standort. (Ebd., Wien 1981, Nr. 8, S. 5–7, Abb.).

Ein Rechengerät. (Ebd., Wien 1981, Nr. 8, S. 7, Abb.).

Ein fragliches Stück. (Ebd., Wien 1981, Nr. 8, S. 8, Abb.).

Fackellöschstein. (Ebd., Wien 1981, Nr. 8, S. 8–9, Abb.).

Bauernmuseum Spannberg. (Ebd., Wien 1981, Nr. 8, S. 10–11).

In ganz eigener Sache. (Ebd., Wien 1981, Nr. 8, S. 11–12).

Buckelkraxen. (Ebd., Wien 1981, Nr. 9, S. 1–2, 1 Bl. Abb.).

Die Konstruktion von Möbeln. (Ebd., Wien 1981, Nr. 9, S. 2–3).

Hon. Prof. Dr. Karl Haiding – 75 Jahre. (Ebd., Wien 1981, Nr. 9, S. 3–5).

Besprechung: „Da schau her.“ Beiträge aus dem Kulturleben des Bezirkes Liezen. II Liezen 1981, H. 3. (Ebd., Wien 1981, Nr. 9, S. 7).

Wie lebten die Untertanen. (Ebd., Wien 1981, Nr. 9, S. 7–8).

Inventarisierung von Museumsgut. (Ebd., Wien 1981, Nr. 9, S. 9–10).

Die „Beiträge“ an Mitarbeiter weitergeben. (Ebd., Wien 1981, Nr. 10, S. 1).

Holz-Naturformen. (Ebd., Wien 1981, Nr. 10, S. 1–4, 1 Bl. Abb.).

Kelch als Stadtlucken. (Ebd., Wien 1981, Nr. 10, S. 4, Abb.).

Das Österreichische Forstmuseum. (Ebd., Wien 1981, Nr. 10, S. 4–6).

Der Wildalpener Doppelschlitten. (Ebd., Wien 1981, Nr. 10, S. 6).

Heimatmuseum Wildalpen. (Ebd., Wien 1981, Nr. 10, S. 6–8).

- Tiermedizin. (Ebd., Wien 1981, Nr. 10, S. 8–10, 1 Bl. Abb.).
- Gerätekunde im Ausland – ergänzende Bemerkungen. (Ebd., Wien 1981, Nr. 11, S. 3–4).
- Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur IV, München 1981, H. 2 u. 3. (Ebd., Wien 1981, Nr. 11, S. 4–8).
- Arbeitsgruppe „Weinviertel–Marchfeld“. (Ebd., Wien 1981, Nr. 11, S. 8–9).
- Freilichtmuseum Niedersulz. (Ebd., Wien 1981, Nr. 11, S. 9).
- Das Jahr 1981. (Ebd., Wien 1981, Nr. 11, S. 9).

1982

- Besprechung: Michael Martischnig, Elfriede Hanak. Salzburg. Traditionelles Handwerk – Gegenwärtige Volkskunst. Wien 1981. (Österr. Zschr. f. Vkd., N.S. XXXVI/85, Wien 1982, H. 2, S. 143–144).
- Kassenbericht des Vereins für Volkskunde und Entlastung der Vereinsorgane für das Jahr 1981. (Ebd., N.S. XXXVI/85, Wien 1982, H. 4, S. 424–425).
- Geschnitzte Uhrgehäuse. (Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur V, München 1982, H. 2, S. 118–120, 4 Abb., 1 Zeichnung).
- Der Arbeitskreis Sicherheitstechnik. (Betriebssicherheit. Zschr. f. Unfallverhütung u. Erste Hilfe XIX, Wien 1982, H. 2, S. 14–15).
- Verschiedene Betrachtungsweisen. (Beiträge z. Sachvolkskunde. Mitteilungsbl. d. Arbeitsgemeinschaft d. Betreuer vkd. Sammlungen i. NÖ. Bildungs- u. Heimatwerk, Wien 1982, Nr. 1, S. 1–2, Abb.).
- Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. (Ebd., Wien 1982, Nr. 1, S. 6–7).
- Ennstaler Notizen. (Ebd., Wien 1982, Nr. 1, S. 7–8).
- Wirkl. HR Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt gestorben. (Ebd., Wien 1982, Nr. 1, S. 8–9).
- Auszeichnung für Heinrich Schöfmann. (Ebd., Wien 1982, Nr. 1, S. 9).
- Arbeitsgruppe Südbahn. (Ebd., Wien 1982, Nr. 1, S. 9).
- Vom Tragen auf dem Rücken (Traggestell für Strohdachdeckerzeug). (Ebd., Wien 1982, Nr. 2, S. 1–2, 1 Bl. Abb.).
- Das Heimatmuseum – ein kultureller Mittelpunkt. (Ebd., Wien 1982, Nr. 2, S. 5).
- Kontakt mit Tirol. (Ebd., Wien 1982, Nr. 2, S. 5–7).
- Schmuck aus Haaren. (Ausstellungsbericht). (Ebd., Wien 1982, Nr. 2, S. 7–9).
- Besprechung: Franz Simon. Bäuerliche Bauten und Geräte. Südburgenland und Grenzgebiete. Oberschützen 1981. (Ebd., Wien 1982, Nr. 3, S. 1–6, 3 Bl. Abb.).
- Besprechung: Hiltraud Ast. Die Schindelmacher im Land um den Schneeberg. Gutenstein 1981. (Ebd., Wien 1982, Nr. 3, S. 7–8).
- Besprechung: Gunter D i m t. Siedlung und Haus im Mondseeland und Attergau. In: Der Bezirk Vöcklabruck. Linz 1981. Baugeschichte des Schlosses Peuerbach. (Oberösterreich. Linz 1981, H. 3). Volkskunst und Magie am Haus. (Oberösterreich. Linz 1981, H. 4). (Ebd., Wien 1982, Nr. 3, S. 8–9).
- Besprechung: „Da schau her“. Beiträge aus dem Kulturleben des Bezirkes Liezen IV. Liezen 1981, H. 4. (Ebd., Wien 1982, Nr. 3, S. 9–11).
- Die Kunst der Zuckerbäcker (Ausstellungsbericht). (Ebd., Wien 1982, Nr. 3, S. 11).

- Besprechung: Michael Martischinig, Elfriede Hanak. Salzburg. Traditionelles Handwerk – lebendige Volkskunst. Wien 1981. (Ebd., Wien 1982, Nr. 4, S. 1–2).
- Volkkundliches aus dem steirischen Ennsbereich. (Ebd., Wien 1982, Nr. 4, S. 3–5).
- Besprechung: „Da schau her“. Beiträge aus dem Kulturleben des Bezirkes Liezen II. Liezen 1981, H. 2. (Ebd., Wien 1982, Nr. 4, S. 5–6).
- Seifensieden. (Ebd., Wien 1982, Nr. 4, S. 6–8).
- Besprechung: Peter Haegele und Helmut Richter. Geräteführer. Hg. Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof. Gutach a. d. Schwarzwaldbahn 1981. (Ebd., Wien 1982, Nr. 4, S. 8–9, Abb.).
- Neue Studiensammlung (des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum über Eisenobjekte). (Ebd., Wien 1982, Nr. 4, S. 9).
- Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur IV, München 1981, H. 4. (Ebd., Wien 1982, Nr. 4, S. 11–12).
- Buckelkraxen. (Ebd., Wien 1982, Nr. 5, S. 1–4, Abb.).
- Mühlen am Kamp. (Ebd., Wien 1982, Nr. 5, S. 5–6).
- Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur V, München 1982, H. 1. (Ebd., Wien 1982, Nr. 5, S. 6–10).
- Besprechung: Gertrud Huemer. Niederösterreichische Heimatmuseen. Wien 1982. (Ebd., Wien 1982, Nr. 5, S. 10–11).
- Arbeitsgruppe Südbahn. (Ebd., Wien 1982, Nr. 5, S. 11).
- Alte Knöpfe. (Ebd., Wien 1982, Nr. 6, S. 1–3).
- Bestimmung fraglicher Stücke (Ochsenjocheinspannvorrichtung, Klusen zum Gülln). (Ebd., Wien 1982, Nr. 6, S. 3–7, 1 Bl. Abb.).
- Weiß- und Sämischerberei. (Ebd., Wien 1982, Nr. 6, S. 8–10, Abb.).
- Besprechung: Helmut Sperber. Die Entwicklung der Pflugformen in Altbayern vom 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. München 1982. (Ebd., Wien 1982, Nr. 7/8, S. 4–7).
- Vervielfältigen. (Ebd., Wien 1982, Nr. 7/8, S. 7–10, 1 Bl. Abb.).
- Arbeitsgruppe Weinviertel–Marchfeld. (Ebd., Wien 1982, Nr. 7/8, S. 10–11).
- Mühlsteine. (Ebd., Wien 1982, Nr. 9, S. 1–3).
- Textilien in Museen. (Ebd., Wien 1982, Nr. 9, S. 7).
- Museen und Fremdenverkehr. (Ebd., Wien 1982, Nr. 9, S. 8–10).
- Spezialmuseen. (Ebd., Wien 1982, Nr. 10, S. 1–3).
- Heimatmuseum der Marktgemeinde Mank. (Ebd., Wien 1982, Nr. 10, S. 3).
- Bezirksheimatmuseum Lilienfeld. (Ebd., Wien 1982, Nr. 10, S. 4).
- Wickelböden. (Ebd., Wien 1982, Nr. 10, S. 4–5, Abb.).
- Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur V, München 1982, H. 2. (Ebd., Wien 1982, Nr. 10, S. 6–10).
- „Werkstatt“. (Ebd., Wien 1982, Nr. 11, S. 3–4).
- Weißgerber. (Ebd., Wien 1982, Nr. 11, S. 4–8, 2 Bl. Abb.).
- Puppen und Spielzeug (Ausstellungsbericht). (Ebd., Wien 1982, Nr. 11, S. 11).
- Arbeitsgruppe Weinviertel–Marchfeld. (Ebd., Wien 1982, Nr. 11, S. 11–12).
- Sägen. (Ebd., Wien 1982, Nr. 12, S. 1–4, 1 Bl. Abb.).

- Arbeitsgruppe Südbahn. (Ebd., Wien 1982, Nr. 12, S. 8–9).
 Zum Jahresschluß. (Ebd., Wien 1982, Nr. 12, S. 9).
 Gedanken um eine Ausstellung. (Heimat Niederösterreich. Bildung und Kultur –
 Aktuell. Wien 1982, H. 4, S. 14).

1983

- Kassenbericht des Vereins für Volkskunde und Entlastung der Vereinsorgane für
 das Jahr 1982. (Österr. Zschr. f. Vkd., N.S. XXXVII/86, Wien 1983, H. 3,
 S. 168).
 Kraxen aus Österreich. (Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur VI, Mün-
 chen 1983, H. 2, S. 83, 2 Zeichnungen).
 Benützungsspuren. (Beiträge z. Sachvolkskunde. Mitteilungsbl. d. Arbeitsgemein-
 schaft d. Betreuer vkd. Sammlungen i. NÖ. Bildungs- u. Heimatwerk, Wien
 1983, Nr. 1, S. 5–6).
 Ausstellung alter Geräte. (Ebd., Wien 1983, Nr. 1, S. 6–8).
 Spitzkraxe für Milchkanne. (Ebd., Wien 1983, Nr. 1, S. 10, Abb.).
 Bezirksheimatmuseum Lilienfeld. (Ebd., Wien 1983, Nr. 1, S. 10–11).
 Alltag der kleinen Leute. (Ebd., Wien 1983, Nr. 1, S. 11–12).
 Säge. (Ebd., Wien 1983, Nr. 2, S. 1–4, Abb.).
 Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur V, München 1982,
 H. 3. (Ebd., Wien 1983, Nr. 2, S. 10–11).
 Bilder von Handwerker-Werkstätten. (Ebd., Wien 1983, Nr. 2, S. 11–12).
 Pflug und Pflugzubehör. (Ebd., Wien 1983, Nr. 3, S. 5–6, Abb.).
 Schindelnutstock. (Ebd., Wien 1983, Nr. 3, S. 8).
 Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur V, München 1982,
 H. 4. (Ebd., Wien 1983, Nr. 3, S. 8–10).
 Speiseeisbereitung. (Ebd., Wien 1983, Nr. 4, S. 2–3).
 Ziegel – zum Tode von Dir. Anton Schirnböck. (Ebd., Wien 1983, Nr. 4, S. 7).
 Besprechung: Karl Eisner, Oskar Moser. Kärntner Bauernmöbel. Klagenfurt
 1982. (Ebd., Wien 1983, Nr. 4, S. 8).
 Besprechung: Volkskunst. Zschr. f. volkstümliche Sachkultur VI, München 1983,
 H. 1. (Ebd., Wien 1983, Nr. 4, S. 8–10).

Ergänzungen ans früheren Jahren

- Lage, Vorhaben und Probleme der volkskundlichen Sammlungen in Niederöster-
 reich. (Mitteilungen d. Österr. Fachverbandes f. Volkskunde, Wien 1975, Nr. 1,
 S. 35–38).

Walter Kuhn †

Im Geleitwort zu der von Manfred Schneider herausgegebenen Festschrift für
 Karl Horak würdigt Leopold Schmidt auch die Verdienste des Geehrten um die
 Sprachinselvolkskunde. Über eine Gruppe der auf diesem wichtigen Sonderbereiche
 unseres Faches einst Tätigen schreibt er, nachdem er das Burgenland als „Experi-
 mentierfeld für Horaks weitere Aufzeichnungsarbeiten zu den verschiedensten

deutschen Sprachinseln“ bezeichnet hat, wobei er eine Freundesgruppe besonders hervorhebt: „Es waren ja damals in Wien die meisten jungen Sprachinselforscher beisammen, die späterhin ihren Weg machen sollten. Sie studierten ihren Teil Volkskunde bei Arthur Haberlandt, Geographie bei Hugo Hassinger und hießen Walter Kuhn, Alfred Karasek, Egon Lendl, und zu ihnen traten Speziellsammler wie Richard Wolfram und Rudolf Kriß“. Wie Egon Lendl's Bruder nach dem vollendeten Studium an der Technischen Hochschule zur Volksbildung fand, so W. Kuhn, A. Karasek und andere über diese zur Sprachinselvolkskunde. Erst als Diplomingenieur promovierte Walter Kuhn bei Haberlandt und Alphons Dopsch mit der Dissertation „Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien“. Sein grundlegendes Werk „Deutsche Sprachinselforschung“ erschien 1934, schon 1936 erfolgte seine Berufung als Professor für deutsche Volkskunde und ostdeutsches Volkstum an die Universität Breslau. Nach Kriegseinsatz am Atlantikwall und amerikanischer Gefangenschaft sowie Verlust seiner Bibliothek und unersetzlicher Manuskripte wandte sich Kuhn immer mehr der Siedlungsgeschichte zu. 1955 erhielt er an der Universität Hamburg die Professur für „Siedlungsgeschichte und Volkstumsforschung namentlich Ostdeutschlands“. Von seiner bis ins hohe Alter reichenden geistigen Frische zeugt unter anderem sein im Jahrbuch der Schlesien Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 1982 erschienener Lebensbericht: „Eine Jugend für die Sprachinselforschung“. Der am 17. September 1903 in Bielitz, im ehemaligen Österreichisch-Schlesien geborene Gelehrte lebte viele Jahre in Salzburg, wo er am 25. März 1983 starb.

Karl Haiding

Trachtenforscherin Gertrud Pesendorfer gestorben

Am 25. August 1982 verstarb in Innsbruck im 88. Lebensjahr die weit über die Grenzen des Landes Tirol hinaus bekannte Trachtenforscherin Gertrud Pesendorfer (geb. Wiedner).

Vor wenigen Monaten ist im Universitätsverlag Wagner in Innsbruck ihr Standardwerk der Tiroler Trachtenforschung „Lebendige Tracht in Tirol“ in zweiter Auflage erschienen. Dieses Werk ist zurzeit die einzige zusammenfassende Darstellung der Tiroler Talschaftstrachten nördlich und südlich des Brenners. Die 1965 erschienene 1. Auflage war schon seit längerer Zeit vergriffen. In den letzten Jahren hat im ganzen Land eine verstärkte Erneuerung und Wiederbelebung des Trachtenwesens eingesetzt. Die Trachtenpfleger, aber auch die Trachtenkundler greifen mit Dankbarkeit zum Hauptwerk der Tiroler Trachtenkunde von Frau Pesendorfer. Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, Vorstand des Institutes für Volkskunde an der Tiroler Landesuniversität, würdigte die Verdienste der Verstorbenen in der Trauerrede folgendermaßen: „Wir fühlen uns am Institut für Volkskunde auf das Tiefste mit Frau Gertrud Pesendorfer in Dankbarkeit und Wertschätzung verbunden. Sie hat der Trachtenkunde und namentlich der Erneuerung und Verlebendigung der Trachten einen über die Landesgrenzen hinaus anerkannten Dienst erwiesen. Er besteht darin, daß Frau Pesendorfer auf Grund sehr eingehender Forschungen in vielen urkundlichen Bereichen und im Aufsuchen von noch gegenständlich vorhandenen Trachten in Nord- und Südtirol Entwürfe erarbeitete, welche eine Fortentwicklung der vergan-

genen Trachten darstellen, so daß das Trachtentragen und damit das Bekenntnis zur Heimat in der Form der Kleidung verstärkt auch noch heute und in der Zukunft möglich ist. Ihre Vorschläge sind jedoch nicht nur wissenschaftlich sehr fundiert, sondern auch mit einem einzigartigen handwerklichen Wissen und Können ausgestattet.“ Frau Pesendorfer verband also das wissenschaftliche Wissen mit dem handwerklichen Können und ästhetischen Empfinden und stellte damit ein Optimum unter den Trachtenpflegern und Trachtenerneuerern dar. Die Nachfrage und der Absatz des Standardwerkes zur Tiroler Trachtenkunde liefern den Beweis, „wie sehr breite Kreise in der Öffentlichkeit und unter den Trachtenpflegern zu ihr (Frau Pesendorfer) und ihren Vorschlägen stehen. Sie hat daher auf diese Weise ganz im Sinne jener Volkskunde gearbeitet, von der Wilhelm Heinrich Riehl, der Begründer der wissenschaftlichen Volkskunde, vor gut 120 Jahren von einer Gegenwartskunde sprach. Die Volkskunde wird sich stets bis zur Gegenwart vorarbeiten müssen und nicht allein in der Vergangenheit verhaftet bleiben können.“

Frau Pesendorfer empfand das ganze Volk von Tirol nördlich und südlich des Brenners als Einheit und so ist in ihrem Buch „Lebendige Tracht in Tirol“ auch die Trachtenlandschaft Südtirol behandelt.

Die Grabesrede schloß mit dem öffentlichen Dank seitens der Universität Innsbruck, insbesondere des Institutes für Volkskunde und des Präsidiums des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde. Die Verstorbene hatte mehrere Landesauszeichnungen erhalten. So war sie Trägerin des Verdienstkreuzes und der Verdienstmedaille des Landes Tirol. Im Fache Volkskunde und im großen Kreise der Heimat- und Trachtenpfleger hat Frau Gertrud Pesendorfer einen anerkannten Platz, den ihr wohl so schnell niemand streitig machen wird.

Peter Stürz

Josef Walleitner (1904–1982) †

Am 27. Mai 1982 verstarb in Salzburg völlig unerwartet Monsignore Hofrat Dr. jur. et rer. pol., Dipl.-Volkswirt a. o. Univ.-Prof. Josef Walleitner.

Am 3. Juni 1904 in Maria Alm geboren, studierte er am Borromäum und an der Theologischen Fakultät der Universität Salzburg. Schon als Zweiundzwanzigjähriger empfing er 1926 die Priesterweihe und war nach mehreren Kooperatorenposten in Hüttau und Lend sowie in den Stadtpfarren Gnigl und St. Blasius viele Jahre als Fachinspektor für den röm.-kath. Religionsunterricht im Bereich des land- und forstwirtschaftlichen Schulwesens tätig. Während der zwangsweisen Beschränkung seiner Tätigkeit in der nationalsozialistischen Zeit erwarb er im Jahre 1939 das Doktorat der Rechts- und 1940 das der Staatswissenschaften sowie in der Folge noch das Diplom als Volkswirt. Im Jahre 1945 erhielt er das Lehramt für Religion, das er 20 Jahre lang mit großem Verständnis für die Jugend an Salzburgs Realschule und Realgymnasium ausübte.

Schon frühzeitig begann sich Walleitner mit Volkskunde zu beschäftigen und habilitierte sich bereits 1948 als Dozent für Christliche Volkskunde an der Theologischen Fakultät Salzburgs; seine dortige Lehrtätigkeit übte er bis zu seinem Tode aus. Am 19. November 1970 wurde ihm der Titel eines a. o. Universitätsprofessors verliehen, im Jahre 1977 auch der Hofratstitel.

Wohl von seiner familiären Abstammung her – seine Mutter war in ihrer Jugend Diensthilfe gewesen, sein Vater hatte den Beruf eines Oberförsters inne – geprägt, behandelte Walleitner in seinen Forschungen besonders zwei vor ihm noch nicht bearbeitete Themenbereiche:

Ausgeschlossen von einem wirklichen Eigenleben, doch den Großteil der Arbeit am Hof und auf dem Feld leistend und so den Wohlstand der Bauern schaffend und vermehrend, waren die bäuerlichen Diensthilfen eine sozial abgegrenzte, fest umrissene Gruppe innerhalb der Gemeinschaft mit eigenen Traditionen und Verbindlichkeiten, insbesondere im Anerbengebiet. Unter dem Titel „Ehehalten im Pinzgau“ legte er eine staatswissenschaftliche Dissertation vor, die dann in veränderter Form als erster Band der Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde Salzburg erschien. Die geschichtliche Entwicklung dieser Berufsgruppe zwischen Bauern und Arbeitern – ersteren in der Lebensweise näher, letzteren in seinen sozialen Verhältnissen – behandelte er auch in seiner Habilitationsschrift, die trotz zahlreicher Forschungen in anderen Regionen angesichts der Verlagerung der Blickrichtung der Volkskunde vom Bauerntum auf den Arbeiterstand immer noch als das grundlegende Werk zur Erfassung des landwirtschaftlichen Arbeiters anzusehen ist.

Gleichfalls als erster behandelte er in einer monographischen Untersuchung das Wilderwesen nach volkskundlichen, historischen und psychologischen Gesichtspunkten unter räumlicher Beschränkung auf das ehemalige Fürsterzbistum Salzburg. Besonders bemerkenswert ist neben seinen Ausführungen über die Gesetzgebung und der moraltheologischen Beurteilung der gegenwartsvolkskundlich relevante Abschnitt „Wildern heute“, in dem Walleitner eindrucksvoll ausführt, daß die Beweggründe des Jagdfrevels von einst etwa in den Krawallen jugendlicher Gruppen ihre heutigen Ventile gefunden haben.

Ehehalten im Pinzgau. Staatswissenschaftliche Dissertation. Innsbruck 1939. Hektographiert.

Der Knecht. Volks- und Lebenskunde eines Berufsstandes im Oberpinzgau. Salzburg, Otto-Müller-Verlag 1947, 104 S. Fotoaufnahmen von Stefan Kruckenhauer, H. Hanke, Otto Stibor. (= Veröffentlichungen d. Inst. f. Volkskunde Salzburg, Bd. 1).

Volkskundliche Studien zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Diensthilfen im Oberen Pinzgau. Habilitationsschrift. Salzburg 1948. Hektographiert.

Treue Helfer am Hof. Beitrag zur Lebens- und Volkskunde des Land- und Forstarbeiter-Berufsstandes. Salzburg, Verlag d. Salzburger Druckerei 1950, 87 S. Fotoaufnahmen v. Max Porsche u. H. Hanke. (= Veröffentlichungen d. Inst. f. Volkskunde Salzburg, Bd. 2).

Volk am Hof und Berg. Erlauschtes aus dem Volksleben. Salzburg, Selbstverlag 1952, 135 S.

Dienst am Landvolk. Etwas zum Nachdenken. Salzburg, Selbstverlag 1954, 131 S. Kirche im Volk. Salzburg, Verlag d. Salzburger Druckerei 1957, 113 S.

Lese- und Nachschlagebuch für landwirtschaftliche Berufsschüler und Berufsschülerinnen mit Eignung für alle Berufsschüler. Berufsschul-Katechese. Salzburg, Verlag d. Salzburger Druckerei 1961, 202 S.

Katholische Glaubenskunde. Salzburg, Verlag d. Salzburger Druckerei 1962, 574 S.

Der Christ. Leben und Religion. Salzburg, Verlag d. Salzburger Druckerei 1964,

812 S.; approbiert f. Allgemeinbild. Höh. Schulen; davon erschienen insgesamt 7 Auflagen.

Wildern im ehemaligen Erzstift Salzburg. Volkskundliche Studie. Salzburg, Verlag d. Salzburger Druckerei 1965, 92 S. Mit Beiträgen v. Ernst Melzer (Wildern und staatliche Gesetzgebung) und Stefan Rehl (Katholische Moral zur Frage des Wilderns).

Der Standort – Briefe an junge Menschen. Salzburg, Druckhaus Nonntal 1978.

Michael Martischinig

Literatur der Volkskunde

Laographia, Bd. 32 (Athen 1979–1981). S. 626, 25 Abb.

Der neue Band des traditionsreichen Organs der Griechischen Volkskundlichen Gesellschaft liegt, in einigermaßen voluminöser Form, das Triennium 1979–1981 deckend, nach einiger Verspätung erst Anfang 1983 erschienen, nun doch vor. Die Fülle und Vielfalt der Beiträge, die Wiederaufnahme des traditionellen Abschnittes „Miszellen“, in dem kleinere Nachrichten und Materialbeiträge zum Abdruck kommen, sowie ein umfangreicher Besprechungsteil, in dem diesmal auch südosteuropäische Beiträge ausreichend berücksichtigt sind, entschädigt reichlich für das verzögerte Erscheinen. Traditionelle wie moderne Themenstellungen halten einander die Waage, Feldforschung und Theorie. Der Band erscheint auch im Zeichen zweier Jubiläen: 70 Jahre seit dem Erscheinen des ersten Bandes 1909 und 60 Jahre seit dem Tod ihres Begründers, Nikoalos Politis.

Der erste Beitrag stammt vom Direktor des Pariser Musée de l'Homme, Jean Guiart, und stellt den Abdruck einer Rede in Athen dar, mit dem Titel: „Ethnographie et Méthode de terrain“ (1–13), in dem sich der französische Forscher sehr allgemein mit Feldforschungsmethoden von Malinowski bis Lévi-Strauss auseinandersetzt. Es folgt ein unveröffentlichter Brief von Nik. Politis (14–17) sowie eine Studie zu einem „Hekatalog“ aus Naxos 1911 vom Präsidenten der Volkskundlichen Gesellschaft, Demetrios Lukatos (18–26); solche Versdialoge (chansons de cent mots) hatten schon D. C. Hesseling und Hubert Pernot 1913 in ihren „Erotopaignia“ erstmals international vorgestellt. Es folgt eine Sammlung messenischer Volkslieder (Peloponnes) von D. A. Tsiribas (27–56) sowie ein komparativer Beitrag über die „Webkunst in der Dobrutscha“ von Marina Marinescu (57–78). Die darauffolgende Studie von I. K. Papageorgiu über „Das Alter in der Volkserfahrung“ stellt diesbezügliche griechische Sprichwörter zusammen (79–95). Der nächste Artikel, über Distichen und Graffiti sowie andere Aufzeichnungen der Jungrekruten im Luftwaffenbildungslager Araxos auf der Peloponnes, von G. Antonakopoulos (96–116), bereichert die nun schon stattliche Spezialbibliographie zur griechischen Militärvolkskunde. „Volkstümliche Veterinärmedizin in Neochori im Raum Nafpaktos“ ist der Titel des folgenden Beitrags von Dem. Furlas (117–133), der mit Viehkrankheiten und Heilpraktiken bekanntmacht. Es folgt dann der Abdruck eines Referats beim II. International Sephardic Symposium in San Diego, Univ. of California, von Samuel G. Armistead, über „Greek elements in Judeo-Spanish traditional poetry“

(134–164), das das Weiterleben älterer griechischer Balladen bei den spanischen Juden nachweist; der Überlieferungsweg dürfte hier über die Sephardi verlaufen, die im nachmittelalterlichen Spanien auf die Balkanhalbinsel und nach Kleinasien auswanderten. Unter den Beispielen, die gebracht werden, fällt besonders das bekannte Lied von der Arta-Brücke auf.

Weitere eher traditionelle Beiträge bringen eine Sammlung von Volksliedern der Insel Limnos aus dem Nachlaß des bekannten Sprachforschers Nikolaos Andriotis (165–194), eine Studie über kirchliche Versteigerungen und das Erdbeben von 1926 auf Karpathos (195–207), eine Studie über die Taufe auf der Insel Leucas (208–214) sowie ein gut dokumentierter Feldforschungsbericht von Georgios Aikaterinidis über die verummumten „Arapides“ in Nikisiani Nordgriechenlands (215–226). Der folgende umfangreiche Beitrag von M. Papadakis gehört der Altertumskunde an: „Volkskundliche Elemente in der ‚Lysistrata‘ von Aristophanes. Athen im 5. Jh. v. Chr.“ (227–286). Auch die volkskundliche Interpretation einer Plutarch-Stelle durch Stefanos Imellos (287–292) und der Nachweis eines antiken Motivs im Lied von der Arta-Brücke durch Konstantinos Minas (293–297) sind einander in der diachronischen Komparation verwandt. Der Sachvolkskunde ist der nächste Beitrag gewidmet: „Eiserne Fenstergitter in Rethymno auf Kreta“ (298–303) von V. Kyriazopoulos. Es folgt eine balkankomparative Studie zu „Darstellendem Brauchtum, Volksschauspiel und Volkstheater in Südosteuropa“ (304–369), die ihren Bogen von Südostösterreich bis Zypern und Kleinasien spannt und mit einer besonders ausführlichen Bibliographie aufwartet. Vom selben Autor, W. Puchner, stammt auch die folgende Ergänzung zur griechischen Schattentheaterbibliographie (370–378).

In der folgenden Abteilung „Miscellen“ (381–436) finden sich Kurzbeiträge aus so unterschiedlichen Gebieten wie Volksarchitektur und traditionelle Hochzeit, Gerstenanbau und Feenüberlieferung, Zwölftenbräuche und Rechtsvolkskunde, Nahrungskunde und Schattenspielvorstellungen.

Neben dem ausführlichen Besprechungsteil mit 28 zum Teil sehr umfangreichen Anzeigen (439–544) beschließt den Band eine Diskographie zu griechischer Volksmusik (545–554), Nachrufe auf M. Merlier, F. Dragumis, Richard Dorson und Leopold Schmidt sowie der Tätigkeitsbericht der Gesellschaft in den vergangenen Jahren (565–610) und endlich die französischen Kurzfresümees aller Beiträge.

Walter Puchner

Néprajzi Értésítő, LIX/1977, Budapest, 1980, 89 S., 16 Farbtafeln, 20 Schwarzweißtafeln mit 53 Abbildungen.

Dieser Band des Jahrbuches des Ethnographischen Museums in Budapest, der erst kürzlich eintraf, wurde Mária Kresz gewidmet. Anlaß dazu war ihr 60. Geburtstag, aber man wird doch auch aussprechen können, daß dieses Jubiläum eine willkommene Gelegenheit darstellte, einen Menschen zu ehren, der sich als Wissenschaftler auch durch zahlreiche Publikationen (s. S. 9 bis 16) zu verschiedenen Bereichen der Volkskultur ausgezeichnet hat, wie z. B. zum Kinderleben und zur Kleidung. In Europa ist Mária Kresz heute vor allem aber als Keramikforscherin bekannt und geschätzt. Fast 40 Jahre betreute sie als Kustos die Keramiksammlung des

Ethnographischen Museums in Budapest, also etwa ein Drittel der Zeit, während der volkstümliche keramische Erzeugnisse in Ungarn von öffentlicher Seite systematisch gesammelt wurden. Über Anfänge und Verlauf dieser Forschungs- und Sammelstätigkeit verfaßte Mária Kresz einen detailreichen Überblick, der in diesem Band des Jahrbuches zur Veröffentlichung gebracht wird. Sie legt die jeweilige Zweckbestimmung und Wirkungsweise des zeitweise sehr angeregten Interesses an den keramischen Erzeugnissen in Ungarn dar, die – wie andere Erzeugnisse des handwerklichen Schaffensanfangs als Produkte der „nationalen Hausindustrie“ entdeckt wurden und noch heute zur sogenannten „Volkskunst“ gerechnet werden. Sichtbar wird daran auch wieder, daß diese Bestrebungen europaweit gepflegt wurden und erst angemessen aufgefaßt werden können, wenn sie in den ihnen entsprechenden Zusammenhängen erkannt werden. Mária Kresz zeigt dabei auch, wie wechselwirkend fruchtbare wissenschaftliche Arbeit vor sich ging. Ihre Ausführungen können als wichtige Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte des Faches Volkskunde aufgefaßt werden. Für die Forscher des betrachteten speziellen Forschungsgebietes wie auch für Mária Kresz selbst können dem einleitenden Absatz ihrer Arbeit wie dem letzten zusammenfassenden die Hinweise auf die Grundsätze entnommen werden, nach denen sie sich während ihrer jahrzehntelangen Forschertätigkeit orientiert hatten: „Die Fragen des Sammeln(s), der Ausstellungen und der Literatur zusammen zu behandeln“ (S. 43), „ist die Pflicht des Museologen“ (S. 69). Diesem schlicht ausgesprochenen Programm mit höchsten Ansprüchen, aus dem die unzähligen und oft unglaublichen Schwierigkeiten nicht erahnt werden können, die zu dessen Verwirklichung überwunden werden mußten, entsprechen auch Mária Kresz' zahlreiche Sammelfahrten und die unzähligen Gespräche, die sie mit den Herstellern ihrer Sammelobjekte geführt hatte, die zahlreichen Ausstellungen im In- und Ausland, die sie zusammengestellt oder an denen sie mitgearbeitet hatte, und auch jene Ausstellungen, die sie als kritische Besucherin immer wieder aufgesucht hatte, und ihre zahlreichen Veröffentlichungen, in denen sie unter diskutierfreudiger Benutzung bereits vorliegender Publikationen stets erfrischend einsichtig Zusammenhänge zwischen verschiedenen Bereichen der Kultur darzustellen verstand. Dabei geht es ihr stets darum, die Menschen kennenzulernen, die die keramischen Erzeugnisse hergestellt hatten, und jene, für die sie hergestellt wurden.

Wenn hier auch nur kurz entlang einer der oben erwähnten Orientierungslinien geblickt wird, kann festgestellt werden, daß die Tätigkeit des Sammelns von keramischen Objekten am Ethnographischen Museum in Budapest während des überblickten Jahrhunderts nie für längere Zeit unterbrochen wurde, stets alle Gattungen von keramischen Erzeugnissen, dazu auch Werkzeuge und andere sich darauf beziehende Gegenstände gesammelt wurden und die Deponierung der gesammelten Objekte, auch trotz mancher wechselvollen Ereignisse, nie ein ernsthaftes Problem dargestellt hatte. Entsprechend dem schon lange entwickelten und angewandten fach- und sachbezogenen Bewußtsein wird die Sammlung auch heute intensiv und umfassend fortgesetzt – erinnert sei an den zum „Hamstern“ mit Irdengeschirren vollbepackten Pferdewagen, der „mit seinem vollständigen Geschirrvorrat zusammen“ (S. 68) gekauft wurde. Nach der beispielhaften Ausstattung des Keramik-Depots schon knapp nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (Detailfoto s. Tf. XV, 1) drängten die geänderten Verhältnisse erst vor etlichen Jahren zu einer großen Neuaufstellung, der man aufgeschlossen und sachgerecht entgegenkam. An der Drucklegung ist besonders hervorzuheben, daß dem Text des Aufsatzes in ungarischer Sprache zur Gänze

die deutsche Übersetzung beige-schlossen wurde; es darf daraus sowohl auf die Erkenntnis geschlossen werden, wie sehr auch die keramischen Erzeugnisse in Ungarn im internationalen Zusammenhang gesehen werden müssen, wie auch auf die internationale Verbundenheit der Forscher, die im Laufe der Zeit die Keramik-Sammlung betreut hatten. Erfreulich sind auch die farbigen Abbildungen, die zum Teil gut die Unterschiede der farblichen Wirkungen der einzelnen, verschieden dick aufgetragenen und sich stellenweise überlagernden Glasuren erkennen lassen; unter der beträchtlichen Anzahl der Schwarzweißabbildungen, die zu einzelnen Objekten auch wichtige Details zeigen, sind einige leider etwas zu dunkel ausgefallen, wodurch die Bemalung der betreffenden Objekte nahezu nicht erkennbar wird (z. B. Tf. III, 4). Bedauerlicherweise muß noch an die zahlreichen Druckfehler gedacht werden und daran, daß gelegentlich, offenbar wegen nicht richtiger Übersetzung, „Steinzeug“ statt „Steingut“ (z. B. S. 53, 54, 55, 59) zu finden ist. Derartige Mängel könnten symbolisch dafür gesehen werden, daß kleinere und größere Schwierigkeiten, wie sie im Leben einem jeden Menschen auch als Forscher entgegentreten, für Mária Kresz nie Hinderungsgründe waren, entsprechend ihren erkannten Grundsätzen zu leben. Der Jubilarin ist weitere glückliche und erfolgreiche Arbeit zu wünschen — ad multos annos!

Günter Kohlprath

Dieter Weiss — Helmut Eberhart, Handbuch der Museen und Sammlungen in der Steiermark. Verlag für Sammler, Graz 1979, 195 S., 1 Karte, 97 Abb.

In der Reihe der Museumsbücher, die in den letzten Jahren in Österreich erfreulicherweise erschienen, steht die Steiermark an erster Stelle. Die beiden Assistenten am Institut für Volkskunde in Graz (Dieter Weiss wechselte inzwischen nach Stainz) erkannten offensichtlich als erste, daß auf diesem Sektor der Museumsliteratur, besonders in der Steiermark, eine große Lücke bestand. Das von Willi Kadletz 1960 verfaßte Büchlein „Steirische Heimatmuseen“ entsprach nämlich in keiner Weise mehr den Gegebenheiten, und auch das Schroll-Handbuch „Museen und Sammlungen in Österreich“ (1968) von Wolfgang Milan, auf das die beiden in der Literaturangabe immer verweisen, stellt nur ein besseres Museumsverzeichnis dar. Die Herausgabe eines neuen Handbuches der Museen und Sammlungen in der Steiermark war daher höchst notwendig. Man darf das Handbuch aber auch als ein Zeichen einer neuen intensiveren Beschäftigung der Volkskunde mit dem Museumswesen und im speziellen mit den Heimatmuseen ansehen. Sie dokumentiert damit ihre Zuständigkeit auf diesem Gebiet. Hermann Steininger schuf mit seiner Karte über „Volkskundliche und fachverwandte Museen und Schausammlungen“ im Österreichischen Volkskundeatlas (Bl. 91/1974) dafür eine wichtige Grundlage. Aus ihr kann man die Gründungsphasen, den regionalen Wirkungskreis und die thematische Ausrichtung der einzelnen Museen ablesen. Der Kommentar enthält zusätzlich eine umfassende Literaturzusammenstellung. Da Weiss-Eberhart Literatur nur zu den einzelnen Museen anführen, fallen allgemeine Arbeiten, wie eben jene von Hermann Steininger, durch. Diesem Mangel hätte man in der Einleitung abhelfen können. Hier hätte man dann auch auf den Jahresbericht des Joanneums, N. F. 1 für das Jahr 1971, verweisen können, der nicht nur eine Übersicht über die steirischen Heimatmuseen enthält, sondern auch den Vortrag von Walter Modrijan über die Entwicklung der Museen in der Steiermark.

Aufgabe eines Handbuches ist es natürlich nicht, die Probleme der Museen, insbesondere der Heimatmuseen, darzulegen. Die beiden Autoren vermeiden daher auch eine Wertung der Museen. Aus ihrer subtilen Darstellung kann man aber Rückschlüsse auf das Konzept und die museologische Betreuung der Sammlungen schließen. Vor allem der Hinweis, ob und welche wissenschaftliche Beratung von den Sammlern in Anspruch genommen wird, ist aufschlußreich.

Der Aufbau des Handbuches, das sämtliche Museen und Sammlungen der Steiermark berücksichtigt, folgt einem bewährten Schema: den technischen Angaben mit Adresse, Rechtsträger, Betreuer, wissenschaftliche Beratung, Öffnungszeiten und Verkehrslage folgen jeweils ein kurzer Abriss über die Geschichte der Sammlung und ein Überblick über den Bestand, dem in der Regel ein charakteristisches Foto beigegeben ist. Den Abschluß bildet der Hinweis auf Literatur.

Der Erfolg des Handbuches zeigt sich darin, daß es bereits eine 2. Auflage gibt.

Franz Grieshofer

Rotraud Acker-Sutter, Heimatmuseen im Lande Salzburg. Selbstverlag des Salzburger Bildungswerkes, Salzburg 1980, 152 S., zahlr. Abb., 1 Karte.

Der Plan zu einem Führer durch die Heimatmuseen im Lande Salzburg bestand schon seit einiger Zeit. Ehe man jedoch daranging, wollte man, wie Kurt Conrad im Vorwort ausführt, noch die Rechtsträgerschaft der Museen, die Unterbringung, Sicherung und Inventarisierung der Bestände, die Setzung von Sammlungsschwerpunkten, die Schaffung neuer regionaler Heimatsammlungen, die wissenschaftliche Beratung durch das Salzburger Museum Carolino Augusteum und die organisatorische und finanzielle Betreuung durch die Dienststelle für Heimatpflege im Amte der Salzburger Landesregierung geregelt wissen. Kurz, es galt für die mit wilder Begeisterung ins Leben gerufenen und im Rahmen des Salzburger Bildungswerkes zu einer losen Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossenen Heimatmuseen ein Konzept zu entwickeln. Das Warten hat sich gelohnt, denn das Land Salzburg bekam mit dieser eingeschlagenen Museumspolitik das Problem der Heimatmuseen einigermaßen in den Griff. Entscheidend war jedoch, daß man für diese Agenden eine hauptamtliche Betreuung einsetzte und dafür die Volkskundlerin Rotraud Acker-Sutter gewinnen konnte. Sie stürzte sich mit großem Elan in ihre neue Aufgabe. Zug um Zug erarbeitete sie sich die einzelnen Heimatmuseen des Landes und legte meist in der Kulturbeilage der Österreichischen Ärztezeitung darüber Einzelberichte vor. Alphabetisch nach Orten aneinandergereiht entstand daraus der handliche Führer. Nach einer Einführung in die Kulturlandschaft des jeweiligen Museumsortes wird man über das Schicksal des Museumsgebäudes unterrichtet, das in der Regel ja einen wesentlichen Bestandteil des Museums darstellt, und in einem kurzen Abriss über die Entstehung der Sammlung informiert. Dann werden Inhalt und Umfang der Sammlung behandelt und besondere Objekte hervorgehoben. Informativ unterstützen den Text. Literaturangaben zum jeweiligen Heimatmuseum und die technischen Daten schließen jeden Artikel ab, wobei der Hinweis auf den Rechtsträger fehlt. Allgemeine Literatur über die Heimatmuseen, freilich nur auf das Land Salzburg bezogen, und, besonders verdienstvoll, eine Zusammenstellung der Heimatbücher des Landes findet man am Schluß des Führers. Dazu erfährt man in einem kurzen Überblick auch noch einiges über die im Aufbau befindlichen Heimat-

museen und wird in einer Liste auf die übrigen öffentlichen Museen in Stadt und Land hingewiesen. Ein Sachindex zum leichteren Aufsuchen bestimmter Objektgruppen sei als Wunsch für die nächste Auflage deponiert.

Franz Grieshofer

Olaf Bockhorn – Hermann Steininger, Museen und Sammlungen in Niederösterreich: Viertel unter dem Wienerwald. Selbstverlag des Verbandes österreichischer Museen, Galerien, Schau- und Studiensammlungen, Museumsverband Pram, OÖ., 1. Aufl. 1981, 102 S., 1 Karte.

Die Dokumentation über die Museen und Sammlungen im Viertel unter dem Wienerwald unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht von Gertrud Huemers Buch über „Niederösterreichs Heimatmuseen“. Da ist zunächst die sehr bescheidene Aufmachung, die bei Uneingeweihten möglicherweise ein falsches Bild erzeugt. Tatsächlich liegt darin – abgesehen von den niedrigen Kosten – ein Vorteil. Man bleibt flexibel und kann in kürzeren Abständen Neuauflagen herausgeben, um die Veränderungen der in einem ständigen Entwicklungsprozeß befindlichen Museen zu berücksichtigen. (Es gibt inzwischen auch bereits die 3. Auflage!)

Im Gegensatz zu Gertrud Huemer verfügen die beiden Bearbeiter über einschlägige Kenntnisse auf dem Gebiet des Museumswesens. Hermann Steininger war selbst vor Jahren als Kustos am NÖ. Landesmuseum tätig. Für den Österreichischen Volkskundeatlas erarbeitete er eine Karte über die „Volkskundlichen und fachverwandten Museen und Schausammlungen“, und darüber hinaus stellte er viele Museen publizistisch in der Kulturbeilage der Österreichischen Ärztezeitung vor. Olaf Bockhorn wiederum führte im Rahmen seiner Lehrtätigkeit an der Universität Wien gemeinsam mit Studenten Erhebungen in den Museen durch. Daraus ergab sich auch für die Dokumentation eine Aufgabenteilung: Steininger erstellte die allgemeinen Daten der Museen und Schausammlungen (Adresse, Rechtsträger, Öffnungszeiten, Betreuer usw.), die Sammlungsgeschichte und das Literaturverzeichnis, Bockhorn verfaßte den Überblick über den Museumsbestand. Berücksichtigt wurden – wieder im Gegensatz zu Gertrud Huemer – nicht nur die Heimatmuseen, sondern alle Museen und Sammlungen, soweit sie derzeit zugänglich sind oder es in Bälde sein werden. In diesem Band (Nr. 1) allerdings nur jene des Viertels unter dem Wienerwald, wozu man sich aus Gründen der Benützbarkeit und Handlichkeit entschlossen hat. (Die Bearbeitung der weiteren Viertel Niederösterreichs soll wegen der großen Zahl an Museen und Sammlungen ebenfalls gesondert erfolgen.) Warum aber die Erstellung eines Orts-, Personen- und Sachregisters „bewußt“ auf den 4. Teil aufgespart wird, ist aus eben diesen Gründen uneinsichtig.

Eine Übersicht über die Museen und Sammlungen kann und soll nicht den einzelnen Museumsführer ersetzen. Bei der Beschreibung des Bestandes ist man aber vielleicht doch zu sehr bei Oberbegriffen (Urgeschichte, Römerzeit, Mittelalter) hängengeblieben. Für den Spezialisten und vor allem im Hinblick auf das in Aussicht gestellte Sachregister wären detailliertere Angaben wünschenswert, wogegen die Hinweise auf den Sammlungsumfang, auf Räumlichkeiten und Ausstellungsfläche einen guten Eindruck von der Größe und den Möglichkeiten der einzelnen Museen bieten. Besonders die ausführliche Darstellung der Sammlungsgeschichte ist sehr zu begrüßen. Der Museologe ist für diese mühsame Arbeit jedenfalls sehr dankbar und würde sich

wünschen, daß diesem I. Band bald die weiteren folgen, die zusammen ein großes Handbuch der Museen und Sammlungen Niederösterreichs ergeben werden.

Franz Grieshofer

Gertrud Huemer, Niederösterreichische Heimatmuseen. Österreichischer Bundesverlag, Wien 1982, 170 S.

„Das vorliegende Buch will Museumsführer, Reisebegleiter und Nachschlagewerk in einem sein. Es soll nicht nur ein Handbuch im engeren Sinn darstellen, sondern darüber hinaus das betreffende Museum in einen größeren Zusammenhang stellen: in den seiner Landschaft, seines Kulturraumes, seiner Menschen.“ Wenn dieses Vorwort, wie das ja in der Regel geschieht, im nachhinein geschrieben wurde, ist es eine glatte Irreführung, sollte es aber vorweg als Zielvorstellung gedient haben, so wurde diese jedenfalls in keiner Weise erfüllt. Denn gerade alles das, was dieses Büchlein sein möchte, ist es nicht. Was es bietet, ist eine – manchmal sogar dürftige – Inhaltsangabe der einzelnen Heimatmuseen. Man erfährt kaum etwa über ihre Entstehung, über die Sammler. Wer war denn nun z. B. jener Dr. Rollett, der dem städtischen Museum in Baden seinen Namen gibt, und wieso besitzt Baden noch ein zweites Museum? Mit dem Hinweis auf vorhandene Literatur bzw. auf Museumsführer und Kataloge der einzelnen Museen hätte man dem Interessierten weiterhelfen können. Auch wäre eine Zusammenstellung (Index) nach Sachgebieten dem Informationsgehalt sehr dienlich gewesen. In der vorliegenden Form wird das an sich gut und mit vielen Bildern ausgestattete Büchlein jedenfalls dem Anspruch, den es für sich erhebt, nicht gerecht.

Franz Grieshofer

Hedwig Lüdeke, Griechenlandreisen. Herausgegeben von August Lüdeke und Dieter Röth. Kassel, Erich- Röth-Verlag 1982, S. 209.

Der sorgfältig ausgestattete Band stellt im wesentlichen einen etwas kürzeren Nachdruck des längst vergriffenen Buches „Im Paradies der Volksdichtung“, Berlin, Minerva-Verlag 1948 dar, ergänzt mit einfühlsamen Zwischentexten von Dieter Röth und einem Vorwort von Rolf Wilhelm Brednich. Es handelt sich um einen persönlich gehaltenen Reisebericht der bekannten Volksliedersammlerin und -übersetzerin, in dem sie ihre vier griechischen Exkursionen von 1935, 1936, 1937 und 1939, schon unter schwierigen äußeren Bedingungen, beschreibt, unter Miteinbeziehung einer Fülle von meisterhaften Übersetzungen von Volksliedern und Distichen. Ihre Arbeitsmethode in der Feldforschung und ihre unermüdliche Sammelleidenschaft und Tatkraft rücken Lüdeke, jenseits ihrer seltenen Sprachenbegabung und dichterischen Übersetzungsleistung, in den engen Kreis jener griechischen Liedforscher, die sich um Sammlung, Archivierung und Interpretation des neugriechischen Volksliedes verdient gemacht haben.

In der ungewöhnlichen Persönlichkeit Lüdekes entrollt sich uns auch zum Teil ein typisch altösterreichisches Schicksal. 1879 in Wien als Tochter eines aus Prager jüdischer Kaufmannsfamilie stammenden Geschichtsprofessors an der k. u. k. Kriegsschule, wuchs Lüdeke in bürgerlich patriarchalischer Enge und Strenge auf, schon früh Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen zugetan und Studien in

alt- und neualienischer Literatur betreibend. Ab 1904 übersetzt sie dann ungarische Lyriker, wobei sie sich die Sprache autodidaktisch aneignet. Aus ihrer Ehe mit Oberregierungsrat Max Lüdeke aus Hannover (sie übersiedelt 1905 nach Berlin) gehen die Söhne August und Heinrich hervor, deren Altgriechischunterricht im Gymnasium sie mit Eifer mitverfolgt und in Privatunterricht diese ihre Kenntnisse ergänzt. Daneben befaßt sie sich neuerlich mit Übersetzungen, diesmal von Volksdichtungen: 1922 erscheint ein Band mit Übersetzungen englisch-schottischer Volksballaden, 1926 ein Band mit ungarischen Balladen, nachdem sie schon die 320 Lieder in Bela Bartóks Ausgabe „Das ungarische Volkslied“ ins Deutsche übertragen hatte. Bei dieser Arbeit war sie auch auf die neugriechischen Volkslieder gestoßen und beschloß kurzerhand, bei Prof. Kalitsunakis in Berlin ab 1927 Neugriechisch zu lernen. Die zum Teil schwierigen Dialektkenntnisse erwarb sie sich bei dem damals in Berlin studierenden griechischen Altmeister der Volkskunde, Georgios A. Megas, sowie beim Altphilologen Ioannis Sykutris. Schon während dieser Lernphase begann Lüdeke, griechische Volkslieder aus allen ihr erreichbaren Sammlungen zu exzerpieren; sie führte diesbezüglich auch eine umfangreiche Korrespondenz, und legte eine Dialektwortkartei an, die sie nach dem Krieg Prof. Henri Gregoire in Brüssel anvertraut hat.

Nachdem 1934 ihr Mann verstorben war und die Söhne ihrer Obhut entwachsen waren, ging die 55jährige Frau daran, den Traum ihres Lebens zu verwirklichen: mit unglaublicher Energie und Ausdauer, allen behördlichen Hindernissen zum Trotz und die erheblichen Reisetrapazen im damaligen Zwischenkriegsgriechenland geduldig auf sich nehmend, gelang es ihr, in vier Exkursionen, die sie bis nach Zypern führen sollten, eine Fülle von Aufzeichnungen zusammenzutragen, von denen eine Auswahl 1947 in griechischer Sprache vorgelegt werden konnte, während die deutschen Übersetzungen in einer Ausgabe der Akademie Athen erst 1964, drei Jahre nach ihrem Tod, erfolgen sollten. Nach dem Krieg erlaubte es der Gesundheitszustand der nun in hohem Alter stehenden Frau nicht mehr, weitere Feldforschungsreisen zu unternehmen. Nach langem Nervenleiden ist sie 1961 in Berlin verstorben.

Das Lebenswerk Lüdekes ist noch keineswegs vollständig veröffentlicht. Noch harret ein Sammelband mit Liedern zum Akriteischen Zyklus der Ausgabe. Lüdekes Versionen sind kostbar, da sie in einer Zeit aufgenommen wurden, wo noch große Enklaven mündlicher Überlieferung in schwer erreichbaren Reliktzonen in den Bergen und auf den Inseln Griechenlands, wegen der schwierigen Verkehrsverhältnisse, der noch fehlenden Massenemigration, der stark verzögerten Industrialisierung und anderer Gründe, anzutreffen waren. Manches aus ihren Sammlungen hat heute schon historischen Wert. Darüber hinaus verfügte Lüdeke über einen unfehlbaren Spracheninstinkt und überdurchschnittliche Kenntnisse, so daß auch Aufzeichnungen aus schwierigen Dialekten in phonetischer Wiedergabe ohne weiteres lesbar und rezipierbar sind. Man muß immerhin bedenken, daß die fast 60jährige Frau alle diese Aufzeichnungen handschriftlich, nach Diktat und durch Vorsingen, in stunden- und tagelangen Sitzungen mit ihren Gewährspersonen gemacht hat.

Über die Hintergründe und Bedingungen des Zustandekommens dieser Sammlungen, die leider nicht jene Resonanz gefunden haben, die ihnen zukommt, gibt der vorliegende Band auf eine ansprechende Art Auskunft. Es ist schon ein eigenartiger Reisebericht, mit fast dokumentarischer Gültigkeit, wie Lüdeke, nach einem typisch bürgerlichen Leben einer sich für Familie und Kinder aufopfernden Hausfrau und Mutter in weit fortgeschrittenem Alter noch die Energie zum Abenteuer aufbringt,

die Sensibilität hat, innere Freiheit und Würde, aber auch äußere Grausamkeit und Armut dieser Traditionsträgerschichten zu erkennen, ihren Enthusiasmus an deren Gastfreundschaft und Humanität immer wieder zu entzünden und keine körperliche und geistige Mühe zu scheuen, Dokumente dieser vergehenden Welt in die Schrift hinüberzuretten. Trotz aller Romantik stellt dieses gleichsam missionarische Bewußtsein der Denkmalrettung das tiefere Movens ihrer enormen Arbeitsleistung dar. Dies klingt in ihrem Bericht immer wieder an. Zugleich will sie die Mit- und Nachwelt teilhaben lassen an ihrer Entdeckung, und mit ihren kunstreichen Übersetzungen schlägt sie zweifellos, in altösterreichischer Geistes- tradition stehend, eine völkerverbindende Brücke.

Walter Puchner

Gerhart Prell, Totes Gebirge. Ein Landschaftsbuch über die Alpen zwischen Traun und Steyr; mit Tourenvorschlägen für Bergsteiger und Skiläufer. Oberösterreichischer Landesverlag Linz 1978, XVII, 75 Seiten und 75 ganzseitige Fotos.

Aus dem persönlichen Erlebnis des Bergsteigers gestaltet der Autor in 75 kurzen, launig geschriebenen Kapiteln, denen jeweils ein ganzseitiges Foto beigegeben ist, ein plastisches Bild von der Gebirgswelt rund um den Großen Priel. Das Buch wendet sich in erster Linie natürlich an den Kletterer und Bergwanderer, da es aber im Sinn bester Alpenliteratur auch die Kultur dieser Landschaft berücksichtigt, bietet es auch für ein breiteres Leserpublikum Interessantes. Prell zieht dazu nicht nur die einschlägigen Gebietsführer und Monographien heran, unter denen jene von Georg Geyer aus dem Jahr 1878 zu erwähnen ist, sondern auch die Reiseliteratur, angefangen von J. Schultes bis F. C. Weidmann. Prell würdigt die Leistungen einzelner Persönlichkeiten (u. a. Erzherzog Johann, Friedrich Simony) an der alpinen und wissenschaftlichen Erschließung des Toten Gebirges, er vergißt aber auch nicht auf die Bedeutung der alpinen Gilde „D'Schermbergler“ von Wels oder auf den „Skiklub Telemark“ von Steyr, die Wegbereiter des Skisports in Oberösterreich waren, hinzuweisen. Ausgehend von den Bergnamen wird kurz die Besiedlung dargelegt. Man erfährt, daß Bischof Otto II. von Bamberg das Spital am Pyhrn errichtete und daß die lutherischen Salzpascher einst den Salzsteig nicht zum Vergnügen benützten. Mit dem Kapitel über „Die Stöderer in Haus und Sitte, Geschäft und Lebensweise“ verweist der Autor auf eine wichtige, kaum bekannte volkskundliche Quelle: den bis heute unübertroffenen Lokalführer über „Hinterstoder mit dem Stoderthale“ von Josef Angerhofer, den dieser 1891 noch unter dem Pseudonym A. N. Gerhofer herausbrachte. Weiters behandelte Prell die Holzbringung einst und jetzt, mit den „Schwarzen Grafen“ gedenkt er der einst blühenden Sensenschmiedezunft. Pointiert äußert er sich über Brauchtum und Almleben, wofür er wieder die Reiseschriftsteller, aber auch F. C. Lipps Aufsatz über „Volkskundliches aus dem Toten Gebirge“ als Zeugen anführt. Dazu wird ein Gaßlspruch aus dem „Rasplwerk“ von Konrad Mautner beigebracht und von Anton Schosser ein Gedicht über das Almsee-Echo. Zur Verherrlichung der Natur läßt Prell den Mundartdichter Gregor Goldbacher mit „A Buschn Almbleamerl“ und den berühmten Gebirgsmaler E. T. Compton antreten, dem es ebenfalls die Bergspitzen rund um den Großen Priel angetan hatten. Von Franz Niedereder übernimmt Prell einige Sagen aus dem

Stoder- und Garstnertal. Das Buch enthält somit eine Menge volkskundliches Material. Vor allem macht es Appetit, dieser herrlichen Alpenwelt selbst zu begegnen.

Franz Grieshofer

Lois Ebner, Kartitsch in Osttirol. Vergangenheit und Gegenwart einer Osttiroler Berggemeinde. 324 Seiten mit zahlreichen – z. T. farbigen – Abbildungen im Text. Kartitsch: Selbstverlag der Gemeinde A-9941 Kartitsch, 1982.

Heimatbücher, Ortschroniken usw. sind als „volkskundliche Quellen“ immer schon gerne benützt, oftmals sogar „ausgenützt“ worden. Rezensionen in wissenschaftlichen Zeitschriften blieben – und bleiben – zumeist aus. Häufig zu Unrecht, weil es sich vielfach um Beispiele emanzipatorischer Geschichtsschreibung, um Bücher für die Betroffenen – die „Beschriebenen“ – handelt.

Lois Ebner, promovierter Volkskundler, Leiter des weit über die Osttiroler Bezirksgrenzen hinaus bekannten Museums der Stadt Lienz im Schloß Bruck, hat für seine Heimatgemeinde Kartitsch (1360 m hoch im Tiroler Gailtal, einem Seitental des osttirolischen Drau- oder Pustertals, gelegen; etwas über 1000 Einwohner, von denen ein Viertel in den noch über 100 land- und forstwirtschaftlichen Betrieben – zirka 50% aller Haushalte – tätig ist; seit dreißig Jahren stetig steigender Fremdenverkehr) ein solches Heimatbuch geschrieben, das – um ein abschließendes Urteil schon vorwegzunehmen – in vielem beispielhaft genannt werden kann. Die Hauptkapitel gelten Ortskundlichem (einschließlich Vereinswesen), Historischem (von den Siedlungsanfängen bis zu Bilddokumenten der jüngsten Zeit), dem Siedeln, Bauen und Wohnen, den Kirchen (hier sei darauf verwiesen, daß auch die Kartitscher Leonhardskirche einstmals kettengegürtet war¹), „als ein Zeichen ihrer Freyung“, wie es in der Pfarrchronik heißt), Pfarrgemeinden und sichtbaren Zeichen der Volksfrömmigkeit (Kapellen, Friedhöfen usw.), dem Brauchtümlichen im Jahres- und Lebenskreis (hierhin auch eingehende Schilderungen der bäuerlichen Arbeit, Nahrung und Wirtschaft – diese Themen hätten eigentlich einen eigenen Abschnitt verdient), dem Schul- und Bildungswesen, der Bevölkerungsabwanderung in Vergangenheit und Gegenwart, dem Erzähl- und Spruchgut sowie abschließend den Beschreibungen von Kartitsch durch Außenstehende.

Diese summarische Aufzählung zeigt die inhaltliche Vielfalt, aber auch den hohen Anteil des „rein Volkskundlichen“ an diesem Buch. Letzteres wird nun nicht nostalgisch-retrospektiv, sondern historisch-analytisch (und somit die Gegenwart einbe-

¹) Dieser Beleg, wichtig auch für die rechtliche Bedeutung von Leonhardsketten, war bislang unbekannt. Er wäre in der einschlägigen Literatur nachzutragen (Leopold Kretzenbacher, Die Ketten um die Leonhardskirchen im Ostalpenraume. In: Kultur und Volk – Festschrift f. Gustav Gugitz, hrsg. v. L. Schmidt = Veröff. d. Öst. Museums f. Volkskunde, Bd. V, Wien 1954, S. 165 ff.; derselbe, Kettenkirchen in Bayern und Österreich = Bayr. Akad. d. Wiss. – Phil.-Hist. Klasse, Abh. NF H. 76, München 1973).

ziehend) gebracht. So geht der Autor, um nur ein Beispiel für seine Arbeitsweise aufzuzeigen, im Kapitel „Siedeln, Bauen und Wohnen“ nicht nur auf die historischen Bauernhausformen, sondern ebenso auf die Grundrisse neuer Wirtschaftsgebäude und die Siedler- bzw. Einfamilienhäuser der Gegenwart ein. Für die Familienforschung wichtig: der Hinweis auf die bis in unser Jahrhundert bestehenden Haus- und Hofgemeinschaften – und zwar als Folge mittelalterlicher Güterteilungen und nicht als Nachfahren slawischer „Mehrfamilienorganisation“²⁾.

Das Buch, in dem es dem Autor um das Aufzeigen von tieferen Zusammenhängen in der Entwicklung des Ortes geht (das ist ja der Sinn historischer Forschung schlechthin!), und zwar mit dem Ziel, „den Kartitschern ihre Heimat bewußt zu machen“ und bei Ortsfremden besseres Verständnis zu wecken, ist bestens ausgestattet, reich bebildert, gut lesbar und durchaus wissenschaftlich, was Literatur- und Quellenhinweise betrifft. Nicht nur Kartitsch in Osttirol, auch die österreichische Volkskunde hat durch diese Arbeit eine Bereicherung erfahren.

Olaf Bockhorn

Ethnische Gruppen in der Bundeshauptstadt Wien. Symposium am 26. Oktober 1981 (= integratio 1981, XV). Wiener Arbeitsgemeinschaft der österreichischen Volksgruppen. Wien 1982, 170 S.

Mit einem besonderen Aspekt der Volksgruppenfrage beschäftigt sich der 15. Band der Reihe „integratio“, entstanden aus Vorträgen eines Symposiums am 26. Oktober 1981. Es geht um „Ethnische Gruppen in der Bundeshauptstadt Wien“.

Heinz Tichy erörtert in seinem Grundsatzreferat die Probleme der Anwendung des Volksgruppengesetzes auf ethnische Gruppen in der Großstadt. Die „Elastizität vieler seiner Formulierungen eröffnet viele, zum Teil noch wenig überdachte Möglichkeiten, um das Gesetz sowohl auf Volksgruppen im ländlichen Raum als auch in den Großstädten (. . .) anwenden (. . .) zu können.“

Gerade dort aber ist das Bekenntnis zur Volksgruppe schwer, wo die territoriale Zusammengehörigkeit zur Gruppe außerhalb der Stadt und zu den Mitgliedern in der Stadt fehlt. Die geistige Profilierung und das berufliche Fortkommen ihrer Mitglieder ist andererseits wieder äußerst wichtig für Volksgruppen und oft nur in den Städten zu erreichen.

Dieses Dilemma tritt auch in den Referaten der Vertreter der kroatischen, slowenischen, tschechischen und ungarischen Volksgruppe klar zutage. Wie unterschiedlich aus historischer Sicht die Entwicklung der Volksgruppen in Wien auch ist, so ähnlich klingen ihre Forderungen und Bedürfnisse: Anerkennung durch das Volksgruppengesetz, Kindergärten und Unterricht in den jeweiligen Sprachen und Zentren zur Ausübung der Vereinstätigkeit, für kulturelle Zwecke, Bibliotheken usw.

²⁾ Vgl. dazu: Milovan Gavazzi, *Davna diaspora Slovenaca u Tirolu (Eine slowenische Diaspora in Tirol)*. In: *Traditiones* 7–9, 1978–1980, Ljubljana 1982, S. 183 ff.

sowie finanzielle Unterstützung etwa in Form von Subventionen. Zur Erfüllung dieser Wünsche ist aber eine Zusammenarbeit und ein gemeinsames Vorgehen der Volksgruppen nötig, wozu das Symposium ein wichtiger Anstoß war.

Die Referenten und ihre Themen waren: Heinz Tichy: Ethnische Gruppen in der Großstadt und das Volksgruppengesetz; Werner Varga: Die Burgenländischen Kroaten in Wien; Demeter Karall: Anmerkungen; Feliks J. Bister: Wien als kulturelles Zentrum der Slowenen; Karl Matal: Die Wiener Tschechen und Slowaken im Wandel der Jahrhunderte. Ein Beitrag zur Völkerverständigung; Ernő Deák: Die Ungarn in Wien. Eine unsichtbare Volksgruppe? József Varga: Schlußbetrachtung.

Barbara Mersich

Edith Hörandner – Friedl Jary, Mitfeiern! Festland Österreich. Feste – Feiern – Volkskultur. Verlag Jugend und Volk, Wien–München 1983, 160 S.

Nach dem „Wanderbaren Österreich“ verfiel die Österreichische Fremdenverkehrswerbung neuerdings auf den Slogan „Mitfeiern! Festland Österreich“. Da die Werbemanager aber offensichtlich keine rechte Vorstellung hatten, was darunter zu verstehen sei, gaben sie schnell einen – laut Vorwort – entsprechenden „Kulturführer“ in Auftrag, den zu erstellen sich Edith Hörandner und Friedl Jary bereit fanden.

Es kann nun nicht Aufgabe dieser Rezension sein, sich mit der Werbestrategie des Fremdenverkehrs auseinanderzusetzen, was gegenüber den Autorinnen auch ungerrecht wäre. Die Volkskunde sollte davor aber nicht die Augen verschließen. Als Kulturwissenschaft ist sie sehr wohl aufgerufen, im Problemfeld Fremdenverkehr Stellung zu beziehen. Dabei geht es nicht um die Frage, ob die Vorführung von Bauernhochzeiten, die es ja immerhin schon seit dem 18. Jahrhundert gibt, sinnvoll ist, sondern um die Tatsache, daß mit der Propagierung des Slogans vom „Festland Österreich“ beim Gast eine Erwartungshaltung hervorgerufen wird, die ihrerseits wieder die Veranstalter unter massiven Zugzwang setzt. Das Ergebnis bilden dann die skurrilsten Folkloredarbietungen, für die das Guinness-Buch der Rekorde zum Maßstab genommen wird und die dem Ansehen unserer Volkskultur und der Würde der Österreicher ins Gesicht schlagen. Es ist die Aufforderung zu Servilität oder, um es krasser zu formulieren, zur geistigen Prostitution.

Es gilt aber auch das Brauchtum vor dem totalen Zugriff des Fremdenverkehrs zu bewahren. Dazu bedürfte es allerdings – und damit komme ich zur Kritik an dem Buch – einer Wesensbestimmung von Brauch, die in der Einleitung von Edith Hörandner leider unterbleibt. Hier wird nur darauf hingewiesen, daß Volkskultur mehr als ein Brauchtum sei, nicht aber, was man im Hinblick auf den Titel erwartet hätte, etwa auf die Kriterien des Festes, um hier zu einer Differenzierung zu gelangen. Denn Brauch und Fest bilden kein Synonym. Um nur einige Beispiele aus dem Buch wahllos herauszugreifen: der Umzug der Luzeln in Unterwart (Burgenland) ist kein Fest (hier stören schon die gelegentlichen Besuche der Volkskundler), wohl aber die Weinkost oder die Martinitage von Pinkafeld, der Antlaßtritt im Brixental (Tirol) ist kein Fest, hingegen das Gauderfest im Zillertal sehr wohl, das Neujahrsanschießen oder die Osterfeuer sind bestenfalls Elemente (Symbol) eines Festes, aber noch nicht das Fest selbst. Der Hinweis auf eine bewegliche Osterkrippe auf dem Philippsberg

bei Schwanenstadt (Oberösterreich) oder auf die Seelenwoche von Ebensee ist in einem Buch über das „Festland Österreich“ fehl am Platz.

Bräuche sind Handlungen, die auf eine festumrissene Gemeinschaft ausgerichtet sind, sie setzen ein Einverständnis unter den Handelnden voraus, sie verlangen die Einordnung des Teilnehmers (Zusehers) und ein ganz bestimmtes Normverhalten. Bräuche haben vorwiegend kultischen Charakter, wollen etwas bewirken. Bräuche sind Riten, keine Show! Anders das Fest. Es wendet sich an die Öffentlichkeit, es bietet für kurze Zeit Befreiung von den Sorgen des Alltags, stellt diesen, wie im Fasching, sogar auf den Kopf. Zu den wichtigsten Kriterien für ein Fest gehören das Spiel, der Wettkampf, der Tanz (nicht als Kult, sondern zur Unterhaltung), Musik, Umzug und Schmausereien. In diesem Sinn sind dann auch einzelne Hobbykurse oder musikalische Veranstaltungen keine Feste. Dafür aber die zahllosen Kirtage oder Volksfeste (Wels, Ried, Hollabrunn, die Dult in Salzburg, usw.), Waldfeste, Seefeste (Strobl am Wolfgangsee usw.), Bergfeste, das Narzissenfest von Aussee usw., die fast zur Gänze in dem Buch fehlen. Dafür findet man die Ostereierbörse des Kulturvereins Mölkerstiege angeführt; das Wiener Stadtfest, das Praterfest der KPÖ, den „Kirtag auf der Mauer“ oder die diversen Krätzelfeste in Wien, die alle schon länger bestehen als die Ostereierbörse, hingegen nicht. In solchen Unausgewogenheiten, die vielleicht partiell erscheinen mögen, manifestiert sich die grundsätzliche Problematik der Auswahl, denn statt eines „Festkalenders“ wurde unter dem Titel „Mitfeiern! Festland Österreich“ weitgehend ein „Brauchkalender“ erstellt. Das heißt aber nichts anderes, als daß die Volkskunde damit das Brauchtum der neuen Werbekampagne preisgibt. Sie sanktioniert, daß das Brauchtum wie ein Fest konsumiert wird. Leider!

Franz Grieshofer

Helmut Huber, Totenbrauchtum in Niederösterreich. Häusliche Leichenwache in der alpinen Zone. Erscheinungsformen des 20. Jahrhunderts. Verlag Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, Wien 1981, 184 S., Abb., zahlr. Karten (= Dissertationen der Universität Wien; 149).
Ergänzungsband:

Helmut Huber, Gebet- und Liedgut um Tod und Begräbnis aus Niederösterreich. Mit einem Beitrag von Walter Deutsch. Verlag Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, Wien 1981, 435 S. und XXXIII S.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine wichtige und verdienstvolle Dissertation, die bei Prof. Richard Wolfram gearbeitet wurde. Sie behandelt ein Thema, das in unserer Gesellschaft weitgehend verdrängt wird, während die ältere Generation insbesondere in den Landgebieten dem Phänomen des Todes noch mit einer natürlichen, humanen Haltung gegenübertritt. Damit ist aber auch die Richtung angezeigt, der diese Arbeit folgt: Sie will das in der Gegenwart noch geübte, traditionelle Totenbrauchtum, insbesondere die häusliche Totenwache, erfassen, ehe es verschwunden ist. Das Totenbrauchtum unterliegt nämlich einem starken Wandel, der sich vor allem im Bau von Aufbahrungshallen zeigt. Aber Helmut Huber interessiert nicht der Wandel, sondern das Beharrende. Für seine Untersuchung wählt er daher die alpine Zone Niederösterreichs, in der sich einige Gebiete als besondere

Rückzugslandschaften erweisen, wobei ihm der niederösterreichisch-oberösterreichische Grenzraum aus eigenem Jugenderlebnis vertraut ist. Das primäre Material gewinnt Huber aus der Feldforschung. Er bedient sich der Befragungsmethode, wozu er einen Fragebogen als Gedächtnisstütze benützt, den er allerdings nicht publiziert, weil er sich im wesentlichen mit der Gliederung der Arbeit deckt. Die Liste seiner Gewährsleute ist beachtlich und umfaßt 117 Namen, wovon $\frac{4}{5}$ vor 1930 geboren sind. Die Anzahl teilnehmender Beobachtung (3 Begräbnisse, 2 Totenwachen) hält sich demgegenüber in Grenzen. Das direkt erhobene Material wird zum Teil durch Literatur, durch eine von Prof. Helmut Fielhauer ausgearbeitete und im Rahmen des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes durchgeführte Umfrage zum Totenbrauchtum (1968) und – über Anregung von Prof. Wolfram – durch die Ergebnisse der ADV-Befragung aus dem Jahr 1934 ergänzt. Das ergibt insgesamt eine Fülle an Material, dessen Auswertung aber nicht völlig befriedigt. Es entsteht nämlich der Eindruck, als wäre das ADV-Material erst nachträglich in die Arbeit eingearbeitet worden. Die zum Teil von Huber selbst aus dem im Niederösterreichischen Landesmuseum liegenden Antwortmaterial erstellten Karten bzw. jene aus der neuen Lieferung des ADV übernommenen Kartenausschnitte werden nämlich weitgehend ohne Kommentierung in den Text eingefügt. Das hat zur Folge, daß die Arbeit an Schärfe verliert. Ohne eine entsprechende Vergleichsbasis zu haben, wird damit der Befragungsraum überschritten. Es unterbleibt aber auch eine klare Gegenüberstellung des ADV-Materials mit den eigenen Befragungen, die nicht kartographisch ausgewertet werden und bei denen übrigens nicht immer eindeutig hervorgeht, ob sie die Gegenwart oder die Zwischenkriegszeit betreffen. Dazu ist Helmut Huber offensichtlich die Arbeit von Klaus Beitzl, „Totenwacht und Totenwachtsingen in Vorarlberg. Dargestellt an Hand des Materials des Atlas der deutschen Volkskunde (1934) und einer Liederhandschrift ‚Trauer Lieder‘ aus Klaus, Bez. Feldkirch, Mitte 19. Jahrhundert. Mit 10 Notenbeispielen. Bemerkungen zu den Melodien von Walter Deutsch“ (In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. XIX, Wien 1970, S. 20–76) entgangen, die sich methodisch mit dem ADV-Material auseinandersetzt. Sie zeigt, wie problematisch es ist, von Befragungsergebnissen auf frühere Zustände zu schließen. Außerdem hätte Huber in der knappen Zusammenfassung der österreichischen Literatur zum Totenwachtsingen, die Beitzl in einer Fußnote gibt, noch manche Ergänzung für seine Literaturliste gefunden. Man vermißt bei Huber auch einen Überblick über die Forschungsgeschichte. Doch das läßt sich bei der Untersuchung des Totenbrauchtums der übrigen Regionen Niederösterreichs nachholen.

Helmut Huber hat mit seiner fleißigen Arbeit jedenfalls einen Anfang gesetzt, dem es zu folgen gilt. Vor allem die umfangreiche Sammlung von Gebeten und Liedern zum Totenbrauchtum, die in einem Ergänzungsband zusammengestellt sind und von Walter Deutsch vom Standpunkt des Musikwissenschaftlers analysiert werden, stellen eine wertvolle Grundlage dar.

Franz Grieshofer

Alfred Cammann – Alfred Karasek, Ungarndeutsche Volkserzählung. Aus deutscher Siedlung im altungarischen Raum. Teil 1 und 2 (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volks-

kunde, Bd. 26 und 27). 443 Seiten mit 57 Abbildungen und 5 Karten; 489 Seiten mit 69 Abbildungen. Marburg: N. G. Elwert Verlag, 1982.

Nach vier Bänden „Donauschwaben erzählen“ (Marburg 1976–1979) und zwei Teilen „Volkserzählung der Karpatendeutschen – Slowakei“ (Marburg 1981) legt A. Cammann nunmehr in bewundernswertem Arbeitstempo weitere Erzählungen aus ehemals bzw. heute noch deutschsprachigen Ortschaften und Regionen im altungarischen Raum (womit die ehemalige ungarische Reichshälfte der Habsburgermonarchie gemeint ist) vor – lediglich Siebenbürgen bleibt unberücksichtigt. Diese Sagen, Märchen, Schwänke usw. sind zum Teil schon in den dreißiger Jahren aufgenommen worden (insbesondere durch A. Karasek und seinen Kreis; die Verwendung der „Sammlung Karasek“ rechtfertigt dessen Nennung als Mitautor) und stammen andererseits aus der Aufnahme- und Sammeltätigkeit A. Cammanns, sowohl bei heute in der BRD und Österreich lebenden Gewährspersonen als auch in deren Herkunftsorten, also „hüben und drüben“, wie der Autor es ausdrückt.

Teil 1 enthält – nach einer methodisch-persönlichen Einführung – „Sagen und sagenhafte Geschichten“, „Legenden und legendenartige Geschichten“ sowie ein Kapitel „Feldforschung und Märchen von Elli Starzacher“ (diese hat, insbesondere von A. Karasek beeinflusst, ab 1936 in Ungarn Erzählforschung betrieben; ihre diesbezüglichen Erinnerungen – S. 339 ff. – vermitteln interessante Einsichten in die Arbeits- und Denkweise mancher Sprachinselforscher der damaligen Zeit). Im 2. Teil finden sich (nach einer – eigentlich nicht in den Band passenden – Reminiszenz von Hertha Karasek und einem kurzen Beitrag von K. Haiding über Märchen erzählen im Schildgebirge) dann „Märchen“, „Schwänke“ und „Aktuelles Erzählen (Dorfgeschichten, Schicksalsgeschichten, Lebensgeschichten)“. Gerade dieses Kapitel ist wegen der starken Betonung des Biographischen und Persönlichen (das Cammann auch an anderen Stellen immer wieder einfließen läßt) besonders bemerkenswert.

Beide Bände besitzen von Erika Lindig zusammengestellte und die Benützung erleichternde Motiv- und Sachregister sowie Erzählerverzeichnisse; Teil 1 enthält zusätzlich ein Orts- und ein Literaturverzeichnis (in Auswahl; zur Komplettierung müssen auch die oben angeführten Sammlungen des Autors herangezogen werden). Die beigegebenen Abbildungen zeigen Erzählorte und Erzähler, manche auch etwas von deren „Gebärdensprache“.

Die Geschichten sind, schon durch die Quellenlage bedingt, unterschiedlich: sie wurden von Sammlern aufgezeichnet, mit Tonband aufgenommen oder vom solcherart zum Schreiber werdenden Erzähler niedergeschrieben (wodurch leider viel von der sonst spürbaren Spontaneität und auch von der sprachlichen Eigenart verlorengeht). Bei vielen ist der von Cammann erwähnte Einfluß von Groschenheften, Kalendergeschichten usw. noch deutlich spürbar; eine entsprechende Analyse anhand des nunmehr vorliegenden Materials wäre lohnend. Die Erzählungen sind nicht nach Motiven, sondern innerhalb der Hauptkapitel nach der alphabetischen Abfolge der Ortschaften gereiht, im Abschnitt „Sage“ zudem noch separat für jede verwendete Sammlung (Karasek, Bonomi, Cammann). Wenn man schon eine derartige „Ordnung“ vornimmt, so hätte angesichts der Größe von „Altungarn“ eine Untergliederung nach regionalen Gesichtspunkten die Übersichtlichkeit sicherlich gehoben (dann würde man überdies in den beigegebenen Karten gesuchte Orte auch finden, was jetzt für den Ortskundigen nur durch Zufall möglich ist).

Insgesamt sind es nun schon an die viertausend Seiten mit wohl nicht viel weniger Erzählungen aller Art aus dem altungarischen Raum, welche A. Cammann im Verlaufe von nicht einmal zehn Jahren vorgelegt hat – eine wahrhaft großartige Leistung. Eine solche wird auch die Aufarbeitung und Nutzung sein, welche Aufgabe der Autor einer jungen Forschergeneration zuweist.

Olaf Bockhorn

Katalin Horn, *Der aktive und der passive Märchenheld.* (= Beiträge zur Volkskunde Bd. 5), Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1983. 150 S.

Die Autorin kommt aus der Schule von Max Lüthi, erweist sich jedoch in dieser vorliegenden Schrift als eine selbständige und eigenwillige Interpretin. Die Thematik ist sehr weitgespannt und so hat die Arbeit in den vielen Mosaiksteinen der kleinen Details ihre Stärke und im Fehlen eines Schwerpunktes ihre Schwäche.

Der Ansatz „Der freie Wille und seine Grenzen“ zeigt gleich die Problematik, welche in der Volkserzählung entsteht, wenn man mit dem Maß des normalen Lebens messen will. Frau Horn hat sich jedoch nicht in dieser Problematik verstrickt, sondern in kluger Weise der Gefahr entzogen, Charakterisierungsversuche nach Art literarischer Analysen zu geben. Ihre Differenzierung einer Vielzahl von Zügen im Bild des Helden verliert nicht den Überblick. „Die Eigenschaften des Helden und das Thema des Märchens“ stellen einen sinnvollen Bezug von Anlage und innerer Funktion dar. Daraus läßt sich gut ablesen, welche Möglichkeiten sich in den erzählten Stoffen ergeben können, so daß der II. Teil der Arbeit vor allem eine Exemplifizierung der angedeuteten Situationen, Handlungen und Wandlungen bringen kann.

Sicher hat die Autorin richtig auf das „begleitende Tier als Helfer“ hingewiesen, doch wird gerade bei diesem Abschnitt ersichtlich, daß wir zu sehr vom europäischen Märchen ausgehen und den „Helden“ zu ausschließlich anthropomorph sehen. Der „Tierheld“ wird damit aus der sonst so breiten Darstellung des Helden ausgeklammert, und es fehlt damit eine wichtige und naive Seite innerhalb der Thematik des Buches, zumindest was die „Aktivität“ betrifft. (Passive Tierhelden gibt es zwar in den Tiermärchen auch, sie sind jedoch relativ seltener als menschliche passive Helden.)

Innerhalb der Behandlung des „passiven Helden“ wäre vielleicht ein Verweis auf Legende und Legendenmärchen geeignet gewesen, manche Züge zu erklären. Doch ist sonst gerade dieser Abschnitt sehr geschickt akzentuiert und sehr reichhaltig in Hinblick auf die wichtigsten Erscheinungsformen. Wichtig ist dabei die Differenzierung zwischen der Passivität des Duldens und Erduldens einerseits und dem Mangel an aktivem Einsatz andererseits. Diese letztere Seite zeigt sich besonders klar im Abschnitt „Der schlafende Held“, der sich sozusagen aus dem Abenteuer zurückzieht und „nicht einmal als Zuschauer an ihnen teilnimmt“. Hier grenzt das Märchen wohl an mythische Bereiche. „Eine besondere Bedeutung gewinnt der Schlaf in den Traum-Märchen, insofern als in ihm Ereignisse oder Schicksale prophezeit werden, die im Märchen Wirklichkeit werden.“

Dazu ist freilich zu sagen, daß hier sich Passivität und Aktivität verbinden können,

insofern zwar der Held im Schlaf einen Aufschluß erhält, später jedoch aktiv werden muß, um einen Rat umzusetzen oder eine Gefahr zu bestehen.

Stärkere Beachtung hätte vielleicht die Frage der „Faulheit“ des Helden verdient. Insgesamt jedoch bietet die Studie einen wertvollen Beitrag zur Märchenforschung.

Felix Karlinger

Stefania Colafranceschi, *Tradizione e trasformazione: Le variazioni tematiche nella „Leggenda di S. Biagio“*. Roma 1983. 4°. 136 S.

Diese phototypiert erschienene Dissertation über die Tradition und die Wandlung der Blasius-Legende vermittelt einen guten Eindruck über die Produktion erbaulicher Schriften in Rom im 15. und 16. Jahrhundert. Es handelt sich dabei nicht um theologisches, sondern populäres Schrifttum, das nun in der Frühzeit des Buchdrucks an Bedeutung gewinnen sollte und das manche der bis dahin gültigen Funktionen der mündlichen Überlieferung abzulösen bereit war. Die Autorin weist sich als eine sehr gute Kennerin dieses Zeitraums und seiner religiösen Quellen aus. Sie gibt zunächst einen Überblick über die frühesten gedruckten Texte, die noch aus dem 15. Jahrhundert stammen und unter denen wir neben dem hl. Blasius auch die Legenden der Heiligen Sebastian, Johann Baptist, Barbara, Basilius, Julian, Guglielma, Katherina, Margarita, Augustin, Eustachius und Alexius finden. Drei davon sollten ja später im Volksbuchbereich eine besondere Rolle spielen: Guglielma (eine Variante zur Genovefa, Hirlanda, Stella usw.), Eustachius und Alexius. Die beiden dem hl. Blasius gewidmeten Drucke – einmal eine „Leggenda“ (zirka 1492) einmal eine „Historia“ (aus der gleichen Zeit) – gehen auf Giuliano Dati (1472–1524) zurück.

Die Entwicklung des Stoffes dieses Heiligen, der auch bei uns durch den „Blasius-Segen“ eine gewisse Popularität besitzt, macht die Colafranceschi durch Textvergleiche zwischen der „Legenda Aurea“ von 1260 und ihren popularisierenden Übersetzungen aus dem 14. Jahrhundert – einer anonymen und einer von Manerbi 1475 – ersichtlich, und sie stellt dann die poetische Bearbeitung durch Dati daneben. Sehr gut wird so der Übergang von mittelalterlicher zu neuzeitlicher Gestaltung evident. Vom reinen Erzählen zum erbaulichen Interpretieren spannt sich ein weiter Bogen, die Funktion wandelt sich vom religiösen Erzählen hin zur Belehrung. Dati, von Hause aus Florentiner, hat als Geistlicher in Rom teils als Poenitenziar, teils als Pfarrer im Trastevere-Viertel seine Karriere gemacht, die durch die Ernennung zum Bischof von Leone (Calabrien) gekrönt werden sollte. Sein Volksbüchlein hatte im 16. Jahrhundert einen starken Erfolg, wie Nachdrucke und Bearbeitungen zeigen. Ja, man kann sagen: in einem gewissen Sinne kommt Datis S. Biagio Modellcharakter zu.

Das 16. und 17. Jahrhundert hat zahlreiche ähnliche gereimte Legenden hervorgebracht, und der Nachklang dieser Heftchen reicht herauf bis ins 20. Jahrhundert.

Man ist dankbar für die hier abgedruckten und sonst nur sehr schwer erreichbaren Texte, für die vielen klugen Hinweise und Vergleiche, und möchte der Studie einen regulären – das heißt auch im Buchhandel erhältlichen – Nachdruck wünschen.

Felix Karlinger

Zu: Emil Schneeweis, Volkskundliches im Alten Testament



Abb. 1: Retz, BH Hollabrunn, NÖ. Sgraffitohaus, erbaut 1576.
Foto: Dr. Emil Schneeweis.

Zu: Emil Schneeweis, Volkskundliches im Alten Testament

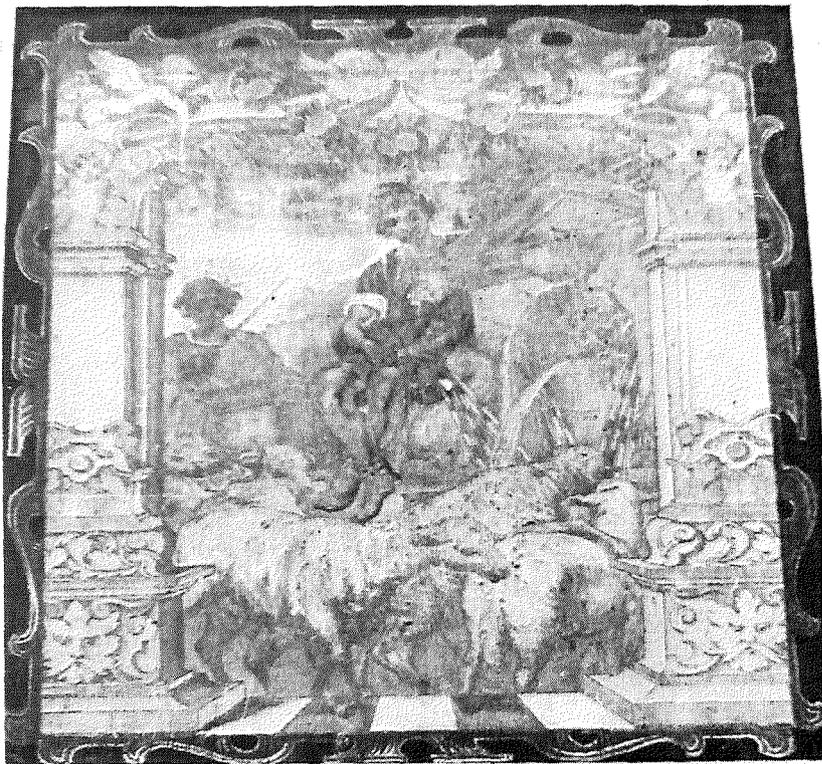


Abb. 2: Lindau am Bodensee, Schwaben: Rathaus, Dekalog.

Foto: Dr. Emil Schneeweis

Märchenmotive und gezeichneter Witz: Einige Möglichkeiten der Adaptation

(Mit 33 Abbildungen)

Von Katalin Horn

Märchenfiguren, Märchenmotive oder ganze Volksmärchen haben seit je hochliterarischen Werken und der Kinderliteratur, Musikwerken und der bildenden Kunst, in neuester Zeit auch dem Film und Fernsehen, dem Kabarett sowie Chansons, Schlagern, Schallplatten und Comics Stoff geliefert. Märchen werden als Ballett, mit Puppen oder Schattenfiguren aufgeführt, Märchen haben auf die Sprache gewirkt, sie werden parodiert und abgewandelt und von der Reklame mißbraucht.¹⁾ Jedesmal, wenn ein Märchen in einer anderen Gattung verwendet wird, paßt es sich dem jeweiligen Gattungscharakter an.²⁾

Die vielseitige Verwendbarkeit der Märchen rührt her einerseits von ihrer Eigenschaft, Grundwahrheiten der menschlichen Existenz zu vermitteln, andererseits von ihrer Volkstümlichkeit. Diese Eigenschaften sind es auch, die gewisse Märchen, Märchenmotive oder nur einzelne Figuren, Bilder und Züge für den Stoff eines Witzes geeignet machen. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung die Volkstümlichkeit einzelner Märchen, kann doch nur dank ihr ein jeder sich auf sie berufen, ohne befürchten zu müssen, daß er nicht verstanden wird. Denn um einen Witz zu verstehen, müssen uns gewisse Voraussetzungen bekannt sein. Wenn die Hintergründe erklärt werden müssen, büßt der Witz einen Teil seiner „Lustwirkung“ ein.³⁾ Wie jeder Witz umfaßt nämlich auch der Märchenwitz zwei Welten. Diese sind im vorliegenden Fall die Welt des Märchens und die Welt der Wirklichkeit. Dabei „kommt [es] . . .

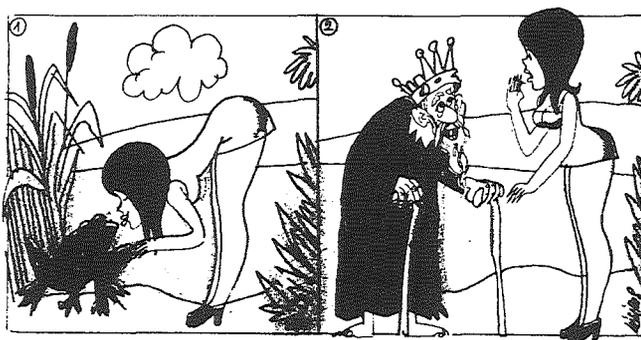


Abb. 1: Froschkönig

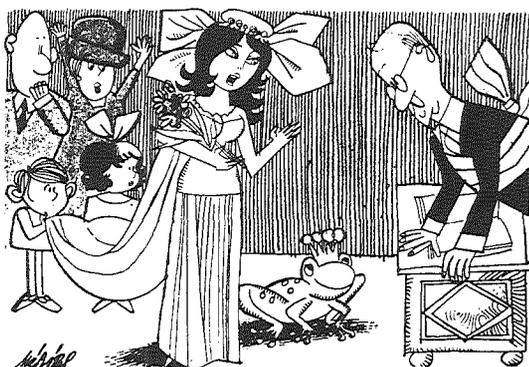


Abb. 2: Froschkönig

„Bitte, glaubt mir, er ist wirklich ein Königssohn, macht aber immer so dumme Witze!“

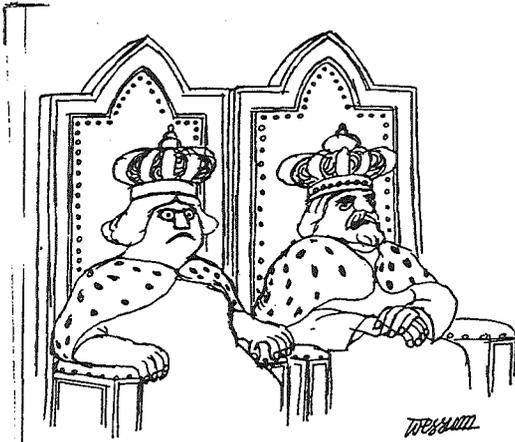
nicht nur auf die Berührung zweier Welten an, sondern darauf, daß ich beide Welten verstehend umfasse.“⁴⁾

Die vorliegende Arbeit möchte einige Möglichkeiten der Witzbildung aus Märchenmotiven aufzeigen. Behandelt werden gezeichnete Witze und Karikaturen. Bilderwitze greifen nämlich besonders gerne auf Märchen zurück, und dies nicht von ungefähr: der Märchenforscher spricht oft von „Märchen-Bildern“, von der „Anschaulichkeit“ der Märchen. Gerade diese Bildhaftigkeit der Märchen macht sie geeignet, Stoff für Gezeichnetes zu liefern. Ein Mädchen mit Käppchen und Körbchen im Wald, eine Jungfrau im gläsernen Sarg, ein Frosch mit einer Krone, ein Knusperhaus, ein Drache mit sieben Köpfen und ähnliche Figuren sind uns schon in der Kindheit zu festen Vorstellungsbildern geworden, so daß wir sie sofort wiedererkennen, wenn sie tatsächlich zum Bilde werden.⁵⁾ Dazu kommt, daß Märchenmotive und auch Teile von Motiven, Figuren und Requisiten ihr eigenes Leben haben können, „sich in der Erinnerung vieler Märchenhörer und -leser verselbständigen, daß sie unabhängig von dem Ganzen . . . weiter leben.“⁶⁾ Motive und Figuren aus der Hochliteratur könnten – selbst wenn man voraussetzt, daß sie so bekannt wären wie diejenigen der Märchen – kaum erkannt werden, wenn man sie in der Form einfacher Bilder darstellen würde. Sie müßten näher erklärt, mit mehr Attributen versehen werden. Don Quijote oder Gulliver gehören zu den wenigen Romanhelden, deren Bild für viele ohne weiteres identifizierbar ist.

Eine dritte Eigenschaft der Märchenmotive, die sie für den Witz geeignet macht, ist ihre Symbolhaftigkeit. Menschliche Grundsituationen, Eigenschaften, lebensfördernde oder bedrohende Kräfte usw. werden in ihnen versinnbildlicht. Diese hohe Eigenschaft der Märchenmotive kommt dem Witz entgegen: ihre Inhalte werden in Frage gestellt, profaniert, zum Vergleich gezogen.

1. Der Witz als Korrektur der Märchenwahrheit

Die Verwendung eines Märchenmotivs für einen Witz kann dem Zwecke dienen, die dem fraglichen Motiv innewohnende Aussage in Frage zu stellen. Wie bekannt, kann das gleiche Thema – oder das Motiv, das dieses trägt – von verschiedenen Gattungen anders behandelt werden. Hier interessiert uns, wie ein Märchentema abgewandelt werden kann.⁷⁾ Betrachten wir zwei bekannte Märchen-



«Wie ich den Tag hasse, an dem ich begann, Frösche zu küssen!»

Abb. 3: Froschkönig

Fals

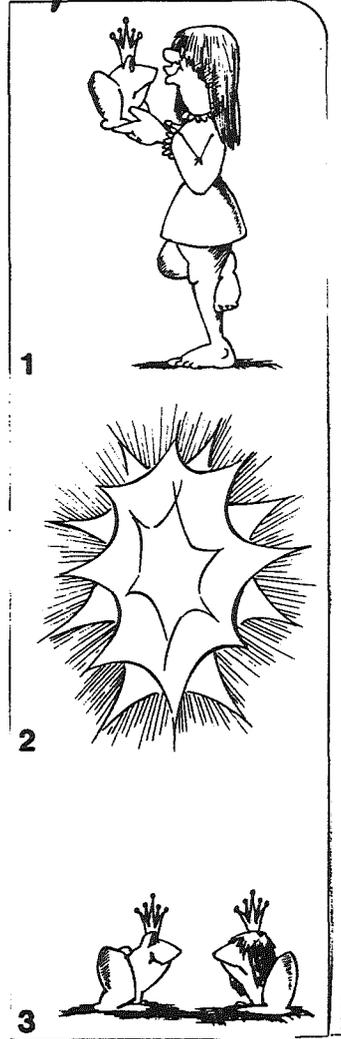


Abb. 4: Froschkönig

motive: das erste ist die Erlösung des Tierbräutigams, das zweite ist der Sieg der Kinder über die menschenfressende Hexe.

Das erste Motiv, zu dem ich das Märchen vom Froschkönig (AaTh 440) heranziehen möchte, erzählt, wie durch eine Affekthandlung (Kuß, Beischlaf oder Aggression) ein verzaubertes Wesen erlöst wird. Dieses Motiv versinnbildlicht unter anderem die Entwicklung aus einer niedrigen Gestalt: aus einem abstoßenden oder gefährlichen Geschöpf wird durch Zuwendung ein vollkommener Mensch, ein Prinz.

Im zweiten Motiv wird die negative Kraft nicht verwandelt und erlöst, sondern überwunden: die Menschenfresserin muß im eigenen Ofen verbrennen (AaTh 327A). Hinter dem Bild dieses Selbstbefreiungsaktes der Kinder erblickt man auch eine tiefere Wahrheit: das Böse fällt durch sich selbst.⁸⁾

Im Märchen ist die Erlösung, die Entfaltung möglich, das Böse wird überwunden, die Kinder entkommen der Macht der Hexe. Ganz anders in der Volkssage. Die gleichen oder ähnlichen Fragen werden aufgeworfen, die Antworten sind jedoch verschieden. Die Erlösung mißglückt oder wird auf einen viel späteren Zeitpunkt verschoben, die Verwünschten können höchstens zur ewigen Ruhe, nicht zum irdischen Glück erlöst werden.⁹⁾ Kinder, die in den Machtbereich der Hexen, unterirdischen, jenseitigen Wesen geraten, bleiben verschwunden, siechen dahin oder werden gegen einen Wechselbalg ausgetauscht.

Wie behandelt nun der Witz, im vorliegenden Fall der gezeichnete Witz, diese Motive?

Bevor ich eine Antwort versuche, soll der Standort dieser Witze näher bestimmt werden. Da neben Märchen und Witz auch die Sage als Vergleichsmaterial herangezogen wurde, hat es den Anschein, als gehöre der Bilderwitz gleichfalls in die Reihe der Volkstraditionen. Da es sich nicht um erzählte Witze handelt, ist dies nicht der Fall. Doch hat auch der Bilderwitz in den Witzblättern und Zeitschriften große Ähnlichkeit mit den tradierten Witzen. Mehrere Gattungsmerkmale des Witzes haben auch für den gezeichneten Witz, für die Karikatur ihre Gültigkeit, wie wir es sogleich sehen werden. Obwohl sie einem „individuellen Einfall“ entsprungen sind, entbehren sie nicht gewisser Merkmale des „fixierten“ Witzes, der allgemein umläuft, der eine „demokratisierte Scheidemünze“ geworden ist.¹⁰⁾ Beide Arten haben ferner ein schier unbegrenztes Publikum und große Beliebtheit. Der Witz wird weitererzählt, das Witzblatt erscheint in hohen Auflagen und wird herumgereicht. An Orten, wo man gerne Witze erzählt, liegen häufig auch Witzblätter auf, wie z. B. in Kaffeehäusern und in Friseurläden. Diese Karikaturen werden sogar weitererzählt, obwohl freilich dies dem Witz seine Leichtigkeit nimmt. Wegen dieser Ähnlichkeiten

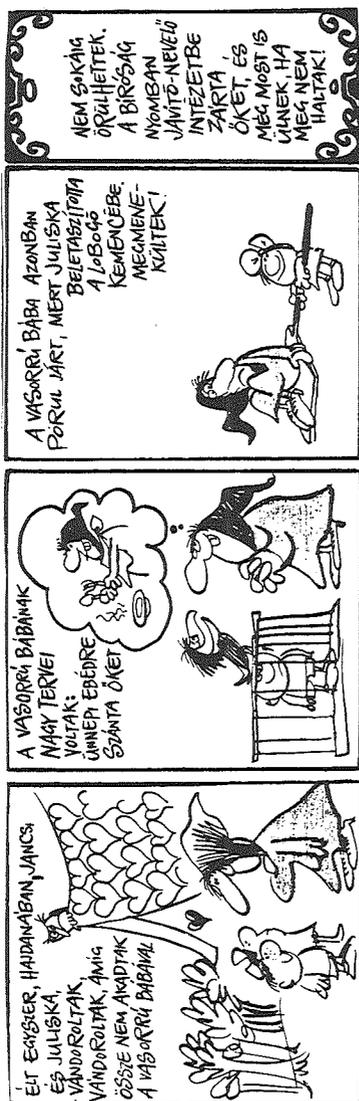


Abb. 5: Hänsel und Gretel
 Sie konnten sich ihres Sieges nicht
 lange freuen, da das Gericht sie in
 eine Erziehungsanstalt steckte.
 Und wenn sie nicht gestorben sind,
 so sitzen sie dort noch heute . . .

habe ich ausschließlich Karikaturen aus Witzblättern und Zeitschriften untersucht und keine solchen, die – von einzelnen Künstlern gezeichnet – als Bücher erschienen sind, obwohl diese wahrscheinlich ähnliche Merkmale aufweisen würden.¹¹⁾

Für den Witz ist es charakteristisch, daß er Tabus verletzt und kritisiert, Bindungen löst, Normen und Institutionen in Frage stellt, ja lächerlich macht, das Hohe oder Religiöse profaniert.¹²⁾ Das Märchen wirft Grundprobleme und wesentliche Fragen der menschlichen Existenz auf und beantwortet sie mit Zuversicht, Hoffnung und Optimismus. Die Lösung der Proben, die Erlösung und Befreiung ist möglich. Aus dem Frosch wird ein Prinz, seine Mißgestalt ist nur Vorstufe zu einer glücklichen, vollkommenen Existenz. Jedes verzauberte Tier im Märchen wird ein schöner Prinz oder eine strahlende Prinzessin. Bedrohte Kinder und Jungen überwinden das Böse und erlangen ihre Freiheit wieder. Die Sage in ihrem Pessimismus bemüht sich auch um die Verwünschten, um die Bedrohten und Geraubten, sie weiß auch um die Möglichkeit ihrer Befreiung, läßt aber diese meistens mißglücken.

Beide Gattungen nehmen also die Wahrheiten, die ihren Motiven innewohnen, ernst. Allein, was im Märchen „Wirklichkeit“ wird, bleibt in der Sage eine ersehnte Möglichkeit. Der Witz jedoch greift die Wahrheit des Märchens an, er stellt sie in Frage, spottet über den Optimismus des Märchens.¹³⁾ Er zweifelt an dem, woran das Märchen in seinem Optimismus glaubt. Wie, wenn der Frosch zwar zu einem König erlöst wird, dieser König aber ein zerlumpter, armer Greis ist (Abb. 1)? Der Witz rüttelt an dem Glauben, daß eine gelungene Erlösung gleichzeitig alle Probleme glücklich löst.

Ein anderer Witz bezweifelt die Wahrheit, daß die Entwicklung immer vom niedrigen, unerwünschten Zustand zur Erlösung und Entfaltung führt. Wie, wenn der Bräutigam nicht aus einem Frosch zum Prinzen wird, sondern umgekehrt, wenn er sich im Augenblick der Hochzeit als bössartiger Froschkönig zeigt? Das Märchen lehrt, daß durch Liebe oder Strenge aus einer unvorteilhaften Natur ein großartiger Bräutigam werden kann, der Witz stellt die skeptische Frage: Ist es im Leben nicht oft so, daß der Partner, der sich anfänglich vorteilhaft gezeigt hat, in der Ehe sein wahres, häßliches Gesicht hervorkehrt (Abb. 2)?

Von einer ähnlichen Enttäuschung erzählt der Witz Nr. 3: Das glückliche Zusammenleben bis zum Tode wird hier lächerlich gemacht. Die Ehe ist nicht unbedingt der Endpunkt der glücklichen



Abb. 6: Hänsel und Gretel
„Ich mäste euch nicht mehr. Mein Arzt sagt, in meinem Alter sei viel Cholesterin nicht gesund.“

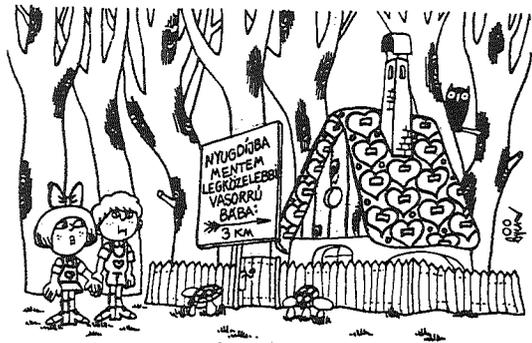


Abb. 7: Hänsel und Gretel
„Ich bin pensioniert, die nächste Hexe befindet sich 3 km weiter.“

Erlösung und zugleich der Anfang eines immerwährenden Glückes, sondern ein Zusammenleben mit Schwierigkeiten und Problemen, die dazu führen können, daß die „Erlöserin“ – als Königin in ihren besten Jahren – ihre aufopfernde Tat bereut . . . (Abb. 3).

Eine dritte Möglichkeit besteht darin, daß nicht die hilfsbereite Erlöserin den Frosch zum Prinzen küßt, sondern die allzugroße Annäherung an das Niedrige dazu führt, daß die Erlöserin selbst zum Frosch wird (Abb. 4). Dieses Motiv entspringt auch einer Lebenserfahrung, die uns lehrt, daß die Rettung einer Menschenseele Gefahren in sich birgt: sie ist ein Zweikampf, wobei die Möglichkeit besteht, daß nicht die zu erlösende Seele gerettet, sondern der Helfer korrumpiert wird.

Im Hänsel-und-Gretel-Witz (Abb. 5) wird neben dem Optimismus auch eine moralische Norm des Märchens in Frage gestellt. Die Kinder können nicht ihre Freiheit wiedergewinnen, denn sie werden nach der Ermordung der Knusperhexe in eine Erziehungsanstalt gesteckt, „und so sitzen sie dort heute noch, wenn sie nicht gestorben sind . . .“. In diesem Witz gelingt also die Befreiung nicht, denn mit der Lösung eines Problems werden im Leben nicht gleichzeitig alle Probleme gelöst: scheinbar eindeutige Taten ziehen unvorhergesehene Folgen nach sich. Außerdem stellt der Witz eine Seite der Märchenmoral in Frage, nämlich die Anerkennung der Notwendigkeit, ja sogar der Richtigkeit der grausamen Selbstjustiz und der Talion-Strafe. Was der Weltanschauung des Märchenerzählers selbstverständlich ist, nämlich die unbarmherzige Strafe des Unholdes, ist dem skeptischen Geist des Witz-Schöpfers zumindest fragwürdig. Hinter der lustigen Paraphrase der Happy-End-Formel erhebt sich die ernsthafte Frage: Darf der Mensch sich anmaßen, seinem Mitmenschen das Leben zu nehmen? Die Grausamkeit als solche wird entlarvt, selbst dann, wenn diese Grausamkeit eine „spiegelnde Strafe“ und gleichzeitig Selbstverteidigung ist.

2. Veränderter Inhalt

Im vorangehenden Abschnitt wurde gezeigt, wie der Witz, ausgerüstet mit einer lebensnahen Erfahrung, die Märchenaussage kritisiert bzw. korrigiert. Er bleibt aber nicht immer bei dieser Methode stehen. Wenn er schon seine Lust daran hatte, die Normen zweier Welten zu konfrontieren, schrickt er auch davor nicht zurück, Märchen und Alltagsleben spielerisch zu vermischen. Dazu isoliert

Zu: Katalin Horn, Märchenmotive



Abb. 8: Hänsel und Gretel

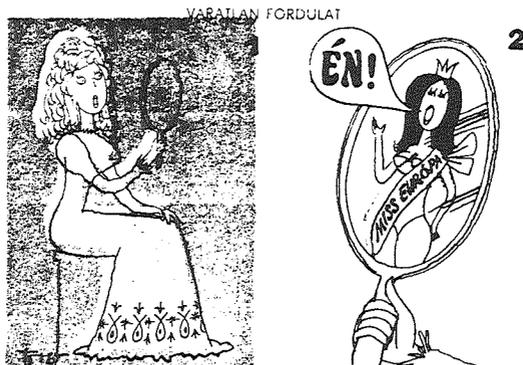


Abb. 9: Schneewittchen
„Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ – „Ich!“

er ein Märchenmotiv oder auch nur einen Zug, und trägt diese in die banale Alltagswirklichkeit hinein. Der witzige Effekt ergibt sich aus der Profanierung eines übernatürlichen Motivs.¹⁴⁾

Aus dem Märchen von Hänsel und Gretel wird die Hexe isoliert. Sie bleibt zwar unheimliche Brothäuschen-Besitzerin, die mitten im Wald wohnt, schickt jedoch die Kinder aus dem Käfig fort, weil sie ihren Blutholesteringehalt nicht durch Kinderfleisch erhöhen will (Abb. 6). Eine andere Hexe ist pensioniert und weist die verirrteten Kinder drei Kilometer weiter zur nächsten Hexe (Abb. 7). Die dritte Waldfrau behält zwar ihre Funktion, verspricht jedoch ihren popigen Opfern weder Äpfel und Nüsse noch Pfannkuchen mit Zucker, sondern Hasch und LSD (Abb. 8).

Aus dem Märchen vom Schneewittchen (AaTh 709) wird die krankhaft eitle Stiefmutter als Giftmischerin oder ihre Spiegelbefragung isoliert. Beim ersten Witz (Abb. 9) antwortet ihr nicht der Spiegel selbst, sondern aus dem Spiegel eine Schönheitskönigin. Als Giftmischerin wird die Hexe entlarvt, wie sie den Apfel mit DDT bespritzt (Abb. 10), oder sie wird von Schneewittchen abgewiesen, da dieses wegen des Obstüberflusses keinen einzigen Apfel mehr brauchen kann (Abb. 11).

Auch der Drachenkampf des Drachentöter-Märchens (AaTh 300) wird gerne profaniert. Der Drache, der Drachentöter und ihr Konflikt bleiben bestehen, der heroische Kampf jedoch wird seines Inhaltes entledigt. Der Ritter nützt das Feuer, das der Drache speit, um sein Hähnchen zu braten, oder nimmt die abgeschnittenen sieben Köpfe mit nach Hause, weil er Kopffleisch so gerne verspeist (Abb. 12 und 13).

Aus Aschenputtel (AaTh 510A) isoliert der Karikaturist den schweren Auftrag der bösen Stiefmutter und weist darauf hin, daß das arme Mädchen, das so fleißig und häuslich ist, eine gute Ehefrau abgeben würde (Abb. 14).

Aus Dornröschen (AaTh 410) ist für den Zeichner nur der hundertjährige Schlaf wichtig, den er sich wünscht, um endlich auszuschlafen zu können. Hier bleibt nicht einmal die Märchenfigur beibehalten, nur ihre Funktion (Abb. 15).

Rumpelstilzchen (AaTh 500), das seinen Namen nicht preisgeben darf, wird vom Grenzwächter (Abb. 16), ein Held mit dem Siebenmeilenstiefel (Th D 1521.1), vom Verkehrspolizisten aufgehalten (Abb. 17). Schließlich wird die verwünschte Prinzessin,



Abb. 10: Schneewittchen

Magi Wechsler:

ZU VIEL OBST...

... und wie man damit fertig wird.



„Nein danke, wir haben schon genug Obst!“

Abb. 11: Schneewittchen

die durch erotische Zuwendung erlöst werden sollte, eine Prostituierte (Abb. 18), aus dem Lampen- oder Flaschengeist (Th D 1421.1.5 und 14) ein Karikaturist (Abb. 20) oder aber der Glückbringer der Lotterie (Abb. 19).

Allen diesen Witzen war eine zweistufige Methode gemeinsam: ein Motiv, eine Figur, eine Funktion wird aus dem größeren Zusammenhang isoliert und mit alltäglichem Inhalt gefüllt oder mit alltäglichen Situationen konfrontiert. Bei der letztgenannten Methode wird nicht nur der Leser von dem neuen Inhalt überrascht, sondern auch die dargestellte Märchenfigur selber: die böse Königin steht plötzlich Miß Europa (Abb. 9) oder einer praktischen Hausfrau (Abb. 11), der Besitzer von Siebenmeilenstiefeln sowie Rumpelstilzchen den Vertretern des Gesetzes (Abb. 17,16) gegenüber. In den übrigen Witzen wird der Inhalt aus der Märchenfigur heraus verändert: die Hexen passen sich an die moderne Wirklichkeit an (Abb. 6, 7, 8, 10), die Drachentötung wird vom „Helden“ in kulinarische (Abb. 12, 13), die Erlösung in erotische Genüsse (Abb. 18), der Zauberschlaf in alltäglichen Schlaf (Abb. 15) umgewandelt. Aus der dulddenden Ashensitzerin, aus guten Geistern werden beispielhafte Ehefrauen oder Helfer im Alltag (Abb. 14, 19, 20).

Bei der ersten Methode ist unser Genuß zweifach: wir lachen über den veränderten Inhalt und über die Überraschung der Märchenfigur. Bei der zweiten Methode entspringt unsere Freude allein dem veränderten Inhalt.

3. Märchen als Vergleich

Wenn Märchenmotive in die Alltagswirklichkeit hineingetragen werden können, dann liegt es auf der Hand, daß man sie auch zum Vergleich heranziehe. Die Berührung zweier Welten ist nicht mehr Selbstzweck: ihre ferne Ähnlichkeit wird ausgenutzt, oder wenn eine solche nicht existiert, wird eine künstliche Ähnlichkeit geschaffen.

Die Hexe aus dem Hänsel-und-Gretel-Märchen wird als strenge Schlummermutter und Wucherin dargestellt (Abb. 21, 22). Sie verlangt für ein Untermietzimmer bzw. für ein „Einfamilien-Knuserhaus“ übertriebene Preise und stellt dazu noch eine Bedingung: das Pärchen darf keinen Nachwuchs bekommen. Das Ausgeliefertsein junger Paare auf dem Wohnungsmarkt und ihre Ausbeutung durch skrupellose Hausbesitzer wird mit der Situa-

Zu: Katalin Horn , Märchenmotive

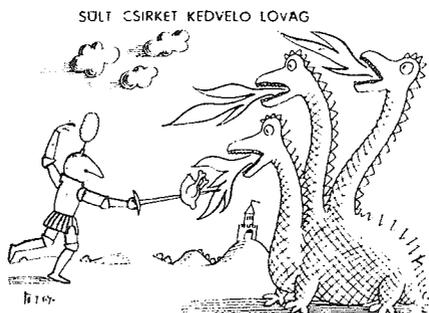


Abb. 12: Drachentöter

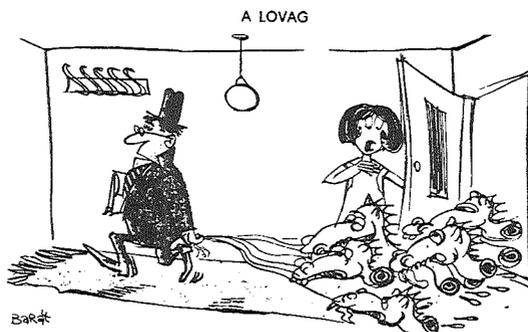


Abb. 13: Drachentöter

„Elemer, du hast in der Tat den siebenköpfigen Drachen getötet?“ – „Warum wunderst du dich, du weißt doch, daß ich Kopffleisch über alles liebe!“

tion Hänsels und Gretels verglichen: auch diese Situation ist eine Art „Gefressen-Werden“.

Im Jahr der wirtschaftlichen Rezession, 1975, vergleicht der Karikaturist die Wirtschaft mit dem scheinotenen Schneewittchen, die Unternehmer mit den sieben Zwergen. Die ganze Gruppe wartet auf den Prinzen, auf die Verbesserung der Wirtschaftslage, auf die Konjunktur, die der schlafenden Wirtschaft die Lebendigkeit wiedergeben soll (Abb. 23).

Der kleine Revisor „aus der Zentrale“, vor dem der Beamte einen Bückling macht, wird mit Daumensdick (AaTH 700) verglichen, der die Erwachsenen und normal Gewachsenen foppt: Nicht seine Größe, sondern der Vorwitz des Däumlings verhilft ihm zum Erfolg. Genauso ist es in der Beamtenwelt: vor den Kleinen zittern die Großen, wenn jene die Aufgabe haben, ihren Verfehlungen nachzugehen (Abb. 24).

Im Witz Nr. 25 liegt ein Vergleich vor, der Ungleichheit herausstellt. Die Verwandten sind schlimmer als ein Drache, sein Auftauchen – verglichen mit einem Verwandtenbesuch – ist eine wahre Freude und verursacht Erleichterung (Abb. 25).

In den bisher angeführten Witzen wurde das Märchen in die Wirklichkeit hineingetragen. Im Witz Nr. 26 wird umgekehrt in das Märchen ein moderner technischer Zug eingeführt: der Drachentöter will seinen Kampf auf Zelluloid bannen lassen, damit man von ihm später nicht zusätzliche Drachenköpfe verlangt. Die Drachentötung, nach deren Ausführung der Märchenheld sich mit den Drachenzungen als wahrer Erlöser erweisen muß, wird im Witz mit Hilfe eines Dokumentarfilms verewigt (Abb. 26).

Die Technik all dieser Witze besteht wiederum in der Isolierung eines Märchenmotivs oder -zuges, wobei dieser isolierte Teil mit der Alltagswirklichkeit nicht nur vermischt, sondern auch verglichen wird. Außerdem begegnet uns ein neues Verfahren der Witzarbeit, nämlich das der *Übertriebung*. Zwar kann der Witz auch ohne Übertriebung verglichen (Abb. 23, 24), besonders geistreich wird aber die Darstellung erst, wenn der Vergleich übertrieben ist. Wenn risikoreiche Aufträge und Berufe geradezu mit einem Drachenkampf, profitgierige Vermieter mit Menschenfressern, Verwandte mit gefährliche Drachen verglichen werden, dann erhält der Witz eine zusätzliche Quelle des Lachens: den Unsinn.¹⁵⁾



Abb. 14: Aschenputtel

Wir haben unsere Mitarbeiter gefragt: „Welches ist Ihr Lieblingsmärchen?“ –
„Aschenputtel. Ich habe es gern, wenn eine Hausfrau fleißig ist.“

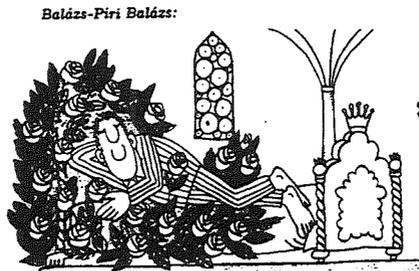


Abb. 15: Dornröschen

Wir haben unsere Mitarbeiter gefragt: „Welches ist Ihr Lieblingsmärchen?“ –
„Dornröschen. Ich möchte mich auch einmal richtig ausschlafen können!“

4. Entmythologisierung der Märchenmotive

Wenn man versucht, das Gemeinsame in den bisher untersuchten drei Witzgruppen zu finden, kommt man zum Schluß, daß es in der Profanierung besteht. Diese Profanierung geschieht entweder dadurch, daß die Wirklichkeit in das Märchen hineingetragen, oder aber dadurch, daß das Märchen der Wirklichkeit angeglichen wird. Dadurch geht der Sinn des ursprünglichen Märchenmotivs in unterschiedlichem Maße verloren. Am wenigsten geschieht dies in der ersten Gruppe, in der das Märchen benützt wird, um seine eigene Wahrheit in Frage zu stellen. Auch in der dritten Gruppe sind die Märchenbilder, welche den Stoff zum Vergleich liefern, stark gegenwärtig. In der zweiten hingegen vermindert sich die Beziehung zwischen Märchenvorbild und Witzbild zusehends: das Märchenmotiv wird nur um des Späßes willen profaniert. Und doch bleiben wir hier noch immer im Rahmen der Märchen: die Knusperhexe bleibt eine Hexe, der Frosch spricht mit menschlicher Stimme und verlangt, ins Bett genommen zu werden, die Drachenköpfe werden abgeschnitten, der Schlaf dauert hundert Jahre und um die Schlafstätte blühen die Dornröschen.

Die völlige Entmythologisierung tritt demgegenüber ein, wenn sich die Funktion, die Handlungsweise, der Charakter der witzigen Märchenfiguren von jenen der Märchenhelden oder Märchenunholde vollständig lösen: der siebenköpfige Drache fängt plötzlich an, mit einem Maul kunstvoll geschnörkelte Flammen zu speien, oder er bestellt in einem Kaffeehaus – friedlich Zeitung lesend – sieben Mokka (Abb. 27, 28). Er dient als „Statussymbol“ und sticht somit die Rassehunde aus (Abb. 29) oder verwandelt sich langsam in einen Spielzeug-Drachen (Abb. 30). Im Witz Nr. 31 wird nicht seine Endform als „Schwundstufe“ profaniert, sondern seine „Urforn“: als er samt seinen Artgenossen, den Urreptilien, vom Aussterben bedroht ist, will er sich in die Märchenwelt hinüberretten (Abb. 31).

Die Waldhexe schickt Hänsel und Gretel nach Hause, weil sie eine harmlose alte Frau ist, die nur vom bösen Nachbarsklatsch verleumdet wird (Abb. 32). Der Karikaturist will diesmal nicht in einen Zauberschlaf sinken, sondern wünscht sich eine dornröschenähnliche Frau, die im Ehebett nicht erwacht, wenn ihre Ehehälfte auf nächtliche Abenteuer schleicht (Abb. 33).

Das Mittel der Entmythologisierung ist wiederum die Isolierung, und zwar die Isolierung einer Märchenfigur aus dem Ganzen.



Abb. 16: Rumpelstilzchen



Abb. 17:
Siebenmeilenstiefel

Die Loslösung vom Märchen erfolgt jedoch vollständig, und zwar dadurch, daß der Märchenfigur eine völlig märchenfremde Funktion zugeschrieben wird. Vom Drachen bleiben nur die sieben Köpfe, das Feuerspeien oder bloß sein Name (welcher Anlaß zum stummen Wortspiel gibt: Drache als Ungeheuer, Drache als Spielzeug). Von der Hexe bleibt nur ihr Lebkuchenhaus im Wald und vom Dornröschen der tiefe Schlaf.

Vergleichen wir diese zuletzt genannten Witzfiguren mit den anderen, so können wir ihre vollständige Loslösung vom Vor-Bild verfolgen: in den Dornröschen-Witzen des 2. Abschnittes bleibt der Zauberschlaf mehr oder weniger erhalten, hier dagegen wird der tiefe, jedoch gewöhnliche Schlaf einer Alltagsfrau in einem Ehebett geschlafen. Die Waldhexe war im 6. und 7. Witz auch profaniert, ihre wahre Funktion als Kinderfresserin wurde jedoch nicht aufgehoben, höchstens abgeschwächt. Die Hexe im 4. Abschnitt ist hingegen nur noch eine alte Frau, die um ihren guten Ruf bangt. Der Held des 13. Witzes schneidet die sieben Köpfe des Drachen ab, wenn auch um eines profanen Zwecks willen, und ein anderer „Held“ nützt die mörderischen Flammen zum Hähnchenbraten (Abb. 12). In den Drachenwitzen des 4. Abschnittes hingegen gibt es überhaupt keinen Helden mehr, und der Drache unterscheidet sich von anderen Kaffeehaus-Gästen nur dadurch, daß er anstatt einer Tasse Kaffee gleich deren sieben bestellen muß. Oder aber er fängt an, sich nicht mehr lebensbedrohend, sondern künstlerisch zu gebärden. Auch wenn ein „Held“ Herr über ihn wird, findet kein Kampf statt, sondern der Drache wird als Haustier herumgeführt.

Beide Unholde, Drache und Menschenfresserin, büßen gerade ihre wichtigste Märchen-Eigenschaft ein: sie sind nicht mehr drohend und vernichtend.

Zusammenfassend kann folgendes festgestellt werden: Damit Märchenstoff kritisiert, humoristisch verändert und als Vergleich herangezogen werden kann, muß er – bei aller Profanierung und Entleerung – etwas von der eigentümlichen Welt des Märchens, das heißt von seiner ursprünglichen magischen Eigenschaft und Konfliktgeladenheit bewahren. Dies ist wichtig, wenn man bedenkt, daß das Märchen – trotz der Vielfalt seiner Typen – fast immer eine Auseinandersetzung mit der magischen Welt schildert. Diese ist oft ein Kampf, bald auf geistiger oder emotioneller Ebene, bald mit Kraft und Waffe. Wenn irgendein Rest dieser Begegnung mit übernatürlichen Gewalten – wenn auch stark



Abb. 18: Die verwünschte Prinzessin
„Wohin so eilig, mein Schöner? Warum nehmen Sie mich nicht in Ihr Bett?“



Abb. 19: Der Geist aus der Flasche
„Ziehen Sie nur mutig, vielleicht haben Sie Glück!“

entleert und abgewandelt – noch vorhanden ist, kann der Märcheninhalt in Frage gestellt, spielerisch entstellt oder als Vergleich gebraucht werden. Wenn hingegen die magische Eigenschaft und der Konflikt dem Witzvorbild vollständig genommen werden, bleibt nur eine leere Hülle zurück, welche mit völlig neuem, wenn auch freilich nicht mit beliebigem Inhalt gefüllt werden kann. Der Witz bemächtigt sich hier nicht des Inhaltes, sondern nur der Form der Märchenfigur oder einer in der Märchenfigur verkörpert Situation.¹⁶⁾

Anmerkungen:

1. Vgl. Johannes Bolte und Georg Polivka: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Leipzig 1913–1932. Bd. 4, 480–487.

Stith Thompson: *The Folktale*. New York usw. 1967, 460 f.

Max Lüthi: *Es war einmal*. Göttingen³ 1968, 101.

Helene Stier-Somlo: *Das Grimmsche Märchen als Text für Opern und Spiele*. Berlin, Leipzig 1926.

Margarete Kober: *Das deutsche Märchendrama*. Frankfurt a. Main 1925.

Ruth Michaelis-Jena: *The Brothers Grimm*. London 1970, 169.

Jürgen Janning: *Volksmärchen und Schallplatten*. (*Wirkendes Wort* 24 [1974], 178–193).

Grace Partridge Smith: *The plight of the folktale in the comics*. (*Southern Folklore Quarterly* 16 [1952], 124 ff.)

Walter Anderson: *Volkserzählungen in Tageszeitungen*. (*Rhein. Jb. f. Volksk.* 10 [1959], 163 ff.)

T. Jaresmil: *MUL-GA-TOL oder wie erzieht man Kinder zum magischen Denken*. (*Ethnomedizin* 1 [1971], 134 f.)

Luigi M. Lombardi-Satriani: *Folklore e profitto*. Rimini 1973.

Helmut Herles: *Sprichwort und Märchenmotiv in der Werbung*. (*Zeitschr. f. Volksk.* 62 [1966], 67–80).

Wolfgang Mieder: *Grimms Märchen – modern. Prosa, Gedichte, Karikaturen*. Stuttgart 1979.

H. Pischke: *Das veränderte Märchen*. (*Zeitschr. f. Literaturwiss. und Linguistik, Beih.* 7 [1977], 94–113).

Lutz Röhrich: *Der Froschkönig und seine Wandlungen*. (*Fabula* 20 [1979], 170–192).

Katalin Horn: *Grimmsche Märchen als Quellen für Metaphern und Vergleiche in der Sprache der Werbung, des Journalismus und der Literatur*. (*Muttersprache* 91 [1981], 106–115).

2. Vgl. Elisabeth Frenzel: *Stoff-, Motiv- und Symbolforschung*. Stuttgart 1963, 44.

Max Lüthi: ³1968, 90 ff., ferner Ders. *Volksliteratur und Hochliteratur*. Bern, München 1970, 147 ff.

L. Schmidt: *Zur Geschichte der Märchenoper*. Diss. Rostock 1895, 91 f.

Margarete Kober: op. cit. und Helene Stier-Somlo op. cit.



Abb. 20: Der Geist aus der Flasche
Wir haben unsere Mitarbeiter gefragt: „Welches ist Ihr Lieblingsmärchen?“ –
„Alladin und die Wunderlampe. Ich könnte nämlich einen Dschin brauchen, der für
mich zeichnen würde.“



Abb. 21: Hänsel und Gretel
„Monatlich 600, aber keinen Nach-
wuchs bitte!“

3. Vgl. Sigmund Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Frankfurt, Hamburg 1958, 99 f. (= Fischer-Bücherei, 193).

4. Hermann Bausinger: Schwank und Witz (Studium Generale 11 [1958], H. 11, 706).

5. Dies gilt auch für andere Formen der „Volkspoesie“ (Ausdruck von Hermann Bausinger), so z. B. für das Sprichwort. Vgl. Lutz Röhrich: Die Bildwelt von Sprichwort und Redensart in der Sprache der politischen Karikatur. In: Kontakte und Grenzen. Festschr. für Gerhard Heilfurth. Göttingen 1969, 175–207.

6. Max Lüthi: Das Volksmärchen als Dichtung. Düsseldorf/Köln 1975, 139.

7. Vgl. die versch. Arbeiten von Max Lüthi über das gleiche Motiv in verschiedenen Gattungen, beispielsweise: Die Gabe im Märchen und in der Sage. Diss. Bern 1943; Volksmärchen und Volkssage. Bern, München³1975.

8. Vgl. Max Lüthi: Zur Präsenz des Themas Selbstschädigung in Volkserzählungen. In: Volkskunde. Fakten und Analysen . . . Wien 1972, 482 ff.

9. Lutz Röhrich: Märchen und Wirklichkeit. Wiesbaden³1974, 16.

10. Hermann Bausinger: Formen der „Volkspoesie“. Berlin 1968, 137 f.

11. S. z. B. die geistreichen Cartoons zu unserem Thema in der Sammlung von Chas Addams, Es war einmal . . . Zürich 1963.

12. Hermann Bausinger: Schwank und Witz. In: Studium Generale 11 (1958), 707.

Kurt Rank: Schwank und Witz als Schwundstufe. In: Festschrift für Will-Erich Peuckert. Berlin usw. 1955, 41–59.

André Jolles: Einfache Formen. Halle (Saale)²1956, 206–217.

Sigmund Freud: op. cit. versch. Stellen.

13. „Nicht nur Sprache, Logik, Ethik und Derartiges (können) entbunden werden . . . sondern . . . auch alles, was wir . . . einfache Form (also auch das Märchen! K. H.) genannt haben, (löst) sich im Witze . . .“ (André Jolles: 209).

Vgl. Lutz Röhrich (wie Anm. 1) 188.

14. Vgl. Lutz Röhrich: Der Witz, Stuttgart 1977, 72 f. und 297.

15. Vgl. „Die Absicht, die alte Lust am Unsinn wiederzugewinnen (gehört), zu den Motiven der Witzarbeit. Es gibt andere Wege, um den Unsinn wiederzugewinnen und Lust aus ihm zu ziehen; Karikatur, Übertreibung (von mir hervor gehoben, K. H.), Parodie und Travestie bedienen sich derselben und schaffen so den ‚komischen Unsinn‘.“ (Sigmund Freud, 143).

16. Die Witze sind folgenden Wochenschriften entnommen: Ludas Matyi, Budapest; Nebelspalter, Rorschach/Schweiz; Schweizer Illustrierte/Sie + Er.

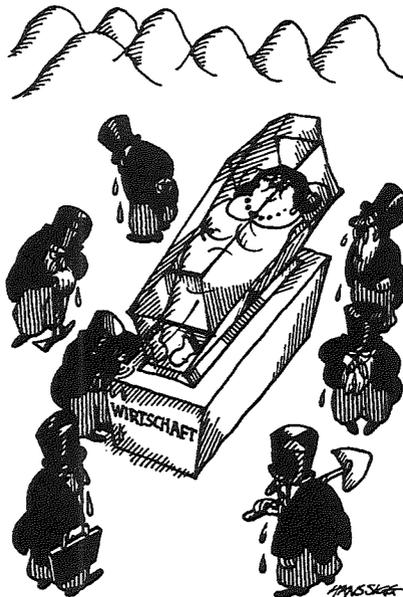
Bilderquellen:

1, 2: Mészáros in Ludas Matyi (= LM); 3: Nebelspalter (= NS) 10. Februar 1976; 4: Schweizer Illustrierte (= SI) Nr. 17, Jg. 63; 5, 31, 32: F. Sajdik, LM; 6, 26, 29: I. Endrödi, LM; 7, 15, B. Balázs-Piri, LM; 8, 10: Schweizer Illustrierte Nr. 17, Jg. 63; 9, 12, 19, 21², 24², 30: Gy. Tót in LM; 11: M. Wechsler in NS, 19. November 1975; 13, 27, 33: E. Barát, LM; 14, Gy. Brenner, LM; 16, 17: SI Jg. 63, Nr. 17; 18: Lehotzky, LM; 20, 25, 28: Gy. Várnai, LM; 22: G. Szegő (Gis), LM; 23: H. Sigg, NS Nr. 52/53, 1975.

Zu: Katalin Horn, Märchenmotive



Abb. 22: Hänsel und Gretel
„Einfamilien-Knusperhaus für 400 000 zu verkaufen.“



Auf dass der Prinz bald komme ...

Abb. 23: Schneewittchen

Zu: Katalin Horn, Märchenmotive



Abb. 24: Däumling
Däumling ist mein Name, ich komme aus der Zentrale.“



Abb. 25: Drache
„Gott sei Dank! Ich glaubte schon, die Verwandten kämen zu Besuch . . .“

Endrédi István:



Abb. 26: Drachenkampf
„Ich möchte es dokumentiert haben; ich will nämlich nicht, daß man später mehr Köpfe von mir verlangt.“

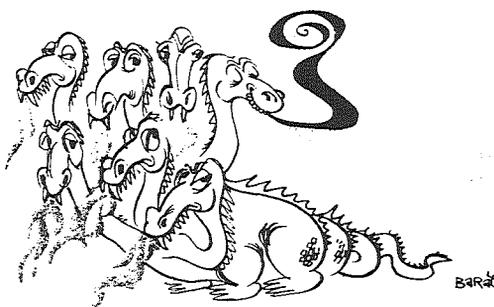


Abb. 27: Siebenköpfiger Drache
Der Drache als Schöngest.

Zu: Katalin Horn , Märchenmotive



Abb. 28: Siebenköpfiger Drache
„Sieben große Mokka, bitte!“



Abb. 29: Siebenköpfiger Drache
Wir haben unsere Mitarbeiter gefragt: „Was ist Ihr Statussymbol?“ – „Ein kleiner
aparter siebenköpfiger Drache.“

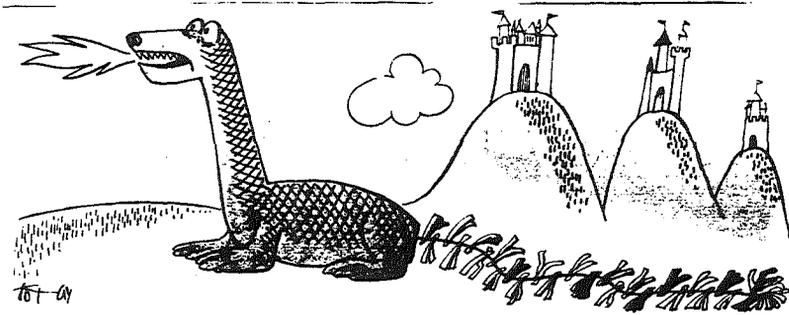


Abb. 30:
Drache verwandelt sich in einen Spielzeugdrachen.

KIHALÓFÉLLEN

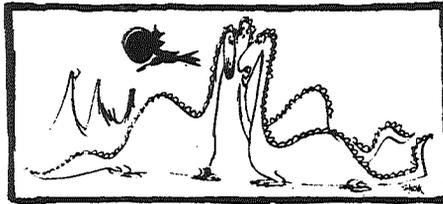


Abb. 31: Drachen
Unter aussterbenden Urtieren: „Ich rette mich als Märchendrache hinüber.“

Zu: Katalin Horn, Märchenmotive

JANCSI ES JULISKA



Abb. 32: Hänsel und Gretel
„Geht nach Hause, Kinder, die bösen Nachbarn klatschen ohnehin schon!“

Harat József:



Abb. 33: Dornröschen
Wir haben unsere Mitarbeiter gefragt: „Mit wem möchten Sie eine Vernunftsehe eingehen?“ – „Mit Dornröschen!“

Die Rätselprinzessin

Kommentar zur Volkserzählung vom Gifträtsel ATh 851

Von Otto Kahn

Zahlreiche Volkserzählungen aus dem gesamten Europa berichten von einer Prinzessin, die nur den Mann heiraten will, der ihr ein Rätsel aufgeben kann, das sie nicht lösen kann. Viele Berichte sind zusammengeschrumpft bis auf das einfachste Handlungsgerüst. Sie enthalten immer die Hauptsachen: Sie heiratet den Mann, wenn sie sein Rätsel nicht lösen kann. Wenn sie aber das Rätsel löst, wird der Bewerber unbarmherzig hingerichtet.

Eine moderne Heirat aus Liebe ist hier völlig ausgeschlossen. Sie kennt den Mann nicht vorher. Es ist auch jeder zugelassen. Sie kann sich den Mann auch nicht aussuchen, sondern sie muß sich dem fügen, der ihr ein unlösbares Rätsel stellen kann. Es ist völlig gleich, wie der Mann aussieht oder aus welcher Familie er stammt oder aus welchem Milieu er herkommt.

Bei dem Manne, der sich bewirbt, kann von persönlicher Liebe ebenfalls nicht gesprochen werden. Er kennt sie auch nicht vorher. Es ist ihm nur bekannt, daß sie eine Königstochter ist. Ihr Mann wird später Prinzgemahl und später König. Das ist die hohe Aussicht für den Bewerber. Dieser Mann zeichnet sich vor anderen dadurch aus, indem er sich das höchste Ziel setzt. Er strebt nach dem höchsten Posten des Landes und ist keinesfalls mit mittleren oder gar untergeordneten Posten zufrieden.

Das wird noch besonders unterstrichen, indem der Mann dabei sogar sein Leben riskiert. Das weiß er in allen Fällen genau und weiß es vorher. Wen diese Gefahr schreckt, der braucht sich nicht zu bewerben.

Im neugriechischen Falle¹⁾ wird es sechsmal und von verschiedenen Personen gesagt. Es ist allgemein bekannt: „Wer ihr Rätsel nicht löste, den ließ sie köpfen.“ – Der Bewerber sagt es selbst: „Ich will hingehen, mag sie mich auch köpfen.“ – Der Großvater der Prinzessin sagt es zu dem Bewerber: „Was willst du hier? Wo sie dich köpfen wird?“ – Der Großvater sagt es zur Prinzessin: „Jetzt ist ein Königssohn gekommen, den darfst du nicht köpfen.“ – Sie sagt es noch einmal selbst: „Ich habe niemandes Ehe gesucht. Wenn er das Rätsel nicht löst, so lasse ich ihn köpfen.“

Es wird also völlig klargestellt: Sie ist es allein, die hinrichten läßt. Niemals ist es der König oder ihr Großvater.

Rätsellösen ist für uns ein harmloses Gesellschaftsspiel. Das ist es aber nicht in diesen Fällen. Es ist vielmehr ein riskantes Spiel um das Leben. Das ist so oft gesagt, daß man es nicht als märchenhafte Übertreibung ansehen kann. Die Lebensgefahr ist der Kern der ganzen Geschichte.

Es wird außerdem erzählt, daß die Hinrichtung von Freiern schon oft erfolgt ist. Im neugriechischen Falle²⁾ „hätte sie schon einen Turm aus den Köpfen der Männer erbauen können“. Wenn man diese Zahl als Übertreibung ansehen könnte, so heißt es doch in andern Fällen: „Es waren schon neun auf diese Weise ums Leben gekommen.“³⁾ – „Wenn die Prinzessin die Lösung sagte, so wurde er ins Gefängnis geworfen. Wenn drei im Gefängnis waren, so kamen sie an den Galgen.“⁴⁾ In diesem Falle müssen wohl viele Bewerber gekommen sein, wenn man die Hängung für mehrere zu gleicher Zeit vornahm. Im italienischen Falle⁵⁾ sind schon mehrere erfolglose Bewerber im Gefängnis. Sie rufen dem Neuankömmling entgegen: „Bist du auch gekommen, um mit uns zu sterben?“ Es geht daraus hervor, daß die Todesdrohung für den Freier tatsächlich besteht und keine leere Phrase ist.

Der Mann riskiert sein Leben, wenn er sich bewirbt. Die Frau riskiert nur, daß sie den Bewerber heiraten muß, wenn sie das Rätsel nicht lösen kann.

„Der Kaiser hat eine sehr kluge Tochter. Sie ist so gelehrt und klug, daß nicht nur der Kaiser ihr folgt, sondern alle Menschen auf ihre Lehren hören. – Niemand kann sie an Klugheit übertreffen. Und wenn ihr auch einer große Reichtümer bietet, so sucht sie doch diese nicht. Sie fragt und sucht nur nach Weisheit. – Diese Frage zeigt deine Weisheit als ein leuchtendes Licht. Es gibt keinen auf

der Welt, der so weise und gelehrt ist wie du. – Alle Menschen loben dich und nennen dich einen großen Helden, denn sie sagen, du hast mit deinem Wissen die Tochter des Kaisers besiegt.“⁶⁾

In diesem rumänischen Falle wird es immer wieder gesagt, worauf es der Prinzessin ankommt: Sie sucht den Mann, der ihr an Klugheit und Weisheit überlegen ist. Sie sucht nicht den Reichtum, sie sucht Klugheit. Klar wird auch der Begriff des Heldentums ausgesprochen. Heldentum in ihrem Sinn ist nicht Kraftleistung, sondern es ist Verstandesleistung. Es ist kein Heldentum im indoeuropäischen Sinn, das hohe Kraft- und Mutleistungen in Waffengängen voraussetzt. Es ist Heldentum in Wissen und Klugheit. Es ist ein Wettstreit in scharfen Formulierungen. Es ist ein spezielles Heldentum im Sinne der Vorfürer.

Das Rätsel selbst ist ein besonderes Beispiel dafür: „Einer schlug einen. Einer schlug drei. Und drei schlugen zwölf.“ Es liegt diesem Rätsel ein persönliches Erlebnis des Helden zugrunde. Nur er allein kann es kennen. Aber es ist in eine abstrakte Formel umgewandelt. In abstrakten Formeln zu denken, setzt eine besondere geistige Fähigkeit voraus und ist durchaus nicht jedem Menschen gegeben.

Die Vormachtstellung der Frau

Diese Prinzessin ist eine Frau, die den Mann in jeder Hinsicht überragt. Sie ist es, die dem Mann als Bewerber schwere Aufgaben stellt. Die Aufgaben sind so schwer, daß sie dem Mann das Leben kosten können. Sie beschimpft den Mann, wenn er das Rätsel nicht löst. In Tirol „läßt sie ihn als Narren ankleiden und durch die Stadt peitschen“.⁷⁾ Aber sie ist es auch, die den Mann köpfen läßt, wenn er die Aufgabe nicht gelöst hat. Sie ist es, die sich das Tötungsrecht sogar an ihrem Ehemann anmaßt. Es kann sich nur um Zeiten handeln, in denen die Indoeuropäer in diesen Ländern noch nicht aufgetreten waren. Die Indoeuropäer waren selbst herrischer Natur und beanspruchten die männliche Oberhoheit. Ein Recht über Leben und Tod kam bei diesen Völkern nur dem männlichen Oberhaupt der Familie zu.

Drei Aussagen aus den Märgen kennzeichnen die besondere Vormacht der herrschenden Königin: „Sie war so gelehrt, daß nicht nur der Kaiser selbst ihr folgt, sondern alle Menschen auf ihre Lehren hören.“⁸⁾

Eine griechische Königin sagt: „Zum König kann ich dich nicht machen, weil sie hierzulande nur Königinnen haben. Aber du sollst der Erste nach mir sein.“⁹⁾

Nach Tobias Kern heißt es von einem König: „Wohl war er der König – aber er mußte regieren, wie sie es wollte, und das freute ihn nicht.“¹⁰⁾

Das Gift von der Mutter

Nicht nur die Rätselprinzessin bestimmt über Leben und Tod ihrer Bewerber, auch die Mutter des Freiers wird in derselben unerhörten Weise beschrieben. In Tirol heißt es: „Die Mutter war eine stolze, herrschsüchtige Frau. Sie wollte allein das Zepter führen. Sie wollte die Rückkehr des jungen Königs auf immer verhindern.“¹¹⁾

Deshalb kochte sie tödliches Gift, tat es in eine kristallene Flasche und sagte: „Nimm diese Flasche mit dem Lebenstrank. Wenn du matt und müde bist, trink daraus und du wirst gleich frisch und kräftig sein.“ – Er sagte, daß er um die Prinzessin werben wolle. Da die Eltern ihn von seinem Vorhaben nicht abbringen konnten, beschlossen sie, ihn vorher zu vergiften.¹²⁾ –

Die Mutter sagte: „Ehe die Königstochter ihn umbringt, töte ich ihn lieber selber.“¹³⁾ –

Die Mutter sagt, „sie kriegt ihren Sohn ja doch nicht wieder zu sehen, da gibt sie ihm ein Gift mit“.¹⁴⁾ –

Die Mutter denkt, wenn er einmal doch nicht zu retten ist, dann will sie ihn lieber selber ums Leben bringen. – „Daß ihr Sohn als ein Verbrecher den Strick um den Hals kriegt und aufgehängt wird, die Schande will sie ihm ersparen.“¹⁵⁾ –

Der Sohn sagt: „Mutter gib mir Gift mit! Lieber will ich mit eigener Hand sterben, als daß ich die Schmach der Unfreiheit erleide.“¹⁶⁾

Nach diesen Aussagen ist es klar, daß meistens die Mutter, aber auch der Vater, den Sohn lieber vergiften wollen, als daß sie ihn in die Ferne zu einem lebensgefährlichen Unternehmen gehen lassen wollen. Die Tirolerin gibt das Gift, weil sie seine Rückkehr verhindern will, weil sie allein herrschen will.

Gift für den Sohn! Das ist unerhört. Es wird ihm sogar gesagt, daß es ein „Labetränk“ sei. Es ist also sogar heimtückischer

Mord, was beabsichtigt ist. Man steht vor einer unbegreiflichen Tatsache. In den Zeiten, in denen diese Märchen aufgezeichnet wurden, war die heutige Reisewut noch nicht ausgebrochen. Es waren nur ganz wenige Menschen, die ihre Heimat verließen, um in der Ferne eine bessere Nahrungsquelle zu suchen. Es waren Leute, die die Enge und Kargheit der Heimat satt hatten. Es waren auch häufig nur die nichtsnutzigen verlorenen Söhne, die davonliefen. Die aber fortgingen, waren für die Zurückgebliebenen völlig verloren. Niemals kehrte einer zurück. Post, Telegraf, Rundfunk, Radio waren alle noch nicht vorhanden. Es gab keine Verbindung mehr. Die fortgegangen waren, waren für die Heimat verschwunden, in völlig nebelhafter Ferne. Es sind die, die in der Heimat verblieben, die diese Geschichten erzählten. Wenn in Württemberg Soldaten ausgehoben wurden, um in Amerika zu kämpfen, war ihnen der Tod gewiß. Wenn in England Verbrecher nach Australien in Straflager geschickt wurden, so sollten sie dort umkommen. Wenn sie dort auch nicht umkamen, so hatten sie lange zu tun, um sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Noch viel länger brauchten sie, ehe sie es sich leisten konnten, die weite Reise zurück zu unternehmen. Wer hinausging, war für die Zurückgebliebenen verloren. Sie sahen ihn nie wieder. Aber ihnen Gift zu geben, um sie an der Reise zu hindern, wäre ihnen nie eingefallen. Daß aber ausgerechnet die Mütter ihre Söhne mit Gift an der Ausreise hindern, erscheint uns einfach unfaßlich und damit auch unmöglich. Aber die grausige Tatsache ist so oft erzählt und in verschiedenen Ländern, daß man sie wohl glauben muß. Bei Wilhelm Grimm ist der Vorgang etwas verschleiert, indem es nicht die Mutter ist, die das Gift mischt, sondern eine alte Waldhexe tritt als Giftmischerin auf.

Die Heirat

Das mitgegebene Gift erreicht nun nicht den Zweck, für den es bestimmt war. Es kommt an die falsche Adresse. Das Glas zerspringt, und das Gift fließt über das Pferd. Das Pferd stirbt daran. Dann fressen drei Raben vom vergifteten Pferdefleisch. Sie sterben daran. Dann braten die Räuber sich die drei Raben. Sie sterben ebenfalls daran. Dieser Vorgang wird meist vom Reitknecht zu einer abstrakten Formel umgewandelt und gilt als das Rätsel. Dies ist aber für die Prinzessin unlösbar. Darum erfolgt nun vertragsgemäß die Heirat, genau nach der Verabredung: Wenn sie es nicht lösen kann, muß sie ihn heiraten.

In Tirol heißt es: „Da half der stolzen Königin all ihre Weisheit nichts, sie mußte ihrem Versprechen gemäß dem Prinzen, den sie für einen Landstreicher hielt, ihre Hand geben. Sie aber war stolz und herrisch und verachtete ihren Mann.“ Im griechischen Falle heißt es: „Da rief der König seine Räte, aber niemand konnte das Rätsel lösen. Als der König sah, wie aufgeweckt der Junge war, beschloß er, ihm seine Tochter zu geben.“¹⁷⁾ In Schleswig-Holstein sagt die Prinzessin selbst: „Nun hat sie das nicht raten können, und da hat sie der Herr bekommen.“¹⁸⁾ Die polnische Prinzessin sagt: „Diesen Mann werde ich heiraten, denn er hat sich als kluger, umsichtiger und in Gefahren mutiger Mann erwiesen.“¹⁹⁾

Die erfüllungsunwillige Prinzessin

Neben diesen regulären Fällen besteht nun noch eine zweite Gruppe von Fällen, in denen die Prinzessin durchaus nicht gewillt ist, ihre Niederlage zuzugeben und ihre Verpflichtung zu erfüllen. Nachdem all ihre Bücher keine Auskunft gaben, auch der König und seine Räte nicht helfen konnten, bleibt nur noch die Möglichkeit, die Lösung des Rätsels von dem Freier selbst zu erfahren.

Sie nimmt mit Recht an, daß der Reitknecht das Rätsel auch kennt. Sie schickt dazu ihre Zofe, die ihm das Geheimnis entlocken soll. Sie läßt eine große Summe Geld anbieten. Aber der Reitknecht lehnt ab. Er sagt: „Für Geld und Gut verkaufe ich meinen Herrn nicht. Wenn Sie aber eine Nacht mit mir schlafen wollen, will ich es Ihnen sagen.“

Nicht für Geld und Gut, sondern für ihre körperliche Hingabe will er es verraten. Es ist das Gegenteil für käufliche Liebe. Das Mädchen will nicht Geld verdienen, sondern bietet Geld an. Es will das Geheimnis erfahren. Das ist aber auch nicht für sie selbst, sondern es ist für die Herrin. Die Magd aber entscheidet auch nicht selbst, sondern sie fragt erst ihre Herrin. Es ist bemerkenswert, daß sie nicht selbst über ihren Körper entscheidet, sondern die Herrin darüber entscheiden läßt. Die Herrin erklärt, sie müsse es tun. Und sie fügt hinzu: „Für alles, was danach kommt, da will ich dafür haften.“ Es ist eine Zeit, in der die Magd sogar mit ihrem Körper der Herrin gehörte. Eine Magd konnte sogar zur Bezahlung einer Schuld einem Gläubiger gegeben werden. Joseph Kohler schreibt: „Ein Mädchen als Pfandling kann vom Gläubiger geschlechtlich gebraucht werden und wenn ein Kind entstammt, so gehört es dem Gläubiger und deckt einen Teil der Schuld.“²⁰⁾

Am Verhalten sowohl der Magd als auch der Herrin läßt es sich erkennen, daß die Vorgänge keinesfalls in moderner Zeit denkbar sind. Es sind Rechtsverhältnisse weit zurückliegender Zeiten geschildert.

Der durchtriebene Reitknecht will aber auch dann das Rätsel nicht verraten. Er veranlaßt seinen Herrn, ihn bei dem Stelldichein zu stören. Nachdem die Zofe zu ihm gekommen ist, läßt er sie sich nackt ausziehen, ehe er mit ihr ins Bett geht. „Nachdem er sein Vergnügen genossen hat, muß der Herr kommen, um ihn angeblich mit dem Mädchen im Bett zu überraschen. Das Mädchen erschrickt und muß nackt aus dem Fenster springen. Der Reitknecht wirft ihr ihre Kleider nach, allerdings ohne das Hemd.

Genauso tut er es auch mit der zweiten Zofe. Nachdem die Prinzessin erfahren muß, daß die Mädchen gefoppt worden sind, entschließt sie sich selbst. Aber sie erlebt es mit dem Reitknecht in derselben Weise. Auch von ihr verlangt der Reitknecht, daß sie eine Nacht mit ihm schlafen müsse, bevor er ihr die Lösung des Rätsels sagen wolle. Sie antwortet: „Das könne sie doch unmöglich tun, sie als Prinzessin!“ Aber nach kurzem Zögern erklärt sie sich doch bereit, zu ihm zu kommen. Sie muß sogar durchs Fenster einsteigen, „daß sein Herr das nicht merkt“.

Der vertauschte Beischläfer

Merkwürdig verhält sich nun der Reitknecht des adligen Herrn. Unbekümmert hat er mit den Zofen der Prinzessin geschlafen. Nachdem aber die Prinzessin selbst zu ihm kommt und nach anfänglichem Widerstand sich doch anbietet, so sie zu ihm kommen und mit ihm schlafen will, so tut er das nicht. Er sagt nun zu seinem Herrn, daß dieser sich in sein Bett legen muß, weil er selbst es mit ihr, die eine Prinzessin ist, nicht riskieren will. Was mag der Grund sein?

Im Volksrecht der Bayern heißt es: „Wenn ein Knecht mit einer Freien Unzucht treibt und dies entdeckt wird, gebe jener, dessen Knecht er ist, diesen an ihre Verwandten hin, um die Strafe, die er verdient hat, zu büßen oder um getötet zu werden.“ Von einer Bestrafung der edlen Frau ist dabei keine Rede.

Der Reitknecht unserer Fälle ist der Prinzessin gegenüber nur ein Knecht im mittelalterlichen Sinne, also ein Unfreier. Er würde damals also sein Leben riskiert haben. Er weiß es genau, daß es ihm das Leben kosten würde, aber dem adligen Herrn würde nichts passieren.

Sie geht in sein Bett

Der Reitknecht verlangt hier, daß die Prinzessin zu dem Mann durchs Fenster steigt. Damit aber geht sie in sein Bett. Das erinnert sehr an einen wichtigen Brauch bei einer Eheschließung in den germanischen Volksrechten. Im Sachsenspiegel 1,45 heißt es: „(Die Frau) se is sin genotinne unde trit in sin recht, svenne se in sin bedde gat.“²¹⁾

Nach dem Sachsenspiegel hat nun die Prinzessin in diesem Moment die Ehe mit dem Prinzen vollzogen. Sie ist zwar getäuscht worden. Aber die Tatsache kann sie nun nicht mehr abstreiten.

Das Corpus delicti

Es ist eine raffinierte Überlistung der Prinzessin, die unwillig ist, ihre Niederlage einzugestehen und die Folgen davon zu übernehmen. Sie wollte den Mann betrügen und ist selbst betrogen worden. Man könnte sie eine betrogene Betrügerin nennen.

Die Mädchen und auch die Prinzessin sind sehr keusch. Sie lassen sich zwar überreden und legen sich auch nackt zu dem Manne ins Bett. Sobald aber der Herr im Schlafzimmer erscheint und mit der Reitpeitsche losschlägt, springen sie entsetzt aus dem Bett und zum Fenster hinaus, um der Entdeckung zu entgehen. Der schlaue Reitknecht wirft ihnen auch die Kleider hinterher, aber er behält das Hemd.

Später werden dann die Hemden ausgestellt, sie werden sogar an einer Stange allen Leuten sichtbar gemacht. Eine Besonderheit ist berichtet: Die Namen der Mädchen und der Prinzessin sind im Hemde zu sehen. Einen Sonderfall zeigt das Zigeunermärchen.²²⁾ Es heißt: „Nachdem er Besitz von ihr genommen hatte, sie hatte das Hemd des Jünglings angezogen und er das ihre. Zum König sagt der Jüngling: Und wenn du mir nicht glaubst, so siehe, ich trage ihr Hemd und sie das meine.“ Es erfolgt also in diesem Falle vor oder nach dem Beischlaf ein Wechsel des Hemdes. Dies aber gehörte „nach den gedichten des mittelalters zu den förmlichkeiten bei der eheschließung, eines hemdwechsels zwischen mann und frau“.²³⁾

Die gemeine Hinterlist

Wenn die Prinzessin in der Nacht zu ihm schleicht, so tut sie es nicht, weil sie erfüllen mußte, was sie versprochen hatte. Es ist auch keine Liebe. Sie hat eine Nebenabsicht. Es ist eine gemeine Hinter-

list dabei. Sie will ihm nur das Geheimnis entlocken. Sie gibt sich hin, um einen Vorteil zu gewinnen. Wir verachten die Hure, die sich bezahlen läßt. Diese Prinzessin bezahlt, um zu dem Mann ins Bett zu kommen. Sie will aber noch etwas viel Schlimmeres. Sie will auf diese Weise den Mann sogar ums Leben bringen. Der Knecht ist zwar schlau. Er verrät das Geheimnis nicht. Der Herr aber ist vertrauensselig. Während er mit ihr schläft, glaubt er wohl, schon alles gewonnen zu haben. Und da plappert er auch unbekümmert das Geheimnis aus. Nachdem er sie schon genossen hat, glaubt er wohl auch, daß er nun schon gewonnen hat. Aber er hat sich bitter getäuscht.

Sobald sie das Rätsel kennt und seine Lösung weiß, läßt sie den Hof versammeln und löst das Rätsel auf. Sie hat in diesem Moment ihre Wette gewonnen. Es bestand keine Vereinbarung darüber, auf welche Weise das Rätsel zu lösen war. Es genügt, sie weiß es und hat es gelöst. Der Mann muß nach der Vereinbarung hingerichtet werden. Es ist eine rechtliche Tötung beabsichtigt. Es ist keinesfalls ein Mord. Aber es ist eine gemeine Hinterlist, Gefühle vorzutäuschen, um dem Partner sogar den Tod zu bringen. Es wird der Schein des Rechtes gewahrt.

Alle diese Prinzessinnen wollen nun vor versammeltem Hofe den Mann verurteilen lassen. Sie geben bekannt, daß sie die Lösung des Rätsels wissen und vorweisen können. Der Mann soll nun tatsächlich hingerichtet werden. Die letzte Szene findet immer am Galgen statt. Der Mann ist zur Hinrichtung vorbereitet. Er steht schon am Galgen. Es ist also eine öffentliche Hinrichtung im Beisein des Königs und des Hofes geplant. Gerade dadurch wird die volle Rechtsgültigkeit des Vorganges bestätigt.

Die letzte Gnade

Der gerissene Reitknecht erbittet nun für den Delinquenten eine letzte Gnade. Der Aufschub wird gewährt, und der Knecht deckt nun auf, auf welche Weise die Prinzessin die Lösung des Rätsels erfahren hat. Er zeigt damit, daß sie eine gemeine und herzlose Betrügerin ist. Bei Grimm heißt es: „Auf diese Weise waren schon neun umgekommen.“²⁴⁾ In der Wisserhandschrift sagt der Reitknecht: „Ja, auf so eine Art haben sie schon oft einen Menschen ums Leben gebracht, denn er hätte zwei Nächte mit den Kammerjungfern und sein Herr eine Nacht mit der Prinzessin geschlafen.“²⁵⁾

Die Darstellung der Beischlafsnächte erfolgt nun in neuen Rätseln. Die Wahrheit wird nur in verhüllter Form erzählt: „Es begegnete uns eine Bärin. Ich schoß und habe getroffen. Hier ist das Fell. Dann kam eine Löwin auf uns zu. Ich schoß. Hier ist das Fell. Dann eine Tigerin. Mein Herr schoß und hat getroffen. Hier ist das Fell.“²⁶⁾ Die vorgezeigten Felle aber sind die Hemden der Zofen und der Prinzessin mit den eingezeichneten Namen. Der Rumäne erzählt: „Es flog ein Täubchen vom kaiserlichen Hofe und kam zu mir. Ich machte mit ihm, was ich wollte. Ich fand ein Federchen von diesem Vogel, das das Täubchen verloren hatte, nachts, als es neben mir ruhte.“ Der Bursche zeigte den Ring, in dem der Name der Kaiserstochter stand: „Dies ist das verlorene Federchen.“²⁷⁾

Es ist die besondere Lust scharfer Denker, in solchen Vergleichen zu reden. Sie sagen die volle Wahrheit, sie verhüllen sie aber derartig, daß nur besonders Vertraute den echten Sinn verstehen können.

Die Entscheidung

Mit der Darstellung der Beischlafsnächte durch den Reitknecht wird aufgedeckt, welchen Trick die Prinzessin immer angewendet hat, auch den erfolgreichen Freier nach kurzer Zeit wieder loszuwerden. Und es wird ausdrücklich festgestellt, wie oft sie dies schon so gemacht hat. Die Rätselprinzessin gehört zu dem großen Kreis der prähistorischen Königinnen, die ihre Freier nach kurzer Zeit unbekümmert entweder wieder abschieben oder einkerkern und in der Wüste aussetzen oder sogar töten lassen. Manche tun es sogar mit eigener Hand.

Die Rätselprinzessin aber legt Wert auf Rechtlichkeit. Sie will den Freier öffentlich-rechtlich verurteilen lassen. Sie inszeniert ein Gerichtsverfahren.

Bei einem solchen Verfahren aber ist auch sie dem Urteil eines Gremiums unterworfen. Sie ist nicht mehr allein entscheidend. Sie muß sich dem Urteil des Königs oder seiner Räte oder einem Konsortium von 12 Richtern fügen.

Mit der Vorlegung eines *Corpus delicti*, also des Hemdes oder des im Bett verlorenen Ringes, ändert sich schlagartig der ganze Vorgang. Die Tatsache, daß die Prinzessin das Rätsel gelöst hat, spielt sofort nicht mehr die geringste Rolle. Es ist sogar völlig ohne Bedeutung, wie sie es erfahren hat. Das Rätsel selbst wird jetzt völlig beiseite geschoben.

Einzig die Tatsache ist entscheidend, daß die Prinzessin bereits mit dem Freier geschlafen hat. Es wird damit öffentlich bekanntgegeben, daß „sie in sein Bett gegangen ist“ und daß sie damit selbst schon die Ehe vollzogen hat. Und bei Crannas wird aus Preußen gesagt: „Die Hochzeit ist schon gewesen. Nun kommt bloß noch die Mahlzeit!“⁽²⁸⁾

Das Konsortium von 12 Richtern entscheidet darum auch: Die Prinzessin muß den Mann heiraten, ob sie will oder nicht.

Dieser Prinzessin wird nun sogar die Hinrichtung angedroht, sofern sie immer noch unwillig ist, ihr öffentlich gegebenes Versprechen zu erfüllen. Der holsteinische König sagt: „99 sind deinetwegen hingerichtet worden. Wenn du den hundertsten nicht haben willst, dann sollst du selbst gerichtet werden.“⁽²⁹⁾

Wenn der König seine erfüllungsunwillige Tochter sogar hinrichten lassen will, so stammt das aus der Härte des Vertragsrechtes der früheren Zeiten. Was versprochen ist, muß unbedingt erfüllt werden. In der Kieler Handschrift sagt der König: „Wenn du das zugesagt hast, so mußt du das auch halten. Eine Königstochter hält ihr Wort.“⁽³⁰⁾

Die Hinrichtung des Erfüllungsunwilligen sah bereits das 12. Tafelgesetz vor: T 3,3: „Erfüllt er seine Urteilsverpflichtung nicht, so soll er ihn fesseln. Am 3. Markttage werden sie entweder getötet oder verkauft.“

Der italienische König (MdW ital. 257) sagt: „Geh doch wenigstens eine Nacht mit ihm schlafen, sonst bringt er uns alle um.“⁽³¹⁾ Dieser König erwartet sogar, daß nicht nur die Prinzessin selbst, sondern die ganze Familie „umgebracht“ werden soll. Das Wort „umgebracht“ bedeutet den gewaltsamen Tod der ganzen Familie. Es würde also bedeuten, daß Familienhaftung in Frage käme. In den 12 Tafelgesetzen war wohl die Tötung des Schuldners möglich, aber Ausdehnung der Strafe auf die ganze Familie ist nicht bekannt. Dies aber sah nach Herodot II. 136 das Recht in Altägypten aus dem Jahre 2480 v. Chr. vor.

In unseren Fällen handelt es sich nicht um Geldschuldner, sondern um Leistungsschuldner. Objekt der Vereinbarung sind immer Personen und deren Leistungen. In unseren Fällen können beide hingerichtet werden. Es kann sich darum nur um Zeiten handeln, die weit vor der Zeit der 12 Tafelgesetze liegen und sogar mehrere tausend Jahre vor Christus.

Da die sittlichen Werte der Indoeuropäer in diesen Fällen keine Rolle spielen, können die Vorgänge nur aus Zeiten stammen, in denen die Völker noch nicht von den Indoeuropäern überflutet waren.

Anmerkungen:

1. Paul Kretschmer, Neugriechische Märchen. Jena 1919. S. 76 (= Märchen der Weltliteratur).
2. (Wie Anm. 1.)
3. Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Jena 1912. Bd. 2, S. 300 (= Märchen der Weltliteratur).
4. Fällt aus.
5. Italienische Märchen. Düsseldorf, Köln 1959. S. 255 (= Märchen der Weltliteratur).
6. Otto Kahn, Erinnerungen an Sumer in der Volkserzählung. In: Freundesgabe. Jahrbuch der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker. Rheine in Westfalen 1978.
7. Ignaz Zingerle, Sagen aus Tirol. Innsbruck 1891². S. 32.
8. Felix Karlinger und Ovidiu Bîrlea, Rumänische Volksmärchen. Düsseldorf, Köln 1969. S. 6 (= Märchen der Weltliteratur).
9. J. G. v. Hahn, Griechische und Albanische Märchen. München, Berlin 1918. Teil I, S. 100.
10. Otto Kahn, Der dankbare Tote und der Kopf des Hexenmeisters. In: Freundesgabe. Jb. d. Ges. zur Pflege d. Märchengutes d. europ. Völker. Rheine in Westfalen 1976/77. S. 30.
11. (Wie Anm. 7.) S. 28.
12. Kurt Ranke, Schleswig-Holsteinsche Volksmärchen. Kiel 1962. Bd. III, S. 163 f. (= Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-Gesellschaft N. F. Nr. 22).
13. (Wie Anm. 5.) S. 251.
14. (Wie Anm. 12.) S. 168.
15. Wilhelm Wissler, Plattdeutsche Volksmärchen. Jena 1927. Bd. 2, Nr. 55.
16. Ewa Bukowska-Grosse und Erwin Koschmieder, Polnische Volksmärchen. Düsseldorf, Köln 1967. S. 206 (= Märchen der Weltliteratur).
17. Georgios Megas, Griechische Volksmärchen. Düsseldorf, Köln 1965. S. 251 (= Märchen der Weltliteratur).
18. (Wie Anm. 12.) S. 169.
19. (Wie Anm. 16.) S. 208.
20. Joseph Kohler, Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. S. 57.
21. Jacob Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1881³. S. 440 f.

22. Walther Aichele und Martin Block, Zigeunermärchen. Düsseldorf, Köln 1962. S. 30 (= Märchen der Weltliteratur).
23. (Wie Anm. 21.) S. 441.
24. (Wie Anm. 3.) S. 300.
25. (Wie Anm. 12.) S. 163.
26. (Wie Anm. 12.) S. 167.
27. (Wie Anm. 8.) S. 12.
28. G. Grannas, Volk aus dem Ordenslande Preußen erzählt. Marburg 1960.
29. (Wie Anm. 12.) S. 170.
30. (Wie Anm. 12.) S. 170.
31. (Wie Anm. 13.) S. 257.

Chronik der Volkskunde

16. Internationales Hafner-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Höhr-Grenzhausen (28. 10. bis 1. 11. 1983)

Zu diesem Treffen hatten sich – zahlreich wie nie zuvor – zirka 70 Teilnehmer an diesem wichtigen und altberühmten Zentrum der Steinzeugproduktion eingefunden. Sie kamen aus der BRD, der DDR, aus Österreich, der Schweiz, Ungarn und der ČSSR. Neben Volkskundlern, Museumsangehörigen und langjährigen „freien“ Mitarbeitern, dem traditionellen Freundeskreis dieser Treffen, waren diesmal vermehrt auch Naturwissenschaftler (Chemie, Geologie, Mineralogie, Physik), (Mittelalter-)Archäologen, Kunsthistoriker und Dozenten der in Höhr-Grenzhausen ansässigen, keramisch orientierten Fach- und Hochschulen vertreten. Sicher ein Indiz für das zunehmende Interesse, das diese Fächer an historischen keramischen Erzeugnissen als Substrat wissenschaftlicher Untersuchungen nehmen! Die personelle Verknüpfung mit dem noch relativ jungen Fach „Archäometrie“ (Archäologie und Naturwissenschaften) unterstreicht diese Entwicklung bei den Treffen des Arbeitskreises, wobei stärker volkscundlich ausgerichtete Vorträge mangels entsprechender Referatanmeldungen vergleichsweise selten zu hören waren. Die Ursache hierfür mag nicht zuletzt im mangelnden Interesse an Keramik als Forschungsobjekt in der Volkskunde im Hochschulbereich liegen.

Die Veranstaltung wurde offiziell am Samstag (29. 10. 1983) durch Begrüßungsworte von Landesrat Dr. Hein (Westerwaldkreis), Museumsdirektor A. Schmidt-Walguny (Keramikmuseum Westerwald) und W. Endres eröffnet. Am Vorabend hatte sich die Mehrzahl der Teilnehmer bei einem traditionellen Salzbrand vor einem der letzten noch in Funktion befindlichen alten Kannenbäckeröfen getroffen (Fa. O. Blum/J. Fest). Das dicht gedrängte Programm hatte zwei Schwerpunkte: Besuch der großen Steinzeug-Sammlungen mit Spezialführungen (Keramikmuseum Westerwald, Sammlung Rastal, Sammlung Spiegel, Sammlung Peltner) und wissenschaftliche Vorträge: von insgesamt 16, meist einstündigen Referaten, beschäftigten sich allein 9 Beiträge mit der Geschichte des deutschen Steinzeugs. Der einführende Vortrag zeigte die weite Verbreitung von Steinzeug herstellenden Orten. Allein zirka 15–18 namentlich ausführlich erwähnte Orte sind auf ausgewanderte Westwälder Töpfer zurückzuführen. In den anschließenden Referaten wurde dieser Einfluß jeweils genauer untersucht, wobei sich die Auswirkungen in einigen Fällen

als übermächtig erwiesen, in anderen Orten nie zu einer faßbaren Bedeutung gelangten (Adendorf, Eifel, Großalmerode, Peterskirchen, Regensburg). Während bisher vor allem ältere, forschungsmäßig bereits akzeptierte Bestände das Interesse der Bearbeiter gefunden hatten, wurden 1983 zum ersten Mal Themen des Historismus, des Jugendstils sowie des bisher kaum berücksichtigten Gebiets des Pfeifenbäckerhandwerks ausführlich vorgetragen. Von den Schwierigkeiten, ältere und weitgehend anonyme Museumsbestände einzuordnen, zeugte ein sehr umfangreicher Beitrag aus Österreich. Jüngste Forschungsergebnisse aus dem Bereich der „porösen“ Keramikwerkstoffe betrafen Bleiglasuren, slowakisches Steingut, den Handel mit Keramik im Rheinland durch das wandernde Gewerbe der „Mäckeser“ und Reproduktionstechniken der Osnabrücker Töpfer. Den Abschluß der Vortragsreihe bildete ein Referat über die Möglichkeiten und ersten Ergebnisse mineralogischer Analysen an süddeutschen Hafnergeschirren. Neben diesen Vorträgen fanden nahezu in jeder freien Minute keramisch geprägte Einzel- und Gruppengespräche statt, deren Ertrag jenem der Vorträge gleichzusetzen ist und vor allem die zukünftige Kooperation zwischen einzelnen Teilnehmern betraf. Mit einem Bericht über die seit dem letzten Treffen (Oberzell 1982) durchgeführten Veranstaltungen interner Arbeitsgruppen (Fragen der Typologie und Terminologie mit einem vorliegenden zirka 30seitigen Protokoll von einem Treffen in Bad Windsheim, Mai 1983; Bericht von einem Einführungskurs in Mikroskopie von Keramik im September 1983 in München), über geplante Symposien (1984 in Klagenfurt/Kärnten) und über wichtige Neuerscheinungen wurde dieses informationsreiche Treffen am Dienstag (1. 11. 1983) abgeschlossen.

Vortragsthemen mit Angabe des Publikationsstandes (in der Reihenfolge der Vorträge): „Der Westerwald und seine Filiationen“ (F. Baaden; publiz.); – „Steinzeug aus der Eifel“ (B. Kerkhoff-Hader; publiz.); – „Steinzeug aus Adendorf“ (D. Kleine; masch. Manuskript); – „Steinzeug aus Peterskirchen“ (J. Gerl; publiz.); – „Steinzeug aus Großalmerode“ (H.-G. Stephan; Publ. i. Vorbereitung); – „Technologie des Steinzeugs“ (P. Fischer; Publ. vorgesehen); – „Eine Steinzeugfabrik des Historismus: F. Thenn in Regensburg“ (I. Endres-Mayser; publiz.); – „Steinzeug des Jugendstils“ (B. Dry v. Zezschwitz; Publik. vorgesehen); – „Steinzeug aus dem Österreichischen Museum für Volkskunde“ (G. Kohlprath); – „Beitrag über das slowakische Steingut und seine Werkstätten im 18. und 19. Jh.“ (F. Kalesny); – „Anthropomorphe Gefäße“ (M. Kresz); – „Farbige Bleiglasuren“ (G. Duma); „Handel mit Keramik: Der Mäckes und die Mäckeser“ (J. Naumann); – „Reproduktionstechniken Osnabrücker Töpfer“ (H.-E. Segschneider; z. T. publiz.); – „Beitrag zum Pfeifenbäckerhandwerk“ (M. Kügler; Publik. vorgesehen); „Mineralogische Untersuchungen an Irdenware“ (H. Hagn; Publik. in Druck).

Werner Endres

„Unter der Bedeckung eines Hutes – Hauben und Hüte in der Volkstracht“ Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde

Das Österreichische Museum für Volkskunde besitzt über tausend Kopfbedeckungen aus ganz Europa mit dem Schwerpunkt Österreich und Nachfolgestaaten der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie. Bei der wissenschaftlichen

Bearbeitung des Materials im Zuge einer geplanten Neudeponierung entstand die Idee, einem interessierten Publikum in Form einer Sonderausstellung ab 26. Oktober 1983 eine gezielte Auswahl aus der Fülle der trachtlichen Kopfbedeckungen zugänglich zu machen. Die Ausstellung informiert über die verschiedenen Formen der Kopfbedeckungen und ihre Entwicklung in den letzten dreihundert Jahren, über Material und Herstellung der Hauben und Hüte und über ihre zeichenhafte Funktion in Fest- und Alltag. Der Hauptteil ist einer Übersicht über die österreichischen Trachtenlandschaften gewidmet, was wann und wo und zu welchem Anlaß getragen wurde. Ein abschließender Ausblick nach Deutschland und in die östlichen Teile der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie bietet Vergleichsmaterial zu den gezeigten Objekten.

Aus der einfachsten Form der Kopfhülle, dem Tuch, welches gefaltet, gebunden oder gesteckt sein konnte, entwickelte sich die Haube. Sie besteht aus mehreren Teilen und wurde zusammengenäht. Ursprünglich war sie aus weichem Material gefertigt, im 17. und 18. Jahrhundert entstanden starre, durch Drahtgestelle versteifte Formen. Der Grundtypus der Hauben ist eine einfache Bodenhaube, bestehend aus Kopf- und Bodenteil, Spitzenrand und Schleife, aus der sich im Laufe der Zeit eine Menge von Varianten, Wucher- und Schrumpfformen entwickelten. Hüte gibt es in ebenso großer Formenvielfalt wie die Hauben. Krempe und Gupf – einmal waren sie hoch und spitz, dann wieder niedrig und rund, einmal breit und auslandend, dann wieder schmal – variierten von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Ort zu Ort. Man denke an die hohen spanischen Hüte, an den breitkrempeigen Wallensteiner, an Zwei- und Dreispitz und an die allseits beliebten Zylinderhüte.

Das Material für Hauben und Hüte ist vielfältig. Filz, Stroh, Pelz, Samt und Wolle wurde gleichermaßen verwendet. Daneben finden sich Goldmaterial, Perlen und Pailletten, Seidenbänder, Schnüre und Quasten als Schmuck. Die Hersteller der Kopfbedeckungen waren einerseits die Hutmacher, welche früh in Zünften organisiert waren, aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr und mehr den industriellen Fertigungsstätten weichen mußten, und andererseits die Haubenmacherinnen, welche zumeist in Heimarbeit produzierten. Das Aussterben der traditionellen Kopfbedeckungen brachte naturgemäß das Verschwinden der entsprechenden Handwerkszweige mit sich.

Eine Kopfbedeckung hatte ursprünglich die Funktion, vor Witterungseinflüssen zu schützen. Dazu kam die Aufgabe, bestimmten Moralvorstellungen zu genügen, denn durch Bedeckung des Hauptes und Verhüllung des Haares entsprach man religiösen Vorschriften. Haube und Hut waren aber auch Standeszeichen, im positiven Sinn zur Hervorhebung der Würde ihrer Träger (Krone, Kardinalshut, Doktorhut), im negativen Sinn zur zwangsweisen Kennzeichnung bestimmter geächteter Bevölkerungskreise (Judenhüte). Kopfbedeckungen konnten viele Dinge signalisieren: Vermögensstand, Ledigen-, Ehe- oder Witwenstand, Berufsstand, regionale Herkunft. Als solch wichtiges Kleidungsstück und Abzeichen waren sie natürlich auch Ziel und Mittel des Schmuckbedürfnisses.

Der regional nach Trachtenlandschaften gegliederte Teil der Ausstellung folgt im wesentlichen den einzelnen Bundesländern, was sich jedoch nicht immer exakt einhalten läßt, da es zahlreiche Überschneidungen über die Landesgrenzen hinweg gibt. Der Bogen reicht von der burgenländischen Astrachan-Mütze, über reiche Wiener Goldhauben und Wachauer Hauben, steirische Hornputzhauben, Kärntner Boden-

hauben und Bänderhüte, Linzer Hauben, Salzburger „Nebelstecher“, Tiroler Fozzhauben, Pelzhauben, Filz- und Strohüte bis hin zu den Vorarlberger Radhauben. Die Beispiele aus den Nachbarländern zeigen eine gleiche Vielfalt von Form und Material.

Zur Ausstellung erscheint ein Katalog.

Margot Schindler

„Zumachen – Aufmachen“
Sonderausstellung aus der Schmucksammlung des Österreichischen Museums
für Volkskunde

Nach der erfolgreichen Ausstellung „Schmuck aus Haaren“ (1981–1983) läuft nun seit Juni vorigen Jahres in demselben Schauraum des Österreichischen Museums für Volkskunde eine weitere Sonderausstellung aus der umfangreichen Schmucksammlung des Museums unter dem Titel „Zumachen – Aufmachen“.

Unter diesem Motto wurden die verschiedensten Gewandverschlüsse ausgewählt und nach herstellungstechnischen Kriterien aufgegliedert. In den bereits bewährten und gerade für Kleinobjekte geeigneten Vitrinen und Wandhängern werden insgesamt 128 Objekte beziehungsweise Katalognummern präsentiert, wovon wieder der größte Teil aus dem Bestand des Museums genommen werden konnte. Mit ausgesuchten Leihgaben und datierten Mustertafeln aus dem Technischen Museum für Industrie und Gewerbe konnten Lücken gefüllt und zeitliche Zuordnungen untermauert werden.

Es zeigt sich, daß die Anzahl der Schließmechanismen im Bereich der Kleidung auf wenige Funktionsweisen beschränkt ist. Von der einfachsten Methode, dem Schnüren mit Hilfe einer Nestel, und dem erst in jüngster Zeit erfundenen Reißverschluß abgesehen, wurden Gewandteile vor allem mit Nadeln und Knöpfen zusammengehalten. Der Knopf war bereits in vorgeschichtlicher Zeit bekannt, wurde aber ungefähr bis zum 15. Jahrhundert meist nicht als Verschluß benötigt, weil die locker und lose fallenden Kleider viel bequemer und einfacher mit Nadeln und Fibeln zusammengehalten werden konnten. Die Nadel, bereits in der Bronzezeit bezeugt, wird dann später in der Tracht und Mode verwendet, um Tücher und Schürzen festzustecken. Hinzu kommen die diversen Schließen, Schnallen, Spangen und Haken, die meist nicht eindeutig unterschieden werden.

Viele unter ihnen dokumentieren, wie sehr der Mensch bestrebt war, den Verschluß immer wieder auch dekorativ zu gestalten. Die überwiegend dem 19. Jahrhundert zuzuordnenden Objekte zeigen je nach wirtschaftlichem und sozialem Status des Trägers eine Vielfalt an Material und Herstellungstechniken. Daraus ergab sich eine Gliederung in folgende Gruppen: Filigranarbeiten; Treiarbeiten; gepreßter/gestanzter Schmuck; gegossener Schmuck; gedrechselte Arbeiten; gepreßte Hornknöpfe und „Sicherheitsnadeln“. Eine achte und letzte Gruppe faßt jene Objekte zusammen, die durch Bearbeitung oder Verarbeitung eine gewisse Verfremdung und einen Funktionswechsel erfahren haben, so etwa eine Knopfcollage oder ein zu einer Brosche umgearbeiteter Knopf. Innerhalb der einzelnen Gruppen bilden jeweils die Knöpfe in ihrer ganzen Variationsbreite einen Schwerpunkt.

Über die Herstellungstechnik soll vor allem an Hand der Knöpfe die Entwicklung vom Kleiderverschluß zum Schmuckstück mit zeichenhaften Nebenaspekten aufgezeigt werden. Es wird nicht immer nur die Freude am Ausschmücken gewesen sein,

wenn man Knöpfe und Schließen usw. besonders gestaltete. So konnte gewissen Schließvorrichtungen auch der Wert eines Amuletts und Talismans, eines Symbols und eines Statusabzeichens beigemessen werden; oder sie konnten als Zeichen der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft angesehen werden. Sie konnten aber auch ihre Schließfunktion aufgeben und zu rein ornamentalen Schmuckstücken werden.

Seit der Eröffnung am 12. Juni 1983 sind wiederum viele interessante Widmungen und Leihgaben von Museumsbesuchern eingegangen, die in drei zusätzlichen Vitrinen untergebracht werden konnten.

Die Ausstellung, zu der auch ein bebildeter Katalog (63 Seiten, Kleinoffset) erschienen ist, wird noch im nächsten Jahr zu sehen sein.

Gudrun Hempel

Salzburger Weihnachtskrippen
Sonderausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde
vom 30. 11. 1983 bis 2. 2. 1984

Wie in den vergangenen Jahren öffnet das Österreichische Museum für Volkskunde auch 1983 im Advent wieder seine Tore zur großen Krippenausstellung. Es handelt sich dabei um die Präsentation eines beträchtlichen Teiles des wertvollen Bestandes an weihnachtlicher Kunst, den das Österreichische Museum für Volkskunde besitzt. Zusätzlich zu dieser ständigen Einrichtung konnten in den letzten Jahren kleine Sonderausstellungen aus dem eigenen Bestand gezeigt werden. „Vom Nikolaus zum Christkind – Eine kleine Geschichte der weihnachtlichen Gabenbringer“ und „Puppen und Puppenhäuser“ lauteten die Themen.

Die diesjährige Ausstellung durchbricht nun die bisherige Praxis sowohl hinsichtlich der Konzeption als auch des Rahmens. Erstmals werden nämlich nicht ausschließlich Objekte aus dem eigenen Bestand, sondern Objekte eines anderen Museums gezeigt. Über Vermittlung des Leiters der Salzburger Landesdelegation in Wien, Dr. Heinrich Heller, und dank dem Entgegenkommen des Direktors, Senatsrat Dr. Albin Rohrmoser, ist es gelungen, einen Großteil der Krippensammlung des Salzburger Museums Carolino Augusteum nach Wien zu bekommen. Man erhält somit erstmals in Wien die Gelegenheit, sich einen Überblick über das Krippenschaffen des Landes Salzburg vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart zu verschaffen.

Die Auswahl der Objekte besorgte Frau Dr. Christa Svoboda vom Salzburger Museum Carolino Augusteum, die auch einen Katalog zur Ausstellung verfaßte. Darin gibt sie einen kurzen Abriss über die Geschichte des Salzburger Museums und über die wechselvolle Geschichte der Krippensammlung, die 1944 durch einen Bombentreffer fast zur Gänze vernichtet wurde. Durch die tatkräftige Sammeltätigkeit von Frau Dr. Friederike Prodingler konnte die Sammlung aber wieder auf den beachtlichen Umfang von ungefähr 100 Krippen, zahlreichen Einzelfiguren und Architekturteilen gebracht werden. Über 50 Objekte sind davon in der Wiener Ausstellung zu sehen. Sie zeigen die Vielfalt der Möglichkeiten, mit der das Weihnachtsmysterium zur Darstellung gelangt. Der Bogen reicht von 300 Jahre alten bekleideten Figuren bis zu modernen Keramikrippen, unter denen der „Krippenbaum“ von Luise Spannring (1894–1982) und die „Chilenische Krippe“ von Irene Zomann

besonders hervorzuheben sind. Man sieht einen Drehstern mit Krippe und ein Krippentheater, mit denen die Salzachscher aus Oberndorf-Laufen herumzogen, um mit den dabei empfangenen Spenden ihre Not zu lindern. Besonders wertvoll sind die beiden geschnitzten Krippen von Franz de Paula Hitzl (1738–1819) und Sohn, die noch ganz in der barocken Tradition der Schwanthaler Krippen stehen. Die eindrucksvolle, der Bogenberg-Madonna nachempfundene Skulptur „Maria gesegneten Leibes“ und die schönen, alten „Fraustragbilder“ sind Zeugen des besonders in Salzburg gepflegten Adventbrauches. Neben der „humoristischen“ Weihnachtskrippe von Carl Storch stellt aber zweifelsohne die große Heimatkrippe des hochbetagten Krippenkünstlers aus Saalfelden, Xandl Schläffer, die Attraktion der Ausstellung dar. Eine Ausstellung, die den hohen Stellenwert der Weihnachtskrippe im Land Salzburg nachhaltig unterstreicht.

Franz Grieshofer

Lily Weiser-Aall 85 Jahre

Am 18. Dezember 1983 wird Lily Weiser-Aall 85 Jahre alt. Sie ist in Wien geboren und hat dort auch studiert. 1922 wurde sie zum Dr. phil. promoviert und 1927 hat sie sich habilitiert.

Doch das Schicksal führte sie nach Norwegen. Sie heiratete den Philosophieprofessor Anton A. F. Aall (1867–1943), welcher das Psychologiestudium in Norwegen begründet hatte. 1946 wurde Lily Weiser-Aall Konservator am neuerrichteten „Norsk Etnologisk Gransking“, das sie bis zu ihrer Pensionierung weiter ausbaute und leitete. Norsk Etnologisk Gransking ist eine zentrale Institution mit der Aufgabe, norwegisches volkskundliches Material mit Hilfe von Fragebögen einzusammeln.

1937 wurde sie in Det norske videnskapsakademiet i Oslo gewählt, und 1955 erfolgte die Berufung in die Kungliga Gustav Adolfs Akademien, Uppsala.

Sie war Schülerin des Wiener Germanisten Rudolf Much gewesen, und Leopold Schmidt behauptet, „das Hauptthema der ganzen Schule findet sich in der ersten Arbeit von Lily Weiser, ‚Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde‘ (1927), angeschlagen“. ¹⁾ Mehrere Linien lassen sich in ihrer Verfasserschaft aufzeigen: Ihr Interesse für Grenzgebiete zwischen Psychologie und Volkskunde führte zu mehreren Arbeiten, u. a. „Volkskunde und Psychologie“ (Berlin 1937). Sie behandelte dort das Verhältnis zwischen Eidetik und Sagenbildung. Überraschenderweise hat diese Abhandlung kaum Beachtung gefunden (vgl. die Artikel 1935, 1937, 1940, 1947). Eine ihrer Arbeiten über religiöses Symbolerleben brachte ihr jedoch 1933 die „Kongens Goldmedalie“ der Universität Oslo (vgl. die Arbeiten 1933, 1934). Ihr erstes Buch beschäftigte sich mit Weihnachten (1923), ein Thema, mit dem sie sich in vielen längeren oder kürzeren Artikeln weiterhin beschäftigte, vom ausführlichen Lexikonartikel im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens bis hin zu Büchern. So behandelte sie Spezialthemen, wie den Weihnachtsbaum (1934, 1938, 1953), das Weihnachtsstroh (1953, 1954), den Weihnachtsmann und die Weihnachtszige (1954) und Weihnachtskarten (1958).

¹⁾ Schmidt, L.: Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951, 131.

Ihr letztes umfassendes Forschungsgebiet war die Tradition um Mutter und Kind. Daraus ergab sich die große Abhandlung „Svangerskap og fødsel“ (Schwangerschaft und Geburt, 1968), die auch als Festschrift zu ihrem 70. Geburtstag mit einer ausführlichen Bibliographie erschien. Daran schließt an eine Arbeit über die erste Nahrung des Neugeborenen und Hexenmilch (1973), ein Artikel über die Dauer der Stillperiode (1976), über die Glückshaube (1960), über Gelehrte Tradition von angeborenen Fehlern (1963) sowie über Täuflingstrachten in Österreich (1967) u. a.

Viele ihrer Artikel basieren indes auf den Fragebögen von NEG. Sie behandeln Themen wie Wassertragen (1953), Männerohrring (1955, 1957, 1958), Heiratsfähige Jugend (1963), Tierische Nachgeburt (1968), Osterspeise und Ostereier (1957, 1958) und Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen (1968).

Lily Weiser-Aall ist eine ausgezeichnete Vermittlerin österreichischer Volkskunde in Skandinavien und umgekehrt, eine „Botschafterin“ der Gelehrsamkeit. Sie ist reich an Ideen und ein leuchtendes Beispiel eines Gelehrten, der die großen und kleinen Klassiker von der Antike bis auf den heutigen Tag kennt.

Verzeichnis der wichtigsten Arbeiten von Lily Weiser-Aall

1923

Jul. Weihnachtsgeschenke und Weihnachtsbaum. Eine volkskundliche Untersuchung ihrer Geschichte. Stuttgart – Gotha 1927. 92 S.

1926

Das Bauernhaus im Volksglauben (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 56, 1926, 1–15).

Germanische Hausgeister und Kobolde (Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 4, 1926, 1–19).

Das Lebensmaß (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 56, 1926, 305–308).

1927

Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. Bühl/Baden, 1927. 94 S.

Zur Kultur der Wikingerzeit (Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 5, 1927, 193–201).

Das Bauernhaus in Tirol (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1, 1927, 41–47).

1928

Über den Fisch im österreichischen Volksglauben (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 2, 1928, 147–148).

Zum Hexenritt auf dem Stabe. In: Festschrift für Marie Andree-Eysn. Beiträge zur Volks- und Völkerkunde (München, 1928, 64–69).

Das Haferopfer für das Pferd des Christkinds (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin, 1928, 215–223).

1929

Einige japanische Volksbräuche im Lichte vergleichender Volkskunde (Transactions of the Meiji Japan Society 32, 1929, 7–14).

1930

Die Ladenschlange (Wiener Zeitschrift für Volkskunde 35, 1930, 1–6).

Volkskunde I. In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. 2. Aufl., Bd. 5, 1665–1668.

1933

Zur Geschichte der altgermanischen Todesstrafe und Friedlosigkeit (Archiv für Religionswissenschaft 30, 1933, 209–227).

En studie over sagnet om hundekongen [Eine Studie über die Sage vom Hundekönig] (Maal og Minne, 1933, 134–149).

Der seelische Aufbau religiöser Symbole (Zeitschrift für Volkskunde, Berlin 1933, 15–46).

1934

Zum Aufbau religiöser Symbolerlebnisse. Eine ergänzende Untersuchung durch Fragebogen (Zeitschrift für Religionspsychologie 7, 1934, 129–148, 208–230).

Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes. In: Volkskundliche Gaben. John Meier zum siebzigsten Geburtstag dargebracht. Berlin u. Leipzig, 1934, 1–8.

1935

Experimentelle Beiträge zur Psychologie der mündlichen Überlieferung (Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 13, 1935, 157–178).

Bemerkungen zu den frühesten Zeugnissen über Gebäckbrote (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 9, 1935, 178–180).

1936

Hugrinn-vindr trollkvenna [Zauber-Anhauch der Hexen] (Maal og Minne, 1936, 76–78).

1937

Volkskunde und Psychologie. Eine Einführung. Berlin u. Leipzig, 1937. 128 S.

Erlebnisgrundlagen der Volksüberlieferung (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 8, 1937, 193–198).

Deckengehänge. In: Commemoration Volume. 25. Anniversary of the Foundation of the Meiji Japan Society. Tokyo 1937, 9–14.

Verdens uro i Norge [Deckengehänge in Norwegen] (Maal og Minne, 1937, 23–35).

1938

Neue Beiträge zur Geschichte des Weihnachtsbaumes (Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 16, 1938, 13–21).

Juletreets historie [Die Geschichte des Weihnachtsbaumes] (folkminnen och folk-tankar 25, 1938, 141–150).

1940

Jonas Lie som eidetisk fortellertype [Jonas Lie als eidetischer Erzählertypus] (Nordisk tidskrift 16, 1940, 32–49).

Eidetisches bei Theodor Storm (Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 19, 1940, 90–102).

1947

Volkskundliche Arbeit in Norwegen 1942–1946. Zusammen mit Nils Lid (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 44, 1947, 172–176).

Der Liebestod. Erlebnisgrundlagen der Volksüberlieferung und Dichtung (ebenda, 117–140).

Magiske tegn på norske trekar? [Magische Figuren auf norwegischen Holzgefäßen?] (By og bygd 5, 1952, 117–144).

1953

Vassbæring i Norge [Wassertragen in Norwegen] (By og bygd 7, 1950/51, 111–174; auch separat: Småskrifter fra Norsk Etnologisk Gransking 1, Oslo 1953, 66 S., Ill.).

Juletreet i Norge [Der Weihnachtsbaum in Norwegen] (Norveg 2, 1952, 21–82; auch separat: Småskrifter fra Norsk Etnologisk Gransking 2, Oslo 1953, 67 S., Ill.).

Julehalmen i Norge [Das Weihnachtsstroh in Norwegen]. Oslo 1953, 66 S., Ill. (= Småskrifter fra Norsk Etnologisk Gransking 3).

Zauber. Bemerkungen zum Thema „Erlebnisgrundlagen der Volksüberlieferung“ (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 49, 1953, 194–200).

1954

Julenissen og julegeita i Norge [Der Weihnachtsmann und die Weihnachtsziege in Norwegen]. Oslo. 92 S., Ill. (= Småskrifter fra Norsk Etnologisk Gransking 4).

Das Weihnachtsstroh in Norwegen (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 50, 1954, 89–107).

Bruk av amuletter som legemiddel i nyere tid [Amulette als Heilmittel in neuerer Zeit in Norwegen] (By og bygd 9, 1954, 157–163).

1955

Der Männerohrring in Norwegen. In: Festschrift für Will-Erich Peuckert zum 60. Geburtstag. Berlin – Bielefeld 1955, 100–115.

1956

Der Mutter- und Vatertag in Norwegen (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 52, 1956, 205–215).

1957

Menn med øreringer i Norge [Männer mit Ohrringen in Norwegen]. Oslo. 72 S., Ill. (= Småskrifter fra Norsk Etnologisk Gransking 5).

Osterspeise und Ostereier in Norwegen (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 53, 1957, 130–134).

1958

Påskeegg i Norge. Kilder og problemer [Ostereier in Norwegen. Quellen und Probleme] (By og bygd 12, 1958, 137–174).

Menn med øreringer. Tilegg [Männer mit Ohrringen. Nachtrag] (ebenda 12, 1958, 175 f.).

Zum Männerohrring in der Schweiz (Schweizer Volkskunde 48, 1958, 11).

En samling norske julekort [Eine Sammlung norwegischer Weihnachtskarten] (By og bygd 11, 1957, 97–112).

Was Volkskunde ist. Von der norwegischen Forschung aus gesehen (Deutsche Zeitung und Wirtschafts-Zeitung, Nr. 61, 1958, 21).

1959

Eugen Fehrle (1880–1957) (Hessische Blätter für Volkskunde 49/50, Beiheft 1959, 9 f.)

1960

Über die Glückshaube in der norwegischen Überlieferung. Quellen und Probleme. In: Folkloristica. Festschrift till Dag Strömbäck. Uppsala, 1960, 205–214; zugleich: Saga och sed 1960, 29–36.

Weihnachtsitten in Skandinavien (Hochwächter 356–360; zugleich: Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerisches Museum für Volkskunde: Weihnachtsbrauchtum in Europa, 8–12).

1961

Endyma (Symbolæ Osloenses. 37, 1961, 82–87).

1963

Gelehrte Tradition über angeborene Fehler in der Volksmedizin (Arv 18/19, 1963, 226–262; = Papers of Folk-Medicine. Ed. by C.-H. Tillhagen. Sth., 68–104; Wiederabdruck in: Volksmedizin. Hg. von E. Grabner. Darmstadt 1967, 459–496).

Om haren i norsk overlevering [Der Hase in norwegischer Überlieferung] (Norveg 10, 1963, 1–59).

Gifteferdig ungdom [Heiratsfähige Jugend] (ebenda 10, 1963, 111–122).

1965

En studie om vardøger [Eine Studie über den Doppelgänger] (Norveg 12, 1965, 73–112).

1967

„Heilag hjúpr“, den hellige kjortel [Der heilige Rock] (Maal og Minne, 1967, 64–66).

Zu den Täuflingstrachten in Österreich (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 70, 1967, 136–138).

Minneskriftenes vurdering og etnologiske verdi. Forord [Beurteilung und volkskundlicher Wert der aufgezeichneten Erinnerungen älterer Leute. Vorwort]. In: I manns minne. Daglegliv ved hundreårsskiftet. Bd. 1 (Oslo 1967, 13–16).

1968

Svangerskap og fødsel i nyere norsk tradisjon [Schwangerschaft und Geburt in der neueren norwegischen Tradition]. Oslo. XVI, 303 S., Ill. (= Småskrifter fra Norsk Etnologisk Gransking 6/7. Als Festschrift zum 70. Geburtstag hrsg. mit Bibliographie, 295–303. Portr.)

Etterbyrd etter dyr. Oversikt over svar på særemne nr. 13 utsendt 1959 av Norsk Etnologisk Gransking [Tierische Nachgeburt] (By og bygd 20, 1967, 123–130).

Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen. Bericht über einen Fragebogen des Instituts Norsk Etnologisk Gransking, Oslo 1956. In: Volkskunde und Volkskultur. Festschrift für Richard Wolfram (Wien 1968), 428–431.

1970

Reports of an Inter-Nordic Joint Scientific Research Plan: Insurance in Connection with the Children's Birth and First Year of Life. In: Sigurd Erixon (ed.): The Possibilities of Charting Modern Life (Oxford 1970), 67–79.

1971

Nasjonalforeningens minneoppgaver som etnologisk kilde [Erinnerungen als volkskundliche Quelle] (Tradisjon 1, Bergen 1971, 79–82).

1972

Die Speise des Neugeborenen. In: Festschrift für Matthias Zender. Bd. 1 (Bonn 1972), 526–545.

1973

Omkring de nyfødtes stell i nyere norsk overlevering. I. Det nyfødte barnets første føde. II. Hexenmilch der Neugeborenen. Kildekritiske studier [I. Die erste Nahrung des Neugeborenen]. Oslo 1973, 110 S., Ill. (= Småskrifter fra Norsk Etnologisk Gransking 8).

1976

Omkring lengden på dieperioden ifølge nyere norske opptegnelser [Über die Dauer der Stillperiode]. Fataburen; Nordisk folktro. Studier tillagnade Carl-Herman Tillhagen (Stockholm 1976), 221–231.

Artikel in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens und Kulturhistorisk leksikon for nordisk middelalder.

Reimund Kvideland

Literatur der Volkskunde

Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde. Herausgegeben von Louis Carlen. Bd. IV, Zürich, Schulthess Polygraphischer Verlag, 1982, 150 Seiten, 12 Abbildungen, sFr. 44, —.

Band 3 der von Louis Carlen herausgegebenen Forschungen hat Leopold Schmidt noch anzeigen können (ÖZV 85, 43). Auch die Themen des nunmehr vorliegenden 4. Bandes sind wieder weit gestreut und nicht ohne Bezug zu Österreich. Aus dem Nachlaß des 1971 verstorbenen Grazer Rechtshistorikers Herbert Fischer hat Gernot Kocher ein Vortragsmanuskript über „Stab und Schwert als Gegensatzpaar der Rechtssymbolik“ herausgegeben und mit einer Würdigung der eigenartigen Forscherpersönlichkeit Fischers versehen. Die Festschrift zum 60. Geburtstag von K. S. Kramer mit dem anziehenden Titel „Das Recht der kleinen Leute“ wird von Gustav Klemens Schmelzeisen einer kritischen Würdigung unterzogen (vgl. auch ÖZV 80, 177–180), der den Begriff der kleinen Leute als für die Rechtswissenschaft unbrauchbar ablehnt. Vor allem an Hand der einzigartigen Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen hat Louis Carlen das Thema „Brunnen und Recht in der Schweiz“ erarbeitet, das bislang kaum bearbeitet wurde.

Mit Aspekten des Analphabetismus beschäftigt sich der Beitrag von Theodor Bühler „Wenn das Recht ohne Schrift auskommen muß“. Ein Sühnekreuz in Schwyz und seine Geschichte sind Gegenstand des Beitrages von Franz-Xaver von Weber, dem es gelang, die zur Aufhellung aufschlußreichen Archivalien auszuwerten. Es handelt sich um ein verhältnismäßig spätes Zeugnis eines Sühnekreuzes (1705), weil die Blütezeit der Sühneverträge im deutschen Raum bereits im 16. Jahrhundert beendet war. Der umfangreichste Beitrag der Sammlung stammt von Hans Herold, „Die Schwarzarbeit einst und jetzt“. Beispiele aus dem Schwazer Bergbuch und den oberösterreichischen und steirischen Ordnungen für die Sensenschmiedern runden das Bild aus der Vergangenheit ab. Aber das Phänomen der Schwarzarbeit ist offenbar nicht auszurotten. Ja es erhält in unserer Gegenwart durch Arbeitszeitverkürzungen neue Dimensionen. Denn die errungene Freizeit dient nicht zuletzt auch dazu, die Einkünfte durch Schwarzarbeit zu vermehren. So ist der Band auch für die Gegenwartsvolkskunde von Bedeutung.

Herbert Schempf

A. Paládi-Kovács, A barkóság és népe (Das Barkó-Gebiet und seine Bevölkerung). Hrsg.: Museum Otto Herman. Miskolc, 1982, 210 Seiten.

In den letzten Jahren sind Monographien im Umfang von 100 bis 200 Seiten über die ungarischen ethnischen Gruppen und ethnographischen Gegenden erschienen, von denen das Buch von A. Paládi-Kovács über die ethnische Gruppe der sog. Barkós als hervorragend zu bezeichnen ist. Die Barkós leben südlich vom Fluß Rima, im nordwestlichen Teil des Komitats Borsod sowie im nördlichen bzw. nordöstlichen Teil der Komitate Heves und Nógrad. Einige Barkó-Dörfer sind auch in der benachbarten Südslowakei zu finden. Das Barkó-Gebiet ist seit dem 11. bis 13. Jahrhundert von Ungarn bewohnt. Der Name Barkó stammt vermutlich von einem Personennamen. Der traditionelle Charakter der Kultur ist bis heute erhalten geblieben, was einerseits den ökologischen Verhältnissen, andererseits der römisch-katholischen Religion der Bevölkerung zu verdanken ist. Die Dörfer sind endogam, doch neben der lokalen ist auch die religiöse Endogamie von Bedeutung. Erhalten geblieben ist auch die Organisation der Großfamilie und der Sippe. In den Bauernhöfen stehen bis zu 8 bis 10 Wohnhäuser, in denen verwandte Familien leben. Bei den Barkó-Ungarn ist die Scheunengemeinschaft bekannt; sie betreiben auch die Bienenjagd. Jede Großfamilie hatte ihre eigene Schafherde. Sie pflanzten Emmer und Dinkel. Zum Hanftrocknen benützen sie Dörröfen des nordslawischen Typs. Auch der Backofen im Wohnhaus gehört zum nordslawischen Typ, doch ist von der Großen Ungarischen Tiefebene auch der schoberförmige Hinterladeofen eingedrungen. Bei Wohnhäusern und Scheunen kommt noch die Blockbautechnik vor.

Typische Speisen der Barkó-Ungarn sind die sauren Suppen und verschiedene Mehlspeisen. Neben dem ungegärten Fladenbrot gibt es auch großformatige, verzierte Kuchen, die hauptsächlich zur Hochzeit oder für Wöchnerinnen gebacken werden. Zur Hochzeit wurde der größte Kuchen immer von der Taufpatin der Braut gebacken. Im Herbst spielt das Schafffleisch eine bedeutende Rolle in der Speisefolge, doch vom Dezember an kommt schon Schweinefleisch auf den Tisch. Neben den „Hauptpaten“ haben die Kinder noch 5 bis 6 Taufpaten und -patinnen. Dadurch besteht eine weitverbreitete Kunstverwandtschaft, was auch eine sozioökonomische Interessengemeinschaft bedeutet. Bei Tagesanbruch nach dem Hochzeitstag wird vor dem Haus des neuen Ehepaars oder in der Mitte des Dorfes ein Feuer angezündet; die Hochzeitsgäste tanzen um das Feuer herum, die junge Frau muß es überspringen, damit sie gesund bleibt.

Im Rahmen der dramatischen Faschingsspiele werden mit Strohseilen umwickelte „Gefangene“ durch das Dorf geführt. Am Fastenabend bekommen diese auf den Kopf einen Tontopf, der nach der „Urteilsverkündung“ zerbrochen wird. Das bedeutet das Ende der Faschingszeit. Der Brauch wurde neuerdings unter die Hochzeitsspiele aufgenommen. Eine bedeutende Rolle spielen die Kirchtage, die am Namenstag des Schutzpatrons der Kirche gehalten werden. Auch entlegene Dörfer werden aus diesem Anlaß aufgesucht. Die Kirchtage bringen das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gemeinschaft zum Ausdruck.

Die böhmischen Hussiten und König Matthias Corvinus kommen in manchen Sagen vor. Figuren des Volksglaubens sind u. a. der Mondfresser (markoláb; der Name ist vermutlich deutscher Herkunft), der Wehrwolf, der Müller als Rattenfänger, die Hirten mit magischen Eigenschaften. Auf Grund dieser und anderer Eigenarten stellt der Verfasser fest, daß in der traditionellen Kultur der Barkó-

Ungarn neben den örtlichen Eigenheiten die karpatischen Elemente vorherrschen. Allerdings haben die landwirtschaftlichen Wanderarbeiter auch die südlichen Kontakte der Volkskultur geschaffen.

Die Monographie von A. Paládi-Kovács enthält ein überaus umfangreiches ethnographisches und folkloristisches Material, welches aus der Sicht sowohl der ungarischen wie auch der karpaten-europäischen traditionellen Kultur von großer Bedeutung ist. Besonders hervorzuheben ist die gründliche Feldarbeit sowie die historische und ethnogeographische Methode des Verfassers. Dem Buch ist schließlich zu entnehmen, daß in Karpateneuropa die Grenzen der Kulturelemente mit den Sprachgrenzen nicht zusammenfallen.

Béla Gunda

Stará dělnická Praha. Život a kultura pražských dělníků 1848–1939 (Altes Prag der Arbeiterschaft. Leben und Kultur der Prager Arbeiter 1848–1939). Hrsg. von Antonín Robek, Mirjam Moravcová, Jarmila Štastná. Academia Verlag, Prag 1981, 316 Seiten, 241 Abbildungen im Text, 4 Farbtafeln, 5 Karten.

Die vorliegende historisch-ethnographische Monographie ist das Resultat einer intensiven, im Jahr 1973 begonnenen Arbeit der Volkskundler des Prager Instituts für Ethnographie und Folkloristik. Dieser Synthese über Leben und Kultur der Prager Arbeiterschaft zwischen den Jahren 1848 bis 1939 gingen viele analytische Studien und Artikel in 10 Bänden der Edition des Prager Instituts „Volkskundliche Bücherei-Ethnographie der Arbeiterschaft“, in der Zeitschrift „Český lid“ und anderen Fachperiodika, einige Konferenzen und eine große volkskundliche Ausstellung „Altes Prag der Arbeiterschaft“ im Jahr 1976 voraus. Die erste Arbeitsversion dieses Werkes erschien im Jahr 1975 in 3 Bänden mit einem Umfang von eintausend Manuskriptseiten.

Diesem Arbeitsaufwand entspricht auch der Inhalt des Buches. Fast hinter jedem Satz verbirgt sich eine präzise heuristische Arbeit. Bemerkenswert ist nicht nur die Verwertung von bis jetzt von Volkskndlern und Historikern nicht verwendetem Quellenmaterial, sondern auch – aus methodologischer Sicht – das Faktum, daß es sich hier um die erste Veröffentlichung einer tschechoslowakischen historisch-volkskundlichen Monographie handelt, die sich mit der Arbeiterschaft in einer Großstadt-Industrieagglomeration auseinandersetzt. Obwohl es keine unmittelbaren Vorbilder für diese Monographie gab, hat das Forschungsteam diese Aufgabe ausgezeichnet bewältigt. Kein Wunder, denn alle neun Autoren zählen zu den erfahrensten Wissenschaftlern der Prager Volkskunde.

Das Buch ist in neun Kapitel gegliedert. Im gemeinsam verfaßten Einleitungskapitel „Prager Arbeiterschaft“ (S. 5–33) werden allgemeine historische und wirtschaftliche Bedingungen und deren Auswirkung auf Sozialstruktur und Lebensart der Prager Arbeiterschaft von der Vormärzepoche bis zum Jahr 1914 aufgezeigt. Die Autoren erläutern die Zusammenhänge der Entwicklung der Prager Industrie, der damit verbundenen demographischen Entwicklung der Stadt und die soziale Zusammensetzung der Arbeiterschaft in den einzelnen Prager Bezirken und Vorstädten. Auf Grund dieser Analysen werden in Hauptzügen Wurzeln, Entstehung und Formierung des proletarischen Lebensstiles in Prag charakterisiert, der als ein wesentliches Merkmal sozialer Emanzipation der Arbeiterklasse betrachtet wird.

Näher beschäftigt sich Antonín Robek im ersten Spezialkapitel mit den Fragen des „Emanzipationsprozesses der Arbeiterschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (S. 34–51). Nach Robek formierte sich die Prager Arbeiterschaft aus drei wichtigen Strömungen: Aus Prager Volksschichten, aus der Dorfbevölkerung der näheren Prager Umgebung, die im Laufe der Zeit der Prager Vorstadt zugeordnet wurden, drittens aus armen Dorfbewohnern, die nach Prag zuwanderten. Der lange Prozeß der Sozialemanzipation und Integration manifestiert sich am deutlichsten an Gesellschafts-, Familien- und Brauchtumstraditionen. Der Autor analysiert die Gesellschafts- und Familieninstitutionen im Prager Dorfhinterland und in der Folge in der Stadt Prag.

Diese Thematik erweitert im nächsten Kapitel Olga Skalníková am Beispiel des „Gesellschaftlichen Lebens der Arbeiter in Prag“ (S. 52–84). Sie schildert die Entstehung und Entwicklung von Arbeitervereinen und ihre politische, bildende und kulturelle Rolle. Weiters behandelt sie den Anteil der Arbeiter am Nationalleben, die Teilnahme am traditionellen Brauchtum des Jahreszyklus, an den Festen und Unterhaltungen wie Fasching, Wallfahrt, traditionelle Feste der Prager Handwerker, z. B. Fídlůvačka (Prager Putzholzfest – Frühlingsfest der Schuster) und Slamník (Prager Strohsackfest). Ein anderes Thema bilden die Berufs- und Nachbarschaftsbeziehungen, hauptsächlich in Pawlatschenhäusern oder Häuslersiedlungen.

Jaroslav Maršal analysiert im nächsten Kapitel „Den Gesang der Prager Arbeiter“ (S. 85–106). Die Hauptmerkmale sind die überwiegend künstliche Entstehung der Lieder und in gewisser Weise auch die Art der Verbreitung durch gedruckte Vorlagen. Der Autor schildert die einzelnen Perioden des Arbeitergesanges, den Ursprung der Lieder und ihre Thematik.

Ein umfangreiches Thema wird im Kapitel „Familie und Familienleben“ (S. 107–151) von Jiřina Svobodová und Vladimír Scheufler präsentiert. Die Autorin beschreibt ausführlich Form und Struktur der Prager Arbeiterfamilie, die Änderungen in der Familienstruktur, das Zusammenleben, den Alltag und den Festtag der Familie. V. Scheufler setzt sich mit der Freizeit und den Spielen der Prager Arbeiterkinder auseinander.

Im Kapitel „Wohnart und Wohnkultur“ (S. 152–182) unterscheidet Josef Vařeka zwischen fünf Hauptformen des Wohnens, die er auf Grund konkreter Beispiele beschreibt. Er stellt fest, daß vom Standpunkt der Wohnkultur das Haus des Massenwohnens, das Zinshaus, die wichtigste Form war. Aus typologischer Sicht war im Prag der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Pawlatschenhaus die meistverbreitete Wohnform. Charakteristisch für die zwanziger und dreißiger Jahre im 20. Jahrhundert waren die Notstandskolonien. Weiters beschäftigt sich J. Vařeka mit den Sozialaspekten des Arbeiterwohnens, mit der Innenraumgestaltung und Wohnkultur.

Im Kapitel „Die Ernährungsgewohnheiten der Prager Arbeiterschaft“ (S. 183–216) analysiert Jarmila Šťastná die ganze Problematik sehr exakt und ausführlich. Sie beginnt bei den Einkaufsmöglichkeiten, behandelt Möglichkeiten und Formen der Ernährung und beschreibt schließlich die einzelnen Speisen der Arbeits- und Festtage unter Berücksichtigung einzelner Sozialschichten der Arbeiter, aber auch des Bürgertums.

Das umfangreiche und komplizierte Thema „Bekleidung der Prager Arbeiterschaft“ (S. 217–258) hat Mirjam Moravcová sehr klar und übersichtlich ausge-

arbeitet. Danach spiegelten sich in der Bekleidung nicht nur soziale und ökonomische Verhältnisse, sondern auch Beruf und Qualifikation der Arbeiter; bei den Frauen auch die Generationsunterschiede. Die Autorin verfolgt sorgfältig alle diese Faktoren und präsentiert an vielen Beispielen die Entwicklung der Arbeiterbekleidung in den einzelnen Perioden, die durch Konfektionsindustrie, Bürgerbekleidung und ihre Modetrends beeinflusst wurde. Sie berücksichtigt sogar den sogenannten Prager Frajer (Freier) und Peřík (Strizzi). Nicht unbemerkt bleiben auch die Fragen der Beschaffung sowie die Bedeutung der Bekleidung in der Arbeitergemeinschaft und die Wertung der Bekleidung innerhalb der Familie.

Da das Schwergewicht der Monographie hauptsächlich im Zeitraum 1848–1914 liegt, wird im letzten, vom Autorenteam gemeinsam geschriebenen Kapitel „Das Leben der Arbeiterschaft und die Kultur des Proletariats in der bourgeoisen Republik“ (S. 259–291) die volkskundliche Problematik der Zwischenkriegszeit nur noch kurz behandelt.

Diese Monographie zeigt deutlich die Wichtigkeit der volkskundlichen Erforschung der Großstadt und ihrer Bevölkerungsschichten. Sie ist der Beweis dafür, daß die volkskundliche Sicht die historische erweitern kann. Obwohl auch für Laien prädestiniert, ist an dieser Publikation hervorzuheben, daß jedes Kapitel über reiche Anmerkungen mit viel Literatur und Quellenangaben verfügt und daß bisher in der Wissenschaftsliteratur unveröffentlichtes Bildmaterial präsentiert wird. Was man dem Herausgeber des Werkes vorwerfen kann, ist das Fehlen eines fremdsprachigen Resümées. Obwohl damit für deutschsprachige Kollegen mit Ausnahme der Bilddokumentation unbrauchbar, mag vielleicht dieses Buch doch Denkanstoß sein, den von Leopold Schmidt begonnenen Weg zur monographisch-volkskundlichen Erforschung der Großstadt Wien intensiver und nach heutigen Maßstäben fortzusetzen.

Vera Mayer

Bibliographia Ethnographica Carpatobalcanica, I. Teil. Volksarchitektur. Red.: V. Frolec und J. Kubiček. Brno 1981. 119 S.

Das Komitee zum Studium der Volkskultur der Karpaten und des Balkans startete eine bibliographische Serie, um die ethnographische und folkloristische Erforschung des Gebietes zu fördern. Der erste Band befaßt sich mit der Volksarchitektur. Die verschiedenen (bulgarischen, tschechoslowakischen, jugoslawischen, ungarischen, polnischen, rumänischen, sowjetischen) Verfasser kompilierten die wichtigsten bibliographischen Angaben über ihre Länder und Völker. Die Titel der in ungarischer, polnischer, rumänischer, slowakischer, serbischer usw. Sprache erschienenen Bücher und Abhandlungen sind auch in einer westeuropäischen Sprache angegeben. Die Bibliographie leistet einen unbestreitbaren Vorschub der europäischen Wohnhausforschung und beweist jedem Hausforscher, daß die Erforschung der Volksarchitektur in Karpaten-Europa und im balkanischen Raum mit verschiedenen Methoden und unter verschiedenen Gesichtspunkten erfolgreich betrieben wird. Schon auf Grund der Bibliographie müssen wir die Forschungen der Polen, Kroaten und Serben besonders hoch einschätzen, bedauern aber umso mehr, daß gar manche bedeutsame Werke in der Bibliographie fehlen, so z. B. mehrere Abhandlungen des serbischen Autors M. S. Filipović oder die Monographie von V. Ćurčić (Rezente Pfahlbauten von Donja Dolina in Bosnien. Zeitschrift für österreichische Volks-

kunde, Ergänzungsheft IX. zum XIX. Jahrgang, Wien, 1913). Auch sind in der Bibliographie die Abhandlungen des österreichischen Forschers R. F. Kaindl nicht zu finden, die der Architektur der Huzulen (einer karpato-ukrainischen ethnischen Gruppe) gewidmet sind (erschieden in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien), ferner die Aufsätze ungarischer Ethnographen über die karpato-ukrainische und rumänische Architektur. Auffallend ist das Fehlen der klassischen Arbeit von Br. Schier (Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Göttingen 1966. Aufl. 2). Vergeblich suchen wir Angaben über das zusammenfassende Werk von Romulus Vuia (Die neuesten Ergebnisse der rumänischen Siedlungs- und Hausforschung. Kultur und Tradition, Bd. I. Budapest, 1960. S. 35–66) oder über das Buch von R. Capesius (Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. Bukarest, 1977). Schließlich entbehrt die Bibliographie Angaben über die kleinen Völker (Gagausen, Lippovaner, Dobrudscha-Tataren, Karakatschanen).

Selbstverständlich vermag keine einzige Bibliographie vollkommen und exakt zu sein, aber die angeführten Mängel sind doch auffallend. Wir sehen mit Interesse dem nächsten Band über die Literatur des Hirtentums und der Viehhaltung entgegen.

Béla Gunda

Holzkirchen in den Karpaten. Die Fotografien Florian Zaplet als ausgewählt und eingeleitet von P. R. Magocsi. Verlag W. Braumüller, Wien 1982, 176 Seiten, mit 240 Schwarzweißabb., 1 Karte, Text in Deutsch und Englisch.

Im Verlag W. Braumüller erschien im Jahr 1982 ein außergewöhnliches Buch. Es beweist, daß man nicht gleich an Norwegen oder Nordrußland denken muß, wenn von sakraler Holzarchitektur die Rede ist. Leider wissen nur wenige, welche Schätze dieser Architektur noch in Europa (Rumänien, Polen, Ukraine, Tschechoslowakei) zu bewundern sind.

Das Buch präsentiert Teile einer Fotografiesammlung von Holzkirchen, die sich heute größtenteils im westlichen Teil der UdSSR befinden. Es ist ein Gebiet, daß früher zum Ungarischen Königreich gehörte und zwischen 1919 bis 1939 als ein Teil der Tschechoslowakei unter dem Namen Karpatorußland bekannt wurde. Eine nicht übersehbare Anzahl dieser Kirchen befindet sich jedoch auch in der Ostslowakei (insgesamt ungefähr 50). Die heute meist griechisch-katholischen Kirchen sind das Kulturerbe jenes Volkes, das als Karpato-Russinen, Karpato-Ruthenen oder Karpato-Ukrainer bekannt ist.

Das Land und die unberührte Kultur seiner Einwohner weckten schon seit dem 17. Jahrhundert intensiv das Interesse der Reisenden und dann das der Gelehrten. Zu einer richtigen Interessensexplosion der tschechischen Wissenschaftler, Journalisten und Künstler für dieses Gebiet kam es nach der Eingliederung zur Tschechoslowakei im Jahr 1919.

Einer dieser Entdecker war auch der Prager Journalist und Kunsthistoriker Florian Zapletal. Neben der Geschichte, Religion und Politik Karpatorußlands galt seine Vorliebe den Holzkirchen. Aus den mehr als 500 erhaltenen Glasplatten von Aufnahmen, die Zapletal zwischen 1919 und 1925 anfertigte, wurde dem Verfasser dieses Buches eine repräsentative Auswahl zur Verfügung gestellt.

Eine derart zusammengestellte Auswahl birgt natürlich einige Gefahren in sich, was Klassifizierung und Zuordnung des Materials betrifft. Der Verfasser P. Magocsi geriet hier in eine nicht beneidenswerte Lage, die er in der Weise löste, daß er sich bei der Zuordnung der Fotografien nach der geographischen Lage, d. h. nach den Flüssen (insgesamt 21) und Nebenflüssen, an denen sich die Holzkirchen befinden, richtete. Die Rechtfertigung für diese Lösung, die auch für ihn nicht die idealste gewesen sein mag, ist der Umstand, daß „sich die Gelehrten bis jetzt noch nicht über die Klassifizierung subkarpatischer Holzarchitektur einig geworden sind“ (S. 20). Dieser Vorwurf mag bis zu einem gewissen Grad stimmen. Eine solche Bemerkung ohne eine Erklärung, warum es unterschiedliche Ansichten gab oder gibt, ist jedoch unfair gegenüber den vielen tschechischen, slowakischen, ukrainischen, polnischen aber auch österreichischen Kunsthistorikern, Volkskundlern und Architekten, die dem Studium dieser Architektur in manchen Fällen bis zu 20 Jahre Forschungsarbeit gewidmet haben. Da muß man sich fragen, ob der Verfasser ausreichend Literatur in die Hände bekam.

Die wissenschaftliche Erforschung dieser Architektur dauert schon mehr als hundert Jahre. Die einzelnen Arbeiten spiegeln jeweils den Stand, die Theorie und Methodologie, wie sie sich im Laufe der Zeit in der Kunstgeschichte und Volkskunde entwickelt haben, wider. Manche Forscher machten früher einen methodologischen Fehler, da sie nur vom Standpunkt ihrer Wissenschaft, manchmal aber nach ganz eigenen Theorien arbeiteten. Dieser Zutritt ist charakteristisch für viele kunsthistorische Arbeiten der ersten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Die Frage, welche Elemente dieser Kirchen östliche (byzantinische) oder westliche (römisch-katholische) Einflüsse aufweisen, beherrschte das Forschungsfeld. Kommt vielleicht aus solcher Quelle die Anmerkung in der Einleitung von P. Magocsi, in der er sagt, daß „der dreiteilige Basilikaplan (der Bojken und Lemaken) aus dem Westen kam“ (S. 12)? Immerhin, eine solche Feststellung wurde schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als falsch angesehen.

Warum diese Unsicherheit? Die Erforschung der Kunstdenkmäler, die am Rande des Forschungsfeldes zweier oder mehrerer Disziplinen stehen, ist nicht einfach. Die Entstehung und Entwicklung der sakralen Holzarchitektur in den Karpaten und in naheliegenden Gebieten wurde von vielen Faktoren beeinflusst. Eine Rolle spielten natur-klimatische, geographische, ökonomische, historische, religiöse, ethnische und kulturhistorische Faktoren, wobei besonders die letzten vier zur großen Vielfalt dieser Architektur in Karpatorußland und der Ostslowakei beigetragen haben. An den Holzkirchen ist deutlich erkennbar, daß dieses Gebiet Berührungspunkt zweier Kulturen – der westlichen und östlichen – war. Diese Begegnung war hier voll von Spannungen. Ausdruck der religiösen Machtkämpfe ist die im Jahr 1646 entstandene „Union“, also die griechisch-katholische Kirche. Diese Symbiose wird nicht nur bei der Liturgie und der Gestaltung der Holzkirchen, sondern auch im eigenen Stil der Ikonenmalerei merkbar.

Beim Studium müssen alle diese Einflüsse berücksichtigt werden und verlangen daher eine kombinierte Methode. Das ist der Standpunkt der neuesten wissenschaftlichen Literatur; diese Ansicht war schon in den vierziger Jahren bekannt und auf diesem richtigen Weg befand sich teilweise auch der Autor der Fotoaufnahmen, K. Zapletal, wie seine Studie aus dem Jahr 1923, die im rezensierten Buch abgedruckt wird, beweist.

Heute unterscheiden die Wissenschaftler in diesem Gebiet grundsätzlich 5 wichtige Typen: Huzulen-, Bojken- und Lemken-Typ (benannt nach den ethnischen Gruppen der Russinen, in deren Siedlungsgebieten sich diese Kirchen befinden; entscheidend ist hier der Grundriß und die Konstruktion), Kirchen mit stark ausgeprägten gotischen Formen und Kirchen unter barockem Einfluß. Diese Klassifizierung der Holzkirchen, nur anhand von Fotografien, ohne auch den Grundriß, die Frontal- und Seitenansicht der Konstruktion zu kennen, ist in manchen Fällen unmöglich.

Diese Publikation ist aber kein wissenschaftliches Buch und man muß deshalb dem Verfasser das Recht auf seine eigene Version lassen. Der Wert dieses Werkes liegt in seinem einmaligen Bildmaterial. Die Fotografien zeigen die Holzkirchen aus verschiedenen Ansichten, ihre architektonischen Details, Glockentürme, aber auch profane Architektur und einige wertvolle Bilder von Volkstypen. Aber ohne die Leistung Zapletals und den Wert dieses Buches schmälern zu wollen, muß man objektiv bleiben. Die Feststellung des Verfassers, daß es sich dabei um „die besten im Druck vorhandenen Reproduktionen handelt“ (S. 23), muß in dem Sinne korrigiert werden, daß es sich hier um Reproduktionen handelt, die dem heutigen breiten Leserpublikum leicht zugänglich sind. Denn neben vielen anderen sind die im Jahr 1929 in Prag in zwei Publikationen veröffentlichten Fotografien von Bohuslav Vavrousek (in: *Kostel na dedine a v mestecku/Die Kirche auf dem Dorfe und in der Kleinstadt*“ und besonders „*Cirkevni pamatky na Podkarpatske Rusi/Kirchendenkmäler in Karpatorußland*“ (272 Abb.) den vorliegenden Aufnahmen sicher ebenbürtig.

Weitere Ergänzungen: Der Ort Nova Paka, wohin die Kirche aus Obava (Foto 158–159) übertragen wurde, befindet sich nicht in Mähren, sondern in Nordböhmen; die Kirche aus Nyznje Selysce (Foto 60–63) wurde im Jahr 1939 nach Blansko (bei Brünn) verlegt; die Kirche von Cholmec (Foto 86–87) – im Jahr 1679 in Velka Kopana gebaut, im Jahr 1857 nach Cholmec übertragen – befindet sich seit dem Jahr 1930 in Dobrikov (Ostböhmen); die Kirche von Nova Sedlica wurde im Jahr 1975 in das Freilichtmuseum in Humenne (Ostslowakei) verlegt.

Diese Bemerkungen „am Rande“ sind nicht als Kritik, sondern als Ergänzung zu betrachten, denn der Sinn dieses sympathischen Buches liegt woanders als im rein Wissenschaftlichen. Es verweist auf Kulturschätze jenes Volkes, das sich bis ins 20. Jahrhundert seine traditionelle Kultur bewahrt hat und von dem sich heute Angehörige in nicht geringer Anzahl im Ausland befinden.

Dieses Buch macht uns auch aufmerksam auf die Persönlichkeit jenes Mannes, der diese Kultur manchmal unter schwierigsten Bedingungen dokumentierte. Schade, daß er selbst die Veröffentlichung seiner Sammlung nicht erleben konnte, über die er in einem Brief im Jahr 1921 schrieb: „Ich habe bereits eine Sammlung von Fotografien, auf die ich sehr stolz bin, vor allem, wenn ich daran denke, wieviel Schweiß, Arbeit und Geld ich hineingesteckt habe“ (S. 18).

Vera Mayer

Ants Viires, *Talurahva veovahendid. Baltimaade rahvapäraste põllumajanduslike veokite ajalugu* (Bäuerliche Transportmittel. Geschichte der Bauernfuhrwerke im Baltikum). Verlag: Akademie der Wissenschaften der Estnischen SSR. Institut für Geschichtsforschung, Valgus. Tallin 1980. Abb. 55, Foto 123. 268 Seiten.

Seit der Arbeit von Gösta Berg über Schlitten und Wagen (Sledges and Wheeled Vehicles. Stockholm 1935) ist das bedeutendste Buch des Sachgebiets das vorliegende Werk von Ants Viires, welches sich mit den Fuhrwerken (Schleife, Schlitten, Karren, Handwagen, Wagen) des Baltikums sowie einiger kleiner finno-ugrischer Völker (Karel-Finnen, Woten, Wepsen, Isoren) befaßt. Im Rahmen einer Buchbesprechung ist es unmöglich, die mit vorzüglichen Abbildungen, Fotos und Karten untermauerten Ergebnisse des Buches zusammenzufassen, weshalb ich an dieser Stelle nur einige Details hervorheben möchte.

Unter den verschiedenen Schleifen fällt die Gabelschleife auf, die sich im Baltikum wahrscheinlich seit dem 13. Jahrhundert durch deutsche Siedler verbreitet hat. Die Schleifen erscheinen relativ spät im Baltikum. (Der Rezensent ist unbedingt der Ansicht, daß die Gabelschleifen in Europa Relikte der präindoeuropäisch-indoeuropäischen Kultur sind und sich aus den Astschleifen entwickelt haben.) Die Wagenformen sind mit den Naturbedingungen weniger eng verbunden, doch die Schlittenformen hängen maßgeblich von der Schneedecke ab. Im Baltikum trugen auch die nordeurasischen leichten Jagdschlitten zur Entwicklung der Schlittenformen bei. Diese Tatsache sowie die Schlittenbezeichnungen baltischer Herkunft in der Sprache der ostseefinnischen Völker deuten darauf hin, daß gewisse Schlittenformen (z. B. Seitenstangenschlitten) von den baltischen Völkern vermittelt wurden. Die Schlichtschlitten erscheinen im südwestlichen Baltikum im 12. bis 13. Jahrhundert und haben Beziehungen zu Mitteleuropa. Der sog. Rutenbänderschlitten ist ein charakteristischer osteuropäischer Typ, bezeichnend für die Waldzone, im Baltikum schon im 9. bis 10. Jahrhundert bekannt. Wahrscheinlich war sein Vorgänger eine Variante der Seitenstangenschlitten. Die Schlitten wurden im Baltikum auch im Sommer benützt.

Die Räderfuhrwerke sind bei den baltischen Völkern sehr alt – dies beweisen auch die lettischen und litauischen Terminologien indoeuropäischer Herkunft. In Estland und Westlitauen ist das Felgenrech typisch, während Ostlitauen und ein beträchtlicher Teil Lettlands bereits dem Gebiet der gebogenen Räder mit Radkranz aus einem Stück angehören. A. Viires untersucht die Karren vor allem an Hand der Grundkonstruktion (Achse, Langbaum, Drehschemel, Querscheit). Der älteste Wagen gelangte ins Baltikum wahrscheinlich aus südlicher Richtung (Dnepr- und Wislagebiet). Bei den Esten ist der Wagen mit Scharnierlangbau und abnehmbarem Leiterkasten ein Hinweis auf frühe skandinavische Beziehungen. Ganz früh verbreitete sich im größten Teil des Baltikums der ostslawische Wagen mit Drehschemelbefestigung, der sich wahrscheinlich im Kiewer Rus entwickelt hat. Unter der Einwirkung deutscher Siedler verbreiteten sich seit dem 13. Jahrhundert lokale Wagentypen und Wagenteile. In ethnogeographischer Hinsicht bedeutungsvoll ist die Feststellung von A. Viires, wonach im Baltikum drei Kulturprovinzen der Transportmittel entstanden sind. In der nördlichen Provinz (im wesentlichen ganz Estland) sind skandinavische Phänomene zu finden (Schlitten mit Bindenständern, Wagen mit Scharnierlangbaum). In der südöstlichen Provinz (ganz Lettland außer Kurzeme, Ostlitauen, Südostlettland) erscheinen Elemente, die auf ostslawische Beziehungen hinweisen (schlichte Seitenstangen- und Rutenbänderschlitten, Wagen mit Drehschemelbefestigung). Schließlich verbinden zahlreiche Elemente (Zweispännerwagen und -schlitten, Wagen mit Achsenschmelbefestigung, geradwandiger Kasten auf Rungen usw.) der südwestlichen Provinz (Westlitauen, Kurzeme) das Baltikum mit Mitteleuropa. Freilich haben sich diese Kulturprovinzen im Laufe der Zeiten verändert.

Das Buch von A. Viires ist eine klassische volkskundliche Monographie, die nicht nur die Volkskultur, sondern auch die Ergebnisse der Archäologie und der Sprachwissenschaften in Betracht zieht. Der Verfasser folgt jener wissenschaftlichen Methode, die das Prinzip von Wörter und Sachen sowie die sozioökonomischen Verhältnisse betont und deren Fundamente zum Kennenlernen des estnischen Volkslebens von I. Manninen, F. Linnus und G. Ränk niedergelegt wurden. Wir möchten gerne hoffen, daß das Buch von A. Viires die Aufmerksamkeit aller auf sich lenkt, die sich der europäischen Volkskunde/Ethnographie/Ethnologie widmen.

Béla Gunda

Le Poisson dans l'Art et les Traditions Populaires d'Alsace. Strasbourg, Musée Alsacien, 1983, 73 Seiten, 8 Farbtafeln, 18 Abbildungen.

Als Leopold Schmidt 1976 zu einer Ausstellung im niederösterreichischen Stift Geras seine Einführung „Volkskunst im Zeichen der Fische“ verfaßte, mußte er feststellen, daß das Thema Fisch in der Volkskunsthochforschung bis dahin überhaupt nicht gefragt war. Seither läßt sich ein gewisser Wandel feststellen. Manchenorts beginnt man sich wieder der Zeugnisse der einst so reichen Fischereikultur zu besinnen. Auf Geras folgte die diesjährige niederösterreichische Landesausstellung in Schloß Orth/Donau, und auch die 1983 vom Münchner Stadtmuseum veranstaltete Ausstellung „Die Isar – ein Lebenslauf“ hatte einige schöne Beispiele zu bieten.

Als Ergänzung und Weiterführung soll hier auf den schönen Katalog des Musée Alsacien zu einer Ausstellung über den Fisch in der elsässischen Volkskultur hingewiesen werden, die noch bis zum 8. Jänner 1984 zu sehen ist. Der Katalog, weitgehend von Georges Klein verfaßt, bietet neben Hinweisen auf die bekannten Teller und Schüsseln mit mehreren Fischen, Back- und Puddingformen in Fischform sowie geschnitzten Faßriegeln auch Besonderheiten. Die „Poissons d'Avril“ sind in der elsässischen und französischen Volkskultur zum Synonym für die mehr oder weniger wertvollen Geschenke geworden, die man sich zum 1. April gegenseitig gemacht hat. Noch während der beiden Weltkriege war es üblich, sich zum 1. April Glückwunschkarten zu schreiben, auf denen übergroße Fische abgebildet waren. Beim Schreiben sog. Goettelbriefe, Glückwünsche zur Taufe, fand oft der Fisch oder die Sirene als Glückszeichen Verwendung.

Ein weiteres Kapitel befaßt sich mit dem Fisch in der jüdischen Tradition. Das mit 8 Farbtafeln und weiteren Abbildungen versehene Büchlein stellt damit eine notwendige Ergänzung zum Thema Volkskunst im Zeichen der Fische dar und sei daher nachdrücklich empfohlen.

Herbert Schempf

Václav Frolec (Hrsg.). Výroční obyčej. Současný stav a proměny (Jahresbräuche. Gegenwärtiger Stand und Veränderungen) (= Lidová kultura a současnost/ Volkskultur und Gegenwart, Bd. 8), Brunn 1982, Verlag Blok. 360 Seiten, 60 Schwarzweißabbildungen, 8 Farbbilder, 46 Kartogramme. Deutsche, englische und russische Zusammenfassung.

Der bereits schon achte Band der volkskundlichen Reihe „Volkskultur und Gegenwart“, die seit dem Jahr 1974 in Brünn herausgegeben wird, ist den Jahresbräuchen gewidmet. Die hier gesammelten 32 Referate wurden auf dem VI. Strážnice-Symposium (Südmähren) 1980 vorgetragen. Die Beiträge beschäftigen sich mit dem gegenwärtigen Stand der Brauchtumstradition in einzelnen Gebieten der tschechischen Länder und der Slowakei.

Aus methodologischer Sicht ist bemerkenswert, daß einige Autoren neben dem schon klassischen historisch-komparativen Verfahren und der Anwendung der historischen Methode im engeren Sinne des Wortes auch die ethno-kartographische Methode ansetzten. Manche Wissenschaftler bedienen sich dabei auch Daten quantitativen Ursprungs, was hier als gewisse Neuheit in der volkskundlichen Arbeit angesehen wird. Die Verbindung des qualitativen und quantitativen Verfahrens rief dann neue Ansprüche auf die Methodik der Terrainarbeit hervor.

Als bestes Beispiel der Verwendung von Daten quantitativen Ursprungs kann der Beitrag von V. Frolec, „Jahresbräuche und ihre Lebendigkeit im tschechischen Gebiet“ betrachtet werden. Der Autor untersuchte auf Grund eines ausgesandten Fragebogens insgesamt 23 Bräuche. Die erhaltenen Angaben wurden nach verschiedenen Ansichten in 14 Kartogrammen, Kommentaren zu den Kartogrammen und 2 Beilagen ausgewertet (näheres siehe Resümee, das überraschend ausführlich ist). Die wichtige methodologische Frage, die sich V. Frolec anschließend stellt, lautet: Inwiefern haben die erhaltenen Informationen objektive Gültigkeit? Er verglich darum die Angaben seiner Fragebögen mit den zeitlich entsprechenden Informationen von Terrainforschungen. Das Endergebnis war, daß es keine bedeutenden Unterschiede gibt. Die Nachteile dieser sicher einseitigen Methode sind dem Autor bekannt. Es wurde schon in früheren Publikationen (wie z. B. im vierten Band „Das Gegenwartsdorf“) darauf hingewiesen, daß die Verbindung von quantitativem und qualitativem Verfahren die idealste Lösung bei der Erforschung einiger Erscheinungen des Gegenwartsdorfes sein könnte. Das beweist neben anderen auch der präzise Beitrag von H. Bočková, „Jahresbräuche im Süden und Westen des Böhmischemährischen Höhenzuges – Lebensdauer und gegenwärtige Wandlung“, mit 15 Kartogrammen. Leider kommt dies im Resümee nicht so stark zum Ausdruck.

Neben jenen Referaten, die sich überwiegend mit der Lebendigkeit, Verbreitung und Gestaltung von Bräuchen beschäftigen, versuchen einige Autoren, sich mit theoretischen Fragen, wie z. B. Genese, Form, Struktur, Funktion, Kontinuität, Diskontinuität, Authentizität, Innovation und Aktualisation, respektive Untergang auseinander zu setzen. Häufig wird dabei die inhaltliche, formale und funktionelle Veränderung der Jahresbräuche im Zusammenhang mit den ökonomischen, gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Phänomenen des gegenwärtigen Lebens untersucht; denn das sind Hauptfaktoren, welche die heutige Umwandlung der Bräuche beeinflussen. Um einige wichtige Referate zu nennen: V. Feglová, „Gegenwärtige Formen der Bräuche im Kultursystem der Slowakei“; V. Šepláková, „Die Organisation des Kirmesältesten und ihre gegenwärtige Form“; L. Volbrachtová, „Traditionen und Innovationen in den Erscheinungsformen der Bräuche im Böhmischemährischen Höhenzug – Bezirk Svitavy“; L. Buzek, „Das Aufeinandertreffen von Authentizität und Innovation in den Adventumzügen im mährisch-slowakischen Grenzgebiet“; P. Salner, „Zur Bedeutung des Brauchtums für die heutigen Einwohner der Stadt Bratislava“; u. a. Aufmerksamkeit verdient

auch das Referat von D. Luther, „Der traditionelle und gegenwärtige Zyklus der Jahresbräuche, unter dem Gesichtspunkt der zeitlichen Vorstellungen betrachtet“.

Es wurde fast in allen Referaten festgestellt, daß eine grundlegende Veränderung in der Funktion der Bräuche eintrat. Die ursprünglichen magisch-prosperativen verschwanden schon früher (nur in besonders abgelegenen Orten sind sie noch vorhanden, erhalten blieb hingegen bis heute die archaisch-vorchristliche Form, manchmal in christliche Zeremonien transformiert), die religiösen verschwanden oder schwächen sich ab (obwohl sie in manchen Gegenden, besonders bei älteren Bevölkerungsgruppen noch eine wichtige Rolle spielen), die sozialen Funktionen erhielten einen neuen Inhalt. An Bedeutung gewann die ästhetische, emotionelle, unterhaltungs-kommunikative, sozionormative und „natürlich“ die gesellschaftlich-integrierende Funktion. Einige der wichtigsten Gründe dieser Umwandlung sind z. B. der manchmal wechselnde Träger der Brauchtumstradition, die atheistische Erziehung der jungen Generation, die am häufigsten als Träger hervortritt, aber auch die neue Position der Frau, ihre Emanzipation und die damit verbundene größere Arbeitsbelastung und der Einfluß des Staates.

Ein Problem, das in dieser Publikation offenblieb, sind die Fragen der Klassifikation und Terminologie, worauf aber der Verfasser im Vorwort hinweist. Trotzdem ist dieses Thema erwähnenswert. Es wird zugegeben, daß die Ungenauigkeit und Unbeständigkeit der Begriffe, wie Zeremonie – Brauch – Sitte – Brauchtumstradition, manche Probleme mit sich brachte. Die Autoren einigten sich daher – „dort wo das möglich war“ – auf die Termini Brauch und Brauchtumstradition. Leider finden wir in der Publikation keine Definition dieser Begriffe. Um so wertvoller der Beitrag von B. Beneš „Jahressitte wie Spiel, Theater und Unterhaltung“, der das Lager vertritt, wo die Verwendung des Terminus Brauch und Brauchtumstradition eben „nicht möglich war“. So verweist er auf die gegenseitige, fast tautologische Austauschbarkeit der Begriffe Brauch und Sitte. Er bringt dann, unterstützt durch Philologen, die Feststellung, daß Sitte ein durch wiederholte Durchführung mechanisierter und stabilisierter Brauch ist. In seinem Referat verwendet er dann den Begriff Sitte zur Bezeichnung der Erscheinung, die kollektiv ist, sich regelmäßig wiederholt und sich frei an traditionelle Handlungen anschließt, aber ohne zeremonielle, glaubensmäßige und zeitliche Anknüpfung. Darum ist die Sitte aus Konnotations- und Funktionssicht variabler.

Jedenfalls weist gerade diese Publikation auf die Notwendigkeit der Ausarbeitung einer gemeinsamen Klassifikation und Terminologie. Welche Probleme die schon erwähnte Ungenauigkeit und Unbeständigkeit der volkskundlichen Begriffe z. B. den Übersetzern bereiten kann, ist leider gerade im deutschen Vorwort dieses Buches spürbar. Aber auch in einzelnen Zusammenfassungen wird nicht immer zwischen Brauch und Sitte richtig unterschieden.

- Diese Publikation zeigt sehr deutlich, daß die Erforschung der Jahresbräuche in der Gegenwart zu den kompliziertesten, aber auch gedankenreichsten und lange nicht abgeschlossenen Kapiteln der volkskundlichen Arbeit gehört. So sind die Volkskundler auch mit den angeführten Veranstaltungen konfrontiert, wie z. B. der 1. und 9. Mai, 8. März (Internationaler Frauentag), der Siegreiche Februar (1948), Oktoberrevolution, „Jahresmitgliederversammlung der landwirtschaftlichen Einheitsgenossenschaften“ usw. Einige bezeichnen diese Festlichkeiten als neue Bräuche, andere als Feste, einer als „sozialistische Zeremonien“. Behutsam ist die Fest-

stellung von D. Luther, indem er sagt, daß „erst die Zeit zeigen wird, welche dieser neuen Erscheinungen das kulturell-gesellschaftliche Leben sich in Gestalt der Jahressitten oder echten Volksfesten formieren werden“. Ein sicher für die Volkskunde kompliziertes Kapitel! In dieser Publikation beschränken sich die meisten auf die Konstatierung, daß es neue Festlichkeiten gibt, die eine wichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben des heutigen Dorfes spielen. Auf das volkskundliche Wie und Warum müssen wir deshalb noch warten. Es wagt auch niemand, irgendwelche Prognosen aufzustellen, was die weitere Entwicklung der Brauchtumstradition betrifft, und wenn, dann ist das Wort Hypothese unterstrichen. Um so überraschender die Feststellung von J. Krist in seinem Referat „Der Wandel der Volksbräuche im Gebiet um Kyjov“, in dem er sagt, daß „in Zukunft sich nur das bewährt, was der ökonomischen und kulturpolitischen Situation auf dem Dorf entsprechen wird. Die größte Entwicklung werden daher die neuen Zeremonien und alle wichtigen, politisch bedeutenden Jahresfesttage haben, besonders wenn bei ihrer Geltendmachung sich auch einige Elemente der traditionellen Kultur finden werden“. Diese Feststellung (zufälligerweise nicht im Resümee enthalten) widerspricht dem manchmal unberechenbaren Charakter der Jahresbräuche selbst. Obwohl klar ist, daß das heutige kulturell-gesellschaftliche Leben und die Anknüpfung an traditionelle Normen nicht nur von einer Lokalgemeinschaft abhängig sind, spielen immer noch Lokalgemeinschaften, Organisationen, Gruppen, Familie, aber auch das Individuum gerade bei der Brauchtumstradition eine wichtige Rolle. Wie und in welcher Intensität haben wir genug aus den Referaten erfahren. Ein wenig übertrieben ist auch über „einige Elemente der traditionellen Kultur“ in einem Gebiet zu sprechen, das zu den traditionsreichsten in der Tschechoslowakei gehört, und wo bis heute nach dem Kartogramm Nr. 14 zwischen 11 und 15 Jahresbräuche stattfinden.

Anschließend noch ein Lob für die Autoren dieser Publikation, denn fast alle Beiträge – mit Ausnahme einiger Passagen, die mit allzuviel kulturideologischem Vokabular ausgeschmückt sind – beweisen eine gründliche volkskundliche Arbeit, die auf Grund neuester Terrainforschungen und Umfrageaktionen durchgeführt wurde. Jedenfalls ist neben dem inhaltlichen Reichtum auch die überraschend gute formale Ausstattung dieser Publikation zu würdigen. Alle Referate weisen ein dreisprachiges Resümee auf (manche zu kurz gehalten), aber auch ein Verzeichnis der Abbildungen und Beschreibungen der Kartogramme in drei Sprachen – Deutsch, Englisch und Russisch –, so daß sich auch ein nicht tschechisch Sprechender in diesem Werk gut orientieren kann. Sicherlich ein wichtiger Beitrag nicht nur für die tschechoslowakische Volkskunde, sondern auch für die Ethnologia europea.

Vera Mayer

Zmaga Kumer, Ljudska glasbila in godci na Slovenskem (Volksmusikinstrumente bei den Slowenen). Ljubljana, Verlag der „Slovenska Matica“, 1983, geb., 221 Seiten, 38 Abbildungen.

Im späten 18. Jahrhundert schon, mit dem Aufkommen der „Volkskunde“ als Wissenschaft, war schon die mindestens von J. G. Herder an steigende Anteilnahme am Musischen der Volkskultur, an Lied und Tanz und an der sogenannten „Volksmusik“ gewachsen. Das bezog notwendigerweise früh auch die Instrumentenkunde ein. Dies ging zunächst parallel zur Erforschung der Kunstmusik, ihres überlie-

ferten Anteils am Instrumentarium, nicht minder der jeweils – und in erstaunlicher Fülle gerade im 19. Jahrhundert – neu erfundenen Klanggeber bis hin zur jeweiligen Stellung des Einzelinstruments und seiner Spieltechnik im Ensemble wie als Soloinstrument. Alte Forschung und Darstellung, wie das „Syntagma musicum“ des Michael Praetorius (1571–1621), gewinnt neues Leben, geht ein in solche monumentale Überschauberke, wie das „Reallexikon der Musikinstrumente“ von Curt Sachs (1881–1959), 1913, 1962, 1966.

In unserem Jahrhundert aber sind es zumal die „Volksmusikinstrumente“, um deren Herkunft, Funktion im Musikalischen wie im Brauchtum, in der Magie wie im Volkslebens-Alltag sich Musikologen, Volks- und Völkerkundler so sehr annehmen, daß über die früh erkannten und auch eingehend dargestellten Zusammenhänge zwischen Ethnologie und Musikwissenschaft, etwa bei Roberto Leydi, *Musica popolare e musica primitiva*, Torino-Turin 1959, ein seither weit gediehenes Großprojekt „*Studia instrumentorum musicae popularis*“, geleitet von Ernst Emsheimer/Stockholm und Erich Stockmann/Berlin, aufgezogen werden konnte (vgl. dazu E. Emsheimer-E. Stockmann, Vorbemerkungen zu einem „Handbuch der europäischen Volksmusikinstrumente“, *Acta Musicologica* XXXII, 1961).

Genau in diese Richtung zielt auch das neueste Werk der slowenischen Volksliedforscherin Zmaga Kumer vom Glasbeno-narodopisni (Musik-Volkskunde-) Institut an der Slowenischen Akademie der Wissenschaften zu Ljubljana/Laibach, Lehrbeauftragte dort an der Universität, gelegentlich auch zu Innsbruck (Lehrkanzel W. Salmen). Das nun 1983 in sehr schöner, reich mit Notenbeispielen, Zeichnungen und Lichtbildern von Instrumenten und Musikanten ausgestattete Werk ist nicht ihre erste Zusammenfassung eingehender Studien, die von den sogenannten Primitivinstrumenten über Idiophone, Membranophone, Chordophone und die Aerophone bis zu einer kurzen Übersicht über die Musikanten und ihre Stellung im Volksleben gehen. Da war bereits ein „Uvod v glasbeno narodopisje“ (Einführung in die Musikvolkskunde) als „Skripten für den 3. Jahrgang der Musikologischen Abteilung der Philosophischen Fakultät der Universität Ljubljana, als Manuskript vervielfältigt“ vorausgegangen. Ljubljana 1969, 141 Seiten.

Speziell auf Musikinstrumente ging ein reizvoll und reich bebildertes Buch „*Slovenska ljudska glasbila in godci*“ (Slowenische Volksmusikinstrumente und Spielleute), Maribor/Marburg a. d. Drau, Verlag Obzorja, 1972 (123 Seiten, eine Schallplatte Mono 45 Upm), ein, dem aber auch eine Zusammenfassung „*Slovene Folk Instruments and Village Musicians*“ (101–114) beigegeben erscheint.

Zum Dritten zählt von Zmaga Kumer hierher ihr Lehrbuch „*Etnomuzikologija*“ (Ethno-Musikologie), wiederum als „Übersicht über die Wissenschaft von der Volksmusik“ (*Razgled po znanosti o ljudski glabi*), hrsg. von Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Ljubljana 1977 (317 Seiten). Hier sind auch nicht zu knappe Exkurse über die Volksmusik anderer europäischer, aber auch außereuropäischer Traditionsräume und Sprachnationen eingeflochten.

Im neuen Bande von 1983 sind demnach diese Vorstufen zusammengefaßt, sind Arbeiten der jüngeren Mitglieder jenes Instituts (Julijan Strajnar, aber auch Niko und Primož Kuret u. a.) bibliographisch ausgewiesen und verarbeitet. Es sind erstaunlich viele Volksmusikinstrumente, wie sie bei den Slowenen ihrer Republik und außerhalb der Staatsgrenzen vorkommen, in das allgemein gültige System gebracht und fast durchwegs auch bildlich vorgestellt. Ausreichende Anmerkungen sind

beigegeben, bezogen auf die schon genannte Bibliographie (190–194). Darin vermißt man leider ein so wichtiges, außerhalb Österreichs offenbar gar zu schnell vergessenes und doch hier nächstverwandt-einschlägiges und kenntnisreich-vorzügliches Werk, nämlich jenes von Karl M. Klier, *Volkstümliche Musikinstrumente in den Alpen*. Kassel – Basel, Bärenreiter-Verlag 1956, 107 Seiten; zahlreiche Bilder und Notenbeispiele.

Ein für die Bedeutung des Werkes von Zmaga Kumer und seine doch berechtigt erhoffte internationale Wirkung im gegenwärtigen Trend zur Musikinstrumentenforschung wohl viel zu knappes „Summary: Folk Musical Instruments and Musicians in Slovenia“ (188 f.) wird dadurch etwas aufgewertet, daß ausdrücklich (206–218) die bewährte „Systematik der Musikinstrumente nach Sachs-Hornbostel“ mit ihren deutschen Benennungen und deren slowenischen Übersetzungen ebenso beigelegt wird wie andere lexikalische Hilfsmittel für Ortsnamen und Mundartbezeichnungen. Auf die liebevolle Schilderung besonderer Eigenheiten, etwa des *Pritrkanje*, des streng nach Zeichengebung rhythmisierten Schlagens der Kirchenglocken (31–47) (Noten und Sprechverse!) oder auf die Brauchbindung der Spielleute und ihre Stellung innerhalb des „Volkes“ (127–178) bis hin zu den heute dominanten „Folklore-Gruppen“ sei in diesem wertvollen Beitrag zur nachbarlichen slowenischen, zur slawischen, zur gesamteuropäischen Volksmusikinstrumenten-Forschung besonders verwiesen.

Leopold Kretzenbacher

Klaus Leidecker, *Zauberklänge der Phantasie. – Musikalische Motive und gesungene Verse im europäischen Märchengut.* – Saarbrücken 1983. 275 Seiten (mit Illustrationen von Petra Rheinwald und Ulrike Schneider).

Zum Thema der Funktion von Melodien im Bereich der Volkerzählung gibt es unter anderem zwei gediegene Studien von Dietz-Rüdiger Moser (Märchensingverse, in „Jahrbuch f. Volksliedforschung“ 13/1968) und Cornelia Bayer (Die Funktionen von Musikinstrumenten in europäischen Volksmärchen und Volkssagen, masch.-schr. Magisterarbeit, Freiburg Br. 1977) sowie eine Broschüre des Rezensenten. Die Schrift von Leidecker ist zugleich als Dissertation erschienen und stellt die breiteste Studie über das genannte Thema dar. Der Autor hat eine Art Resümee in einem Kapitel „40 Thesen zur Musik im Märchen“ (S. 242–252) versucht. Es steckt viel scharfe Beobachtung in manchen dieser Punkte, die grundsätzlich Wichtiges formulieren, wie gleich die erste These: „Musikinstrumente im Märchen sind Requisiten des Märchenzaubers und dienen, wie andere ‚Gaben‘, der Fortentwicklung der Handlung im Sinne des Helden. Sie haben keine unterhaltende Funktion.“

Leidecker bringt zunächst eine Einzeldarstellung der magischen Aufgabe der Musik und ihrer Instrumente in den Volkerzählungen (Magischer Tanz, Schlafzauber, Liebeszauber, Stimmungswechsel, Heilung, Tod und Wiederbelebung – Zaubermacht über Tiere – Musik als Zauberbann usw.), bietet dann einen Überblick über das heute im Notenbild vorliegende europäische Material und analysiert endlich morphologisch das Märchenlied.

Man ist dankbar, auf diese Weise nun auch die sonst so verstreuten Melodien vereint vor sich zu haben, wenn man auch bedauert, daß es heute noch nicht möglich

ist, die in vielen Tonbandaufnahmen in einzelnen Archiven gesammelten Melodien erfassen zu können; ich denke dabei zum Beispiel an das reichhaltige Material der Sammlung von RAI, von dem ich nur Bruchstücke kenne.

Bei der Untersuchung der Melodien merkt man, daß kein Theoretiker, sondern ein Praktiker (Schulmusiker) am Werk ist, der zu interessanten Ergebnissen kommt. Zwar scheint manches etwas überspitzt und eigenwillig formuliert, doch ist keine Deutung konstruiert oder in falsche Richtung führend.

Bei der Melodie auf Seite 157 zum Märchen vom tönenden Knochen habe ich vergessen, Leidecker mitzuteilen, daß ich auch einen Beleg besitze, in dem die Gesangsverse von einer Schalmee begleitet werden, das heißt, Sänger und Instrument singen bzw. spielen genau die gleiche Melodie und auf gleicher Tonhöhe. Auf diese Weise wird evident, was in dieser Märchengruppe als Doppelsinn steckt: der Knochen (oder das aus der Leiche gewachsene Rohr) gibt nicht nur eine Blasmelodie wieder, sondern läßt sich unmittelbar als Sinnzusammenhang in Worten erfassen. Im Sardischen gibt es eine interessante Variante, wobei zuerst die Singstimme einsetzt, in der zweiten Verszeile ein Blasinstrument die Melodie jedoch eine Quart höher als genaue Parallele der Melodie überblasend begleitet, sozusagen eine Melodieverdopplung.

Eine Fülle von Einzelbeobachtungen des Autors bereichern das Buch. Vielleicht hätte man dabei das Dominieren des Melodischen gegenüber dem Rhythmischen noch stärker betonen sollen. Das gilt freilich nicht für alle europäischen Landschaften.

Skeptisch bleibe ich gegenüber Leidecker (und D. R. Moser) hinsichtlich einer tiefer reichenden Autorschaft der Mlle L'Heritier am Märchen „Ricdin-Ricdon“ (1705), da das Motiv vom sich singend verratenden Dämon älter ist. Derlei Reserven gegen Einzelpunkte des Buches vermögen nicht dessen Wert für die Forschung einzuschränken. Eine erfreuliche Bereicherung zu einem bisher in der Erzählforschung etwas vernachlässigtem Fragenkomplex! Zugleich aber ist das Buch auch ein Beleg für die Wichtigkeit in der Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen.

Felix Karlinger

Maja Bošković-Stulli, *Šingala-mingala*. Usmene propovijetke (Š.-M. – Mündliche Erzählungen), Verlag Zmanje (Wissen), Zagreb 1983 (Biblioteka itd., Bd. 97), brosch., 234 Seiten.

Die hervorragende kroatische (Volks-)Erzählforscherin Maja Bošković-Stulli (vgl. über ihr bisheriges Wirken M. Matičetov in der Enzyklopädie des Märchens, Bd. II, Lieferung 3/4, Berlin – New York 1979, Sp. 634–636) legt hier 62 aus dem Volksmund abgefragte, vielfach auf Tonband genommene Volkserzählungen aus allen kroatischen Dialektgebieten und der zweiten Hälfte unserer sechziger Jahre vor. Sie gibt ihr vom „Volke“ Geschenktes eben diesem „Volke“ (allerdings ausdrücklich nur seinen Erwachsenen!) als höchst anregendes Kulturgut unserer Zeit zurück. Nicht minder aber bereitet sie es für die vor allem südslawische Volkserzählforschung auf, der sie ein Leben lang treu und mit größtem Erfolg gedient hatte. Es handelt sich um mundartliche Aufzeichnungen, nicht in einer (oft nur schwer lesbaren) besonderen Lautschrift wiedergegeben, sondern an Lautliches wie Syntak-

tisches möglichst nahe angelehnt, ohne Ausmerzung grammatischer Fehler der Erzählenden. Nicht ohne Grund ist das Büchlein mit einem auch für den Einheimischen, den kroatischen Leser notwendigen kleinen Glossar versehen (219–231).

Das Titelwort gehört der ersten Erzählung aus der Gegend von Sinj im dalmatinischen Hinterland von Split an, einem Schwankmärchen von den Zaubergegenständen, die dem Armen das Leben „wie Hoffnung und Wunsch“ (E. Bloch) erleichtern: ein Huhn, das Dukaten kackt; ein Tisch, aus dem Speise und Trank in nie versiegender Fülle kommt; ein Sack, aus dem die beschützenden Soldaten steigen. Wie jene, so ist auch diese Erzählung, einer Vergleichenden Volkserzählforschung dienend, indiziert; hier nach Aa Th 563 + 461 II, VI.

In nahezu allen diesen Geschichten der sechziger Jahre klingt „Volksleben“ in des Wortes ursprünglicher, den „Alltag“ umspannender Bedeutung auf: Soziale Bezüge zwischen Verwandten, Freunden, Mitarbeitern; Verhalten gegenüber jeglicher „Obrigkeit“; List und Tücke als Überlebensnotwendigkeit, die selbst den Teufel schlägt; Einfalt und Größe, Not und Mitleid mit den noch Ärmeren. In manchen Erzählungen wird demgemäß auch an sexuelle wie an religiöse Tabus ganz ungeniert gerührt. Auch Laszives fehlt keineswegs, wenn es solcherart in die Erzählungen eingebaut ist und nicht aufgenommen als bewußt gesuchte Pornographie, die auch in jüngeren Publikationen Kroatiens nicht fehlt (Zs. Gordogan II, Zagreb 1980, Nr. 5/6, oder die Sammlung erotischer Volkslieder „Kudilja i vreteno“ des gleichen Verlages „Znanje“). Das wurde eben nie unter erwachsenen Erzählern ausgeklammert. Die Herausgeberin erinnert in der vorzüglich informierenden Einleitung (5-16) an J. W. Freih. von Valvasor's Tadel in der „Ehre des Herzogthums Krain“, Laibach – Nürnberg 1689 (Nachdruck München 1971), II, Teil VI, S. 334, hinsichtlich der „Garstigen Zotten-Geschwätze der Alten“, da solche Geschichten bei Hochzeiten usw. erzählt wurden. Wie denn überhaupt von M. Bošković-Stulli viel Licht auf die Erzählumstände gelenkt wird, so daß ein „papierenes Gefühl“ für den Leser nicht aufkommt. Die Anlässe, Gelegenheiten zum Erzählen haben sich verständlicherweise auch in Kroatien seit dem „Erzählen am offenen Herd“ grundlegend geändert, ohne daß die Erzählfreude, auf andere Gelegenheiten übergegangen, wesentlich gelitten hätte. Nur die Inhalte und die Erzählweise ändern sich unverkennbar vor unseren Augen. Beispiele dafür werden, mit namentlich genannten Überlieferungsträgern und Neufindern, vor allem zeitkennzeichnenden Umformern von Tradiertern in gänzlich anders stilisiertes und intendiertes Gegenwartserzählen in reicher Fülle vorgeführt. Gelegentlich auch an burlesk-ironischer Neugestaltung von Motivverbindungen, die man aus dem 14./15. Jahrhundert eben in Kroatien etwa auch schon als „Legende“ (Maria und die sündige Äbtissin z. B.) kennt.

Leopold Kretzenbacher

Jörg Glauser, Isländische Märchensagas. Studien zur Prosaliteratur im spätmittelalterlichen Island. Basel u. Frankfurt/Main, Helbing & Lichtenhahn, 1983. VII, 357 Seiten (= Beiträge zur nordischen Philologie. 12).

Die nun erschienene Dissertation Glausers stellt zweifellos ein Desiderat dar, denn die Beschäftigung mit der im 14. und 15. Jahrhundert entstandenen Trivialliteraturgattung der Märchensagas ist erst seit wenigen Jahren dabei, sich den ihr zustehenden Platz im Bereich der Altskandinavistik zu erobern, und es gibt auf

diesem Gebiet noch viele Lücken zu füllen. Das größte Problem dieses recht jungen Forschungszweiges stellt gleichzeitig die einzig gravierende Schwäche dieser Arbeit dar: die mangelhaften und vielfach unzutreffenden Abgrenzungen der Sagagattungen gegeneinander und die Erstellung eines einigermaßen gültigen Textkorpus für einzelne Gattungen. Ein Vergleich der 27 hier behandelten „Märchensagas“ mit den 24 „originalen Riddarasögur“ der 1981 erschienenen Dissertation A. v. Nahls (vgl. Rezension in ÖZV XXXVII/86, 1983, S. 92) zeigt, daß es sich mit einer Ausnahme um dieselben Sagas handelt, was beide – im Prinzip nicht unrichtigen – Gattungsbezeichnungen fragwürdig macht. Es fällt der neueren Forschung aber immer noch sehr schwer, die in den letzten 150 Jahren von den Herausgebern der Texte geprägten und nicht immer zutreffenden Termini zu überwinden; so hat es auch Glauser leider verabsäumt, einige sehr märchenhafte Sagas aus dem Bereich der Fornaldarsögur und auch der Íslendinga sögur miteinzubeziehen.

Davon abgesehen unterscheidet sich die vorliegende Arbeit äußerst positiv von den wenigen anderen Studien zu diesem Thema; der Autor darf für sich in Anspruch nehmen, die erste rezeptions-ästhetisch orientierte deutschsprachige Arbeit zur spätmittelalterlichen isländischen Sagaliteratur vorgelegt zu haben, und dementsprechend ist ein wesentlicher Teil des Buches, nämlich die ersten 100 Seiten, der isländischen Sozialgeschichte zwischen 1262/64 und 1550 (Teil A 2) und dem Problem der Erzählkommunikation (Teil A 3) gewidmet; auch Teil B 6 hinterfragt die Funktion der Märchensagas im Hinblick auf die potentiellen Rezipienten. Die dazwischen liegenden 118 Seiten dienen einer Detailuntersuchung der Texte, wobei aber Glauser ebenfalls weitgehend auf Methoden und Ergebnissen der jüngeren Erzählforschung fußt und damit strukturelle Gemeinsamkeiten der Texte, nicht nur in bezug auf den Erzählablauf, sondern auch bezüglich der sehr formelhaften Hinweise auf den Erzählprozeß selbst, aufzeigt. Einen äußerst nützlichen Anhang (S. 234 bis 317) bietet Glauser mit einem überblickartigen Katalog über die einzelnen behandelten Märchensagas, der zu jedem Text die Handschriften, Edition, Sekundärliteratur und eine ausführliche Inhaltsangabe bringt; besonders letztere sind sicherlich nicht nur für den Skandinavisten, sondern noch mehr für den Erzählforscher als Einstieg in die spätmittelalterliche isländische Volksliteratur von großem Wert. Abgeschlossen wird der Band von ausführlichen Literaturangaben (S. 318–344) und Registern.

Wenn an diesem wertvollen Band schließlich noch eine pedantische und rein formale Kritik angebracht werden darf, dann an der recht uneinheitlichen Praxis bei der Übersetzung fremdsprachiger, besonders altnordischer Zitate: Will sich der Autor auch an Nicht-Nordisten wenden, wären alle zu übersetzen gewesen; für die Fachkollegen allein sind auch die sporadischen Übersetzungen überflüssig. – Trotzdem: Eine klar konzipierte, saubere Dissertation und ein wesentlicher Beitrag zur Sagaforschung.

Rudolf Simek

Erwiderung und Ergänzung zur Besprechung V. H. Pöttlers in der Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 86, S. 62 ff., über „Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich“ (= Buchreihe der Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 5), Wien 1982.

Die obgenannte Besprechung V. H. Pöttlens kann leider nicht ohne Stellungnahme meinerseits bleiben. In seiner Besprechung meiner Beiträge spürt man die Absicht, meine wissenschaftlichen Aussagen allgemein herabzusetzen und Kritik zu finden, wo es nur geht, um so auch mein Urteil in bezug auf das Fehlen eines „Freilichtmuseums für Vorarlberg“ zu entwerten. Geramb hätte so nicht gehandelt.

Denn was soll schon die Ausschlichtung eines Druckfehlers, der sich bei meiner Schilderung der Verdienste Mantls bei der Errichtung des Höfemuseums in Kramsach, Tirol, womit auch Nordtirol ein Freilichtmuseum erhielt, einschlich. Ich, der ich seit Anfang in der zuständigen Universitätskommission sitze, und dessen Schüler Herr Mantl war und der ich auch den Antrag zur Auszeichnung durch die Universität Innsbruck für ihn stellte und begründete, wußte wohl am besten, daß er dabei keinen „größten Verdienst“ hatte, sondern ihm größtes Verdienst gebührt. Genauso kleinlich mutet auch die Bemerkung Pöttlens in bezug auf den verdienstvollen Südtiroler Architekten Greiffenberg an. Ich hatte ihn nicht „Rudolph-Martin“ Greiffenberg, sondern nur „Rudolph“ genannt, als der er uns in Südtirol allgemein bekannt ist.*)

Es fehlt mir der Raum, auf noch weitere ähnliche Kritiken Pöttlens einzugehen. Ich möchte nur noch festhalten, daß meine ebenfalls von ihm beanstandete Bemerkung, übrigens auch von Kollegen Conrad ausgesprochen, man könnte von Volkskundlern nicht zu detaillierte Kenntnisse der Gefügeforschung erwarten, meiner Erfahrung als Lehrer im Gesamtfach entsprach. Nicht jeder Volkskundler wird ein bis ins Detail ausgebildeter Hauskundler sein wollen und können! Herr Prof. Moser hatte uns nicht widersprochen! Aber Kollege Pöttler war ja auch bei der Tagung in Feldkirch gar nicht dabei, weshalb auch seine Anerkennung, ich hätte die Tagung „mit gewohnter Akribie“ veranstaltet, leider gar nicht so viel wiegt. Doch eben, da standen für den nicht anwesenden Direktor des Österr. Freilichtmuseums in Stübing meine Worte über das Fehlen des „Freilichtmuseums für Vorarlberg“ im Raum, und sie müssen ihn getroffen haben! Warum? Fühlt er sich selbst betroffen oder hatte er andere zu decken bzw. zu rechtfertigen?

War ersteres der Fall, dann ist in meinem Vortrag wörtlich nachzulesen, daß ich – „nichts gegen Spenden an das Museum Stübing“ von seiten Vorarlbergs habe! Ich habe auch nicht meine Haltung geändert, die ich anlässlich der Gründung des Museums in meinen Begrüßungsworten 1962 als Vorsitzender des Österr. Fachverbandes für Volkskunde zum Ausdruck brachte!

Wozu also die Aufregung und der an mehreren Stellen deutlich erkennbare Versuch, meine wissenschaftliche Aussagekraft herabzusetzen? Ich bedauere jede Unkollegialität!

Ich bedauere allerdings auch nach wie vor ein Fehlen eines solchen Museums für Vorarlberg, zumal ich weiß, daß es mit jedem Jahr schwieriger zu errichten ist, einmal, weil die „fetten sieben Jahre“ vorüber sind und zum anderen, weil immer mehr altehrwürdige Objekte verfallen. Auch in Vorarlberg!

Dr. Pöttlens Hinweis auf eine Sitzung in Feldkirch vom 14. Juli 1971 könnte mit den Worten ergänzt werden „außer Spesen nichts gewesen“. Ich habe sie daher mit Recht übergangen . . .

*) Der Name des Genannten lautet richtig: Martin Rudolph-Greiffenberg (Anm. d. Red.).

Denn, daß von offizieller Seite nicht an ein Freilichtmuseum in Vorarlberg gedacht wird, konnte auch anlässlich der Debatte mit Herrn Landeshauptmann Dr. Kessler und tit. a. o. Univ.-Prof. Dr. Elmar Vonbank vom Vorarlberger Landesmuseum während der Tagung – noch vor meinem öffentlichen Abendvortrag auf der Schattenburg! – festgestellt werden. Ich hob dieses dann auch in meinem Vortrag mit Bedauern hervor und halte an diesem Bedauern auch in Zukunft fest. Die „Spenden“ oder von mir aus auch „Repräsentationsbeiträge“ Vorarlbergs an Stübing befreien die mit der Kultur des Landes befaßten Stellen in Vorarlberg keineswegs, auch für ihre Heimat die Frage nach der richtigen Bewahrung und Aufstellung aller für das Land charakteristischen Bauformen zu verfolgen!

Wieviel Schulklassen der vielen hundert aus dem westlichen Bundesland kommen denn schon – und wenn ertragsreich, dann notwendigerweise mehrmals! – nach Stübing? Und diejenigen, die kommen, wann sind sie in der Lage, sämtliche charakteristischen Bauformen ihrer Heimat in Stübing zu besichtigen und in ausreichender Zeit zu studieren?

Wieviel Besitzern älterer Gebäude und wieviel Landespolitikern könnten durch eine unmittelbare Anschauung tradierter Formen und Hauskultur in Vorarlberg weittragende Beschlüsse erleichtert werden! Wieviel Fremdgäste könnten in einem Freilichtmuseum in Vorarlberg neue Anreize gewinnen?!!

Nichts gegen Stübing, wie gesagt! Doch wir brauchen im Lande selbst zur Anschauung hinreichendes Beobachtungsmaterial, und es wundert einen, daß ein Direktor des Österr. Freilichtmuseums nicht bei einer objektiven Darstellung der Probleme der Hausforschung in Vorarlberg jenen Vortragenden unterstützt, der sich durch die Sachlage gezwungen sah, auf das gänzliche Fehlen des Freilichtmuseumsgedankens im Lande hinzuweisen? Vielmehr hätte gerade er diesem beipflichten müssen und darauf hinwirken, auf daß auch in Vorarlberg das geschieht, was in fast allen Bundesländern und in deren Nachbarschaft schon längst Gestalt angenommen hat.

Oder war es vielleicht auf jener Zusammenkunft in Feldkirch 1971, zu der sonst sehr wenige Fachleute eingeladen waren, gerade Direktor Pöttler, der für Vorarlberg allein für „Denkmalhöfe“ plädierte? Weshalb der Freilichtmuseumsgedanke in Vorarlberg „ad acta“ gelegt wurde? In der Tat zeigt man sich im Landeskulturreferat und Landesmuseum allein mit diesem Gedanken befreundet.

Was vielerorts und immer mehr als richtig erkannt wird, soll etwa gar von Stübing aus verhindert worden sein?

In der Tat bringen über das Land verstreute „Denkmalhöfe“ – teils als „Heimatmuseum“ eingerichtet, im Prinzip aber auch bewohnt möglich – niemals jene geschlossene und fachlich, das heißt hauskundlich perfekt ausgerichtete Anschauungsmöglichkeit zustande, wie auf einem Areal günstig aufgestellte Objekte eines Freilichtmuseums. Schon die unmittelbare Vergleichsmöglichkeit fehlt! Aber das weiß doch Pöttler!? Auch Kollege Prof. Conrad, einmal eifriger Verfechter des „Denkmalhofgedankens“, eröffnet 1983 stolz das „Salzburger Freilichtmuseum“.

Unsere Denkmalhöfe im Lande sind zum größten Teil nur als solche entstanden, weil die Gebäude unbewohnt und dann als Heimatmuseen Verwendung fanden, nicht aus hauskundlicher Sicht und dann eben mit allem Inventar eines Heimatmuseums angefüllt, so daß es schwer fällt, das Hauskundliche zu beobachten.

Umgekehrt könnten bewohnte „Denkmalhöfe“ allein schon aus dem Bedürfnis nach heutiger Wohnkultur niemals auf Dauer im ursprünglichen Zustand erhalten werden! Aus diesen Einsichten ist man weithin zur Errichtung von Freilichtmuseen geschritten und sollte ein zur Beratung aufgerufener Direktor des Österr. Freilichtmuseums die sich an ihn gewandten Politiker und Museumsleute, die nicht vom Fach sind, dahin unterstützen und belehren, daß sie das Beispiel von Stübing auch im eigenen Lande verfolgen.

Nichts auch gegen „wahrhaftige“ Denkmalhöfe als geschützte Denkmäler „in situ“, aber vor allem bitte auch „pro Freilichtmuseum in Vorarlberg“.

Karl Ilg

Ilka Peter, Tanzbeschreibungen – Tanzforschung. Gesammelte Volkstanzstudien. Hg. vom Österreichischen Volksliedwerk, Redaktion: Gerlinde Haid, Karl Horak und Gerald Riedler, Österreichischer Bundesverlag, Wien 1983, 195 Seiten.

Man hat dem Österreichischen Volksliedwerk und seinem Redaktionsteam Gerlinde Haid, Karl Horak, Gerald Riedler und Erich Stachlberger für die gute Idee zu danken, anlässlich des 80. Geburtstages von Ilka Peter eine Auswahl ihrer wichtigsten Arbeiten zum Volkstanz in einem Sammelband herauszugeben. Herbert Lager, als ihr langjähriger Wegbegleiter in der Tanzforschung – man denke nur an die erste gemeinsame Veröffentlichung über den „Perchtentanz im Pinzgau“ (1940) –, eröffnet den Band mit einer eingehenden Würdigung der Persönlichkeit Ilka Peters, an der vor allem die künstlerische Herkunft fasziniert. Als Volkskundler kennt man Ilka Peter doch primär als Forscherin. Um ihr reichhaltiges Werk, das Michael Martischinig am Schluß des Bandes bibliographisch zusammenstellte, zu verstehen, muß man sich diese Wurzeln daher immer vor Augen halten. Nachdem 1981 ihr Klassiker über „Gaßbrauch und Gaßspruch in Österreich“ neu aufgelegt werden konnte – in diesem Jahr erschien auch ihr Buch über „Das Ranggeln im Pinzgau und verwandte Kampfformen in anderen Alpenländern“ –, bietet die Festgabe nun die Gelegenheit, die wichtigsten Volkstanzstudien gesammelt zur Hand zu nehmen. Den chronologisch aneinandergereihten Arbeiten wird der grundsätzliche Aufsatz über „Volkstanz in Theorie und Praxis“ aus dem Jahr 1952 vorangestellt. Dann folgen die Tanzaufzeichnungen vom „Neukatholischen aus Ischl“ (1941), vom „Tanz und Spiel nach dem Abdreschen“ (1943), vom „Achtel- oder Mascherertanz“ (1943), vom „Schleunigen“ (1943), vom „Steirischen“ und vom „Landler“ (1947), die sie 1948 und zuletzt 1977 nochmals zusammenfassend behandelte: „Der Schleunige mit vergleichendem Einbezug des Ländlers und Steirischen im Salzkammergut sowie des Salzburgischen Wicklers“. Die Aufsätze über „Der steirische Reiftanz“ (1953), „Zwei Schwerttänze aus dem Böhmerwald“ (1954), „Tänze aus dem Lungau und Pinzgau“ (1976) und „Tanz der Pinzgauer Almleute zu brauchtümlig gebundenen Anlässen“ (1976) komplettieren den umsichtig zusammengestellten Band, der dem einschlägig Interessierten gute Hilfe leistet. Gerne schließt man sich den Worten der Würdigung an: Möge Ilka Peter Gesundheit und Schaffensfreude noch lange erhalten bleiben.

Franz Grieshofer

Herbert Lager – Hilde Seidl, Kontratanz in Wien. Geschichtliches und Nachvollziehbares aus der theresianisch-josephinischen Zeit. Österreichischer Bundesverlag, Wien 1983, 132 Seiten, Abb. und Noten.

Seit dem Wiener Kongreß gilt Wien als Stadt des Walzers. Seine Entwicklung und Vorformen hat Reingard Witzmann in ihrer Dissertation „Der Ländler in Wien“ erstmals dargelegt. Herbert Lager und Hilde Seidl gehen nun noch einen Schritt weiter zurück und untersuchen die Tanzformen des 18. Jahrhunderts. Sie stoßen dabei auch in Wien auf den Kontratanz, der um diese Zeit zu den beliebtesten Gesellschaftstänzen Europas zählte und als „Countrydance“ von England aus via Paris auch in der Donaumetropole Fuß faßte. Es wäre aber nicht Wien, wenn dieser Tanz nicht wieder als „Contredanse française“, einem sogenannten Vierpaarkontratanz, eine speziell wienerische Form gefunden hätte, die jedoch bisher in der Tanzliteratur übersehen worden war. Die Entdeckung und Anregung dazu verdanken die beiden Autoren dem Musikhistoriker und Bibliothekar Robert Lach, der in seinem Buch „Zur Geschichte des Gesellschaftstanzes im 18. Jahrhundert“ die Voraussetzungen zur Beschreibung der Kontratänze dieses Zeitraumes bot. Die wichtigste Quelle für die Rekonstruktion des Wiener Kontratanzes stellt jedoch eine alte Handschrift dar, die eine Sammlung von 100 Vierpaartänzen aus dem Wiener Gesellschaftsleben des 18. Jahrhunderts enthält. Mit Hilfe dieser Grundlage und weiterer, penibel zusammengetragener „Bausteine“ gelingt es Herbert Lager und Hilde Seidl, diesen Wiener Vierpaarkontratanz zu rekonstruieren. Um den Tanz nachvollziehbar zu machen, entwickeln sie einen eigenen Tanzschlüssel, vermitteln sie dazu die Figurennamen bzw. Tanzschritte und fügen schließlich 20 Tanzbeispiele mit Noten und entsprechender Tanzanleitung an. Dazu wird auch noch über die Englischen Tänze in Wien berichtet und wiederum die Tanzanleitung mitgeliefert. Die beiden Autoren wenden sich mit ihrer Untersuchung in erster Linie wohl an die Tanzpraktiker, um die Tradition des Kontratanzes in Wien wieder zu beleben. Dieses handliche Büchlein, das viele instruktive Abbildungen aufweist, bildet aber auch einen wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte des Tanzes in Wien.

Franz Grieshofer

Ferner sind folgende Bücher bei der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingegangen:

Brüder Grimm Gedenken Band 3, hg. von Ludwig Denecke, N. G. Elwert Verlag, Marburg, 1981, XVI, 500 Seiten, 10 Abb. (= Schriften der Brüder Grimm Gesellschaft Kassel, Bd. 5).

Die Beiträge zu diesem vorliegenden dritten Band des „Brüder Grimm Gedenken“, der als Folge zu Brüder Grimm Gedenken Band 1/1963 (= Hessische Blätter Bd. 54) und Band 2/1975 (= Hessische Blätter Bd. 64/65) erscheint, behandeln zunächst Themen zu Leben und Werk der Brüder Jacob und Wilhelm, danach zu deren Ausstrahlung und Nachwirkung in anderen Ländern sowie zu anderen Angehörigen der Grimm-Familie. Den Beschluß bilden zwei Materialzusammenstellungen zu der überragenden Geltung der Brüder Grimm in ihrer Zeit.

Inhalt: Ludwig Denecke, Jacob Grimm und seine Freunde; Heinz Rölleke, Wilhelm Grimms Traumtagebuch; Robert Friderici, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm an Ludwig und Lotte Hassenpflug; Miljan Mojašević, Zum Thema:

Cottas Morgenblatt und Jacob Grimm; Heinz Rölleke, Drei Bildnisse der Märchenvermittlerin Marie Hassenpflug; Jürgen M. Lehmann, „Das Mädchen ohne Hände“ in Kunst und Literatur; Jutta Rissmann, Eine bisher unbekannte handschriftliche Fassung des Grimmschen Märchens „Sechse kommen durch die ganze Welt“ (KHM 71); Else Ebel, Eine bisher unbekannte Nachschrift von Wilhelm Grimms Freidank-Kolleg; Heinz Rölleke, Nochmals zu Wilhelm Grimms Stegreifcharakterisierung des Heldenepos „Ortnit“; Marie-Luise Ehrhardt, Johann Hermann Detmold und Jacob Grimm. Zur Nachgeschichte des hannoverschen Verfassungstreits; Lieselotte E. Kurth-Voigt, Ein Brief Jacob Grimms an Ludwig Pietsch und dessen Bilder zur Kleinen Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen; Alan Kirkness, „Einer der Fleißigsten“ beim Deutschen Wörterbuch: Pastor Friedrich Schrader in Hörste; Ulrich Pretzel, Zur Geschichte des Deutschen Wörterbuchs.

Cornelis Soeteman, Jacob Grimm an L. P. C. van den Bergh und H. W. Tydeman und andere Grimm-Briefe in der Universitätsbibliothek Leiden; Cornelis Soeteman, Drei niederländische akademische Reden über Jacob Grimm; René van de Zijpe, Jacob Grimm im Briefwechsel mit Jacobus Scheltema; Dieter Hennig, Severin Vater, Vuk Karadžić und Jacob Grimm. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Slawischen Philologie; Hans-Bernd Harder, Westslavisches bei den Brüdern Grimm. Materialien im Besitz der Universitätsbibliothek Marburg/Lahn; Doris Leitinger, Neues zu Jacob Grimms Einfluß in Rußland; Ruth Michaelis-Jena, Die schottischen Beziehungen der Brüder Grimm; Giorgio Cusatelli, Die Brüder Grimm und Italien; Lucia Borghese, Antonio Gramsci und die Grimmschen Märchen; Lampros Mygdalis, Die Brüder Grimm in Griechenland; Yoshiko Noguchi, Die erste japanische Übersetzung Grimmscher Märchen und ihr geschichtlicher Hintergrund.

Gerd Hoffmann, Der Sagen- und Märchensammler „Lothar“ war Ferdinand Grimm; Hans Joachim Mey, Die Italienreise Herman Grimms im Jahre 1857.

Ludwig Denecke, Buchwidmungen an die Brüder Grimm. Zweite Sammlung; Ludwig Denecke, Mitgliedschaften der Brüder Grimm bei Akademien, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen, Ehrendoktorate und andere Auszeichnungen.

F. G.